

*Fr. A. H. ...*

Drei Spaziergänge eines Laien  
ins klassische Altertum



In. A. 11.638

347236

# Drei Spaziergänge

## eines Laien

### ins klassische Altertum

von

Carl Jentsch



Leipzig

Fr. Wily. Grunow

1900

36629

BIBLIOTECA CENTRALĂ UNIVERSITĂȚII  
BUCUREȘTI  
33372

1956

RC 26/07

1961

L

**B.C.U. Bucuresti**  
  
**C36629**

## Vorwort

---

Den Dilettantenritt, den ich vor zwei Jahren in dem Schriftchen „Sozialauslese“ in das Gebiet der Biologie wagte, habe ich mit folgender Erwägung entschuldigt. Die Herren Naturforscher verkündigen aller Augenblicke eine neue unfehlbare Wahrheit, deren Tragweite über das Gebiet der Naturwissenschaften in das der Religion und Ethik reicht, die aber der Laie nicht nachprüfen kann, weil es ihm an der Zeit und teilweise auch an der geistigen Schulung gebricht, die zur Erwerbung der Vorkenntnisse notwendig sind. So kann aus den Naturwissenschaften leicht eine Art Geheimwissenschaft werden, deren Pfleger und Bewahrer dem heutigen Laienmenschen ungefähr so gegenüberstehn, wie dem alten Ägypter seine Priester.

Da erscheint es denn geboten, daß sich hie und da einmal ein Laie in dieses Heiligtum wage, der dann seinen Mitbrüdern raten kann, sie möchten nicht alles, was von kompetenter Seite verkündigt wird, vorschnell glauben, denn die Wissenden seien noch keineswegs einig untereinander, und so manches von dem, was der eine oder der andre von ihnen als unumstößliche Wahrheit lehre, sei nur Vermutung oder Hypothese. Mit dem klassischen Altertum steht es etwas anders aber nicht besser. Um Sophokles

zu lesen, bedarf man keiner Vorstudien. Griechisch können alle, die das Abiturientenexamen gemacht haben, und überdies giebt es Übersetzungen, jodaß die Schriftwerke des klassischen Altertums schlechthin jedem zugänglich sind, und jeder sich ein Urtheil über ihren Wert bilden kann. Trotzdem sind sie sehr unbekannt, und infolge dessen haben die Gegner der klassischen Bildung leichtes Spiel. Viele dieser Gegner haben selbst nur wenig und dieses wenige nur flüchtig gelesen, und bei manchen beschränkt sich ihre Kenntniß der Alten auf das, was sie als Schüler unter Seufzen und mit Widerwillen hinuntergewürgt haben. So wird heute die öffentliche Meinung über dieses Gebiet von Leuten gemacht, die es gar nicht kennen. Ich habe den Zusammenhang mit den Alten nie ganz verloren, bald diesen, bald jenen, bald auch nur Wuestemanns Promptuarium Sententiarum einmal zur Hand genommen, und daher kamen mir die Urtheile der Realistenpartei theils falsch, theils übertrieben vor. Den vollen Begriff aber vom Bildungswerte der Klassiker habe ich erst erlangt, seitdem ich vor acht Jahren angefangen habe, eine größere Zahl von ihnen und zwar natürlich die wichtigsten vollständig durchzulesen. Was sie auf mich für einen Eindruck gemacht haben, gebe ich hier wieder, ohne alle gelehrten Brätensionen; die Werke von Fachgelehrten, die über antike Humanität und verwandte Gegenstände handeln, habe ich grundsätzlich ungelesen gelassen, denn in dem Streite über den Bildungswert der Klassiker handelt es sich doch gerade darum, wie sie auf die Gemüther von Menschen wirken, die nicht zum Handwerk gehören.

Die Frankfurter Zeitung theilte in Nr. 326 des vorigen Jahrgangs folgende Äußerung mit, die Goethe dem Philologen Riemer gegenüber gethan hat: „Schon fast seit einem Jahrhundert wirken Humaniora nicht

mehr auf das Gemüt dessen, der sie treibt, und es ist ein rechtes Glück, daß die Natur dazwischen getreten, das Interesse an sich gezogen und uns von ihrer Seite den Weg zur Humanität geöffnet hat. Daß die Humaniora nicht die Sitten bilden! (grammatisch unverständlich aber wörtlich so). Es ist keineswegs nötig, daß alle Menschen Humaniora treiben. Die Kenntnisse historisch, antiquarisch, belletristisch und artistisch, die aus dem Altertum kommen und dazu gehören, sind schon so divulgirt, daß sie nicht unmittelbar von den Alten abstrahirt zu werden brauchen, es müßte denn einer sein Leben hineinstecken wollen. Dann aber wird diese Kultur doch nur wieder eine einseitige, die vor jeder andern einseitigen nichts voraus hat, ja noch obenein nachsteht, indem sie nicht produktiv werden und sein kann.“ Daß die Philologie, denn die ist doch hier mit den Humaniora gemeint, ihre Jünger nicht zu Hellenen macht, ist leider wahr, aber wenn Goethe hätte leugnen wollen, daß die Alten auf seine Sitten eingewirkt haben, so hätte er sein ganzes Leben verleugnet. Unmut über das Treiben der Philologen zusammen mit den übermäßigen Erwartungen, die er, damals ganz Feuer und Flamme für die fortschreitenden Naturwissenschaften, von diesen für die Sitten- und Charakterbildung hegte, werden ihm die unwirsche Äußerung entlockt haben. Auch die Theologie macht schlechte Christen, eben darum aber muß man den Laien die Lektüre des Neuen Testaments empfehlen. Richtig ist, daß die Gymnasialbildung einseitig und unbrauchbar geworden war, und daß sie nicht allein selbst durch die Realien ergänzt werden, sondern daß neben sie auch besondere Bildungsanstalten für die Realien treten mußten, was ja beides seitdem geschehen ist. Die heutige Feindschaft gegen die Klassiker gilt übrigens weniger diesen selbst, als den Privilegien des huma-

nistischen Gymnasiums, und in dieser Hinsicht stehe ich auf der Seite der Realschulmänner und gehe sogar weiter als sie. Ich verwerfe das ganze Berechtigungsverfahren und verwerfe eine Methode des Unterrichts in den alten Sprachen, die nicht mit Liebe zu den Alten, sondern mit Abneigung gegen sie erfüllt; dem Reformgymnasium wünsche ich den besten Erfolg. Nur davon, was wir an den Alten für einen Schatz haben, will ich einen Begriff geben; die Frage, durch welche Schuleinrichtungen dieser Schatz am besten der Nachwelt erhalten werden könne, werfe ich gar nicht auf.

Zum Schluß sei bemerkt, daß die drei hier zusammengefaßten Arbeiten stückweise in den Jahrgängen 1893, 1894 und 1899 der Grenzboten veröffentlicht und für die Buchausgabe durch einige Einschreibungen vervollständigt worden sind.

Reiße, im Januar 1900

Der Verfasser

## Die athenische Volksmoral im Drama

Vor einigen Jahren las ich einmal die wunderliche Behauptung eines Professors, die Alten hätten das Mitleid, wenigstens als „Tugendempfindung einer großen Zahl,“ nicht gekannt. Zunächst fiel mir der berühmte Satz des Aristoteles ein, die Tragödie solle Mitleid und Furcht erregen, um diese Empfindungen zu reinigen, oder, wie es andre verstehen, um das Herz von diesen Empfindungen zu befreien, etwa wie Goethe den Werther schrieb, um die Wertherstimmung loszuwerden. Nachträglich nahm ich mir vor, doch einmal das griechische Drama auf diesen Gegenstand hin anzusehen; ich las daher die drei Tragiker und den Aristophanes — vorläufig in Übersetzung — hinter einander durch. Der Eindruck, den ich empfing, überraschte mich. Ich fand, daß die Griechen, die Athener wenigstens, auf einer höhern Stufe der Sittlichkeit gestanden haben, als man gewöhnlich annimmt, und daß die Schätzung, die sie sowohl von unsern Theologen wie von den realistischen Gegnern des humanistischen Gymnasiums zu erfahren pflegen, ungerecht ist. Ich fand aber auch, daß die Philologen an den Gymnasien die Ungunst, die sie jetzt verfolgt, selbst verschuldet haben: warum peinigen sie die Schüler so übermäßig lange mit Accenten und mit dem Unterschiede von *ὄ μή* und *μή οὐ*, anstatt sie

mit der in den griechischen Dichtungen enthaltenen Geistesnahrung zu speisen! Gewiß wäre Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit in der Einprägung der Elemente nicht zu billigen; diese müssen festsitzen, wenn der Inhalt in der Ursprache genossen werden soll. Aber man könnte wohl das eine thun, ohne das andre zu lassen, wenn man etwas weniger pedantisch verführe. Endlich fand ich, daß sich der Gelehrte, der die griechischen Sittenzustände und sittlichen Anschauungen so erschöpfend darzustellen unternähme, wie es Friedländer mit denen des römischen Kaiserreichs gethan hat, um unser heutiges Geschlecht verdient machen würde. Möchte der nachstehende Versuch, die Moral der Athener, wie sie sich in ihrem Drama spiegelt, in einigen lückenhaften Umrissen zu zeichnen, als Anregung zu einem solchen Unternehmen dienen!

Unter Volksmoral kann man das einem hergebrachten oder obrigkeitlich verordneten Sittenkodex entsprechende Verhalten verstehen, oder ein Verhalten, das einer moralischen Gesinnung entspringt. Unsere Theologen sind im allgemeinen der Ansicht, Moral im zweiten Sinne habe erst das Christentum gebracht, während die jüdische wie die heidnische Moral nur konventionell und erzwungen sei. Für die Athener trifft das, soweit uns das Drama ihre Art erkennen läßt, nicht zu: ihr Handeln, ihre Volkssitte entspringt einer ganz eigentümlichen Sinnesart und ist deren ungezwungener natürlicher Ausdruck. Um die Bedeutung der noch vorhandenen Dramen für die Beurteilung des Volkscharakters richtig zu würdigen, muß man bedenken, daß es keine Buchdramen waren, nicht ungelesene Werke unverstandner einsamer Dichter und Denker, sondern daß sie unter der lebhaften Beteiligung und unter dem Beifall des ganzen Volkes aufgeführt wurden und ihre Autoren zu gefeierten Männern machten. Auch standen die drei großen Tragiker der

Athener, wenn sie ihr Volk zu allem Guten und Edeln ermahnten, diesem ganz anders gegenüber als die jüdischen Propheten dem ihrigen. Sie standen ihm eigentlich gar nicht gegenüber, sondern mitten in ihm drin und sprachen seine innersten Empfindungen aus, während die Propheten der Juden eine Religion und eine Sittenlehre verkündigten, die ihrem „am Herzen unbeschnittnen“ Volke zuwider war, sodaß sie gewöhnlich Verfolgung und manche von ihnen einen gewaltsamen Tod erlitten. In der Rede des Stephanus, im siebenten Kapitel der Apostelgeschichte, wird dieses ungemütliche Verhältnis beschrieben. „Welchen der Propheten — ruft der feurige Diakon — haben eure Väter nicht verfolgt!“ und beschwört so das Prophetenschicksal auf sein eignes Haupt herab. Auch den Tragikern und Komikern Athens begegnete es wohl, daß eines ihrer Stücke abgelehnt wurde, weil es den Anschauungen des Volks widersprach, oder: daß ihnen gar eine Geldstrafe auferlegt wurde; aber eben weil das nur ausnahmsweise vorkam, so folgt daraus, daß die Anschauungs- und Empfindungsweise dieser Männer der ihres Volks im ganzen entsprochen haben muß. Die jüdischen Propheten verkündigten ein religiös-sittliches Ideal, das der großen Mehrheit ihres Volks unverständlich und zuwider war; daher erscheint ihre Predigt nicht als Erguß der Volksseele, sondern als Offenbarung von oben. Die griechischen Tragiker zeigten dem Volke sein eignes Ideal im Bilde; daß das Leben dem Ideal nur sehr unvollkommen entsprach, versteht sich von selbst, aber ohne Zweifel hat die Mehrzahl der Zuschauer gedacht: ein solcher Theseus, ein solcher Neoptolemos, eine solche Antigone, eine solche Athra möchte ich wohl sein!

Jene eigentümliche Denkungs- und Sinnesart der Athener, der ihr Handeln und ihre Lebensweise

entsprang, hat man mit Recht Humanität genannt. Wahre Humanität wird ihnen heute von vielen abgesprochen, von christlichen Apologeten wie von den Vertretern jener modernen angeblich praktischen und realistischen Richtung, deren Begriff vom Erhabnen und Schönen in den zwanzigstöckigen Hotels von Chicago, in den Kursgewinnen und Dividenden ihren Ausdruck findet. Wir werden sehen, ob der hellenische Humanismus wirklich nur Schein gewesen ist.

Es giebt unter den Tragödien des Aeschylus eine, die uns gewissermaßen seine, des Humanismus, Geburt vorführt: die Eumeniden. Orest, der Rächer seines Vaters und Mörder seiner Mutter, ist, von den Rachegöttinnen gepeitscht, ins Heiligtum des delphischen Apoll geflohen. Die Unholdinnen sind entschlummert und lassen dem Unglücklichen einen Augenblick der Ruhe. Apoll erscheint, verspricht ihn zu befreien und schickt ihn unter dem Schutze des Hermes nach Athen, wo er sich an das alte Bild der Pallas setzen und es fromm umschlingen soll. Der Schatten der Ahtämmestra weckt die Erinyen auf. Sie rasen, da sie gewahren, daß ihnen ihr Opfer entkommen ist, und machen dem Apoll heftige Vorwürfe: „Uns greife Götter überrennst du junger Gott! Den Muttermörder stahlst du uns, und bist ein Gott!“ Apoll aber verjagt die allen Göttern, das heißt allen jungen Göttern verhassten „Scheusale,“ die Ausgeburten der Urnacht, aus seinem Tempel:

Fort! meiner Wohnung dürfet ihr nicht nahe sein!  
 Nein, da, wo mörderköpfendes, augauswühlendes  
 Gericht, wo Mordgemetzel, frevole Fehlgeburt,  
 Entmannung, Schändung, alles Jammers Übermaß,  
 Wo Aufgespiegte jammerlaut, Gesteinigte  
 Berröchelnd wimmern.

Also wo barbarische Unthaten von barbarischen Richtern barbarisch gestraft werden, da gehören sie hin, nicht

in das dem freundlichen Sonnengott geweihte Nationalheiligtum der Hellenen. Es folgt ein Streit des Gottes mit den Eumeniden darüber, wessen Schuld die größere sei, Orestes oder Klytämnestras. Die Eumeniden behaupten, der Muttermörder sei der Schuldigere, denn Klytämnestra habe nur den Gemahl erschlagen, und dieser sei ihr nicht blutsverwandt gewesen.\*) Darauf erwidert Apoll:

So ganz mißehrt wird und gering geschätzt von dir  
Der großen Hera und des Zeus eidheilger Bund,  
Mißehrt, verworfen Kypris auch mit solchem Wort,  
Von der doch alles Liebste kommt den Sterblichen.  
Geeint vom Schicksal ist des Manns und Weibes Bund,  
Gerecht bewahret, höhern Rechts als selbst der Eid.  
Und bist du ihnen, wenn sie sich morden, lau genug,  
Sie nicht zu strafen, nicht ergrimmt sie aufzuspähn,  
So leugn' ich, daß Orestes du verfolgst mit Recht;  
Denn dies, ich weiß es, sehr erfüllt es dich mit Zorn,  
Das andre strafft du sichtlich viel gelassener.  
Pallas Athene wird erforschen, was da Recht.

Im nächsten Akt erscheint Orest am Ballasaltar in Athen. Die Erinyen folgen nach, erspähen ihn, drohen, ihm das Blut auszusaugen („lebendig mußt du mich laben, nicht geschlachtet erst“), und schlingen um ihn den Reigen, in grausem Gesang ihr Amt verkündigend: „Frevlern, deren Haupt sich gottlosen Blutgreuel auflud, nachzuspähn, nachzuziehen, sie mit Verstörung, Wirrsinn, Wahnsinn zu plagen, bis sie birgt Grabes Nacht; tot auch sind sie nicht erlöst.“ Athene erscheint, verhört die Klägerinnen und den Angeklagten, der noch für sich anführt, daß seine Hand nicht mehr blutbesleckt, sondern durch ein Opfer gereinigt sei, und erklärt dann, der Fall sei sehr schwierig;

\*) Die modernen Soziologen Morganscher Schule sehen in diesem Streit selbstverständlich einen Beweis für ihre Mutterrechtstheorie; auf solches Gewäsch einzugehen, lohnt nicht die Mühe.

einerseits könne sie den fromm um Schutz flehenden nicht verstoßen, andererseits sei zu befürchten, daß die beleidigten Eumeniden das Land mit Pest schlugen. Sie wolle aus den Edelsten des Volks Richter wählen, die in diesem ersten Falle und auch in alle Zukunft über Blutschuld zu richten hätten. So setzt sie den Areopag ein.

In dem nun folgenden Wechselgesange der Erinnyen werden zwei Gedanken ausgesprochen, die später Athene in anderer Form wiederholt:

Wohl den Menschen; alle Zeit dient zu ihrem Heil die Furcht,  
 Und ein Herzenshüter muß  
 Bleiben stets; Zucht in Thränen lernen frommt.  
 Wer, in dessen Sinne nicht  
 Weilt und wirket rechte Furcht,  
 Sei's ein Mensch, ein Volk, ein Staat,  
 Scheut aus eignem Trieb das Recht?  
 Weder drum unregiert  
 Noch in Herrenjoch zu sein  
 Lebe du.

Nachdem sich der Areopag versammelt hat, erscheint Apoll als Sachwalter des Angeklagten, den er auch noch durch die Mitteilung entlastet, daß er, der Gott, selbst ihn durch einen Orakelspruch angestiftet habe, den Mord des Vaters an der Mutter zu rächen. Athene macht sodann den Mitgliedern des neuen Gerichtshofes ihre Pflicht klar. An diesen Berg werde hinfort geknüpft sein des Volks Ehrfurcht, und ihre Schwester Furcht werde dem Frevel wehren Tag und Nacht.

Nicht unregiert und nicht gewaltbeherrscht zu sein,  
 Das sei dem Volk, fürsorgend rat ichs, hoch und wert!  
 Und nicht entfernt euch alles Furcht erweckende;  
 Denn welcher bleibet, wenn er nichts mehr scheut, gerecht?\*)

\*) Kurze Zeit vor der Aufführung des Stücks hatte Epialtes die Kompetenz des Areopags eingeschränkt; manche Ausleger sehen daher in diesen beiden Versen eine Warnung vor weiteren Einschränkungen.

Wenn diese Körperschaft unbestechlich und ehrenhaft bleibe, nur dem Frevler zornig, für das Heil des Volks wachend, wo alles schläft, dann würden die Athener in ihm ein Bollwerk haben, wie sich seiner kein andres Volk und Land erfreue, nicht der Scythe und nicht der nahe Peloponnes. Stimmengleichheit soll Freisprechung bedeuten, da Athene selbst ihre Stimme für Orestes abgeben will; und da sich wirklich in beiden Urnen gleich viel Steinchen finden, so ist er freigesprochen. Die Erinyen rasen wiederum und verwünschen das Land. Athene bietet ihnen Wohnung an nahe dem Hause des Crechtheus, wo es ihnen an Ehren nicht fehlen soll.

Darum so schleudre nicht in unser Land umher  
Den blutgewetzten Hader, Haßverwilderung  
Ins Herz der Jugend, Trunkenheit weinloser\*) Wut  
Noch Trutz entzündend wie in Hahnes Herzen laß  
In meinen Bürgern Stätte du dem Ares sein  
Des Bürgerkrieges und des wechselseitigen Grimms.  
Rein, außer Lande sei der ganz schon nahe Krieg,  
Drin edler Wettkampf wird des Heldenruhmes sein.

Lange Zeit hören sie gar nicht auf das, was die Göttin spricht, endlich merken sie auf, lassen sich überreden und segnen die Stadt:

Ihr den Segen sag ich gern,  
Ihr verkünd ich gnadenmild:

---

\*) Der Weinrausch war den Griechen göttlichen Ursprungs. Pentheus, König von Theben, will den Gott Dionysos nicht in die Stadt aufnehmen, um sein Volk vor Raserei und Zügellosigkeit zu bewahren, wird aber zur Strafe von seiner eignen Mutter und den übrigen Mä-naden, die ihn für ein Wild ansehen, zerrissen. Die Bacchantinnen, in denen Euripides diesen Gegenstand behandelt, erscheinen mir als das einzige anstößige unter allen uns bekannten griechischen Dramen. Darin aber hatte der Dichter allerdings Recht, daß er das Verbot des Weingenußes als eine dem griechischen Geiste widerstrebende Barbarei verurtheilte.

In stetem Blühen des Lebens Wohl, ein reich Gedeihn;  
Aus Erdennacht aufwärts soll  
Schmeicheln heitrer Sonnenschein.

Manneskraft, blühnde Pracht, mähe nimmer jäher Tod;  
Und den Menschen lieb und hold  
Rüstet die bräutlichen Freuden, die des ihr Gewalt  
Habt, ihr Schwestern,  
Urnachtkinder wie wir, Moiren,  
Ord nende Mächte der Welt u. s. w.

Athene dankt ihnen und beruft das ganze Volk, das sie mit den Worten begrüßt:

Komme denn, du liebstes Aug  
Des Theseidenlandes, edelbürtge Schar  
Der Männer, Knaben, waffenfroher Jünglinge,  
Der Mädchen, Frauen, greiser Mütter würdger Zug  
Mit eurer Purpurfestgewande Pracht geschmückt;  
In frommer Ehrfurcht traget vor der Fackeln Glanz,  
Daß diese Mitherrinnen eures Vaterlandes  
Im Heil des Volks sich gnädig zeigen immerdar.

In feierlichem Zuge werden die Erinyen in ihr neues Heiligtum geleitet.

Anlässe, den Areopag und die Cumeniden zu feiern, fand Aeschylus in den Zeitverhältnissen genug. Aber diese besondern Anlässe beeinträchtigen nicht im mindesten die Grundansicht, die sich in diesem Drama deutlich ausspricht. Es ist den Griechen mit Religion, Recht und Sitte wie mit ihrer Plastik ergangen: lange Zeit blieb ihr Geist in orientalische Bindeln und Gängelbänder eingeschnürt, ehe er, im freundlichen Hellenenlande längere Zeit den orientalischen Einflüssen entzogen, ganz zu sich kam und seiner völlig mächtig wurde. Im Orient war das Schuldbewußtsein mit der Angst vor den furchtbaren Naturgewalten, vor dem sengenden Sonnenstrahl, dem lebentötenden Blutwind, dem Erdbeben und der Überflutung durch

große Ströme zu allerlei düstern Phantasiegestalten verschmolzen, die um so furchtbarer wirkten, als sie mehr und mehr den priesterlichen und königlichen Despoten dienstbar gemacht wurden. Grausames Wüten gegen die Verbrecher erzeugte immer ruchlosere Verbrechen, und zuletzt forderten die Götterscheufale das Lebensglück und das Blut nicht bloß der Schuldigen, sondern gerade der Unschuldigen als wohlgefälliger Sühnopfer. Diesen Greueln machten die neuen Götter des Hellenenvolks, die Abbilder seines von solchem Spuf gereinigten Gemüths, ein Ende. Vernünftige Überlegung erwägt, ob der einer Unthat Angeklagte etwa Entschuldigungsgründe anzuführen habe, was bei Orestes der Fall war, da er in einem Gewissenskonflikt gehandelt hatte. Denn nicht aus Bosheit oder blinder Wut hatte er die Mutter erschlagen, auch nicht übereilt hatte er gehandelt, sondern erst auf den Antrieb des Apollon, der gleich Athene die Vernunft vertritt, d. h. also, nachdem er erwogen hatte, daß er in Ermanglung eines andern Richters verpflichtet sei, den Vater an der Mörderin und ihrem Buhlen zu rächen.\*) Weil jedoch eine Blut-

---

\*) Dieser Gewissenskonflikt wird in allen Dramen, die des Orestes Muttermord zum Gegenstande haben, sehr eingehend behandelt. Euripides läßt z. B. in seinem Orest des Unglücklichen Großvater Tyndareos ausführen, Orest hätte die Mutter in einem ordentlichen Gerichte verurtheilen lassen und verstoßen sollen. Sehr weise sei es von den Vätern geordnet, daß der Mörder nicht wieder gemordet, sondern nur verbannt werde, weil sonst des Mordens kein Ende sein würde — das bekannte Argument gegen die Blutrache, das in einer Zeit, wo der Unterschied zwischen erlaubtem und unerlaubtem Blutvergießen noch nicht ausgediffelt war, auch gegen die Hinrichtung durch die Obrigkeit galt. Dem Menelaos, der den Orest entschuldigen will, sagt Tyndareos: „So lange bei Barbaren, wardst du selbst Barbar.“ Wenn Orest schließlich vom Untergange gerettet wird, so geschieht dies, wie der deus ex machina, Apoll, erklärt, weil die Götter diesen ganzen Rattenkönig von Verschuldungen auf sich nehmen, den sie angestiftet haben, um durch Mord und Krieg einerseits den Übermut der Menschen zu

that, namentlich ein Muttermord, auch unter solchen Umständen immer etwas schreckliches bleibt, so soll der Thäter weder von Gewissensbissen ganz frei sein, nur daß diese ihn nicht zum Wahnsinn treiben und nicht bis zum Tode plagen sollen, noch darf er ohne weiteres losgesprochen werden; in der Stimmengleichheit liegt die Warnung, daß ein Mörder noch keineswegs auf die Losprechung sicher rechnen dürfe, wenn er auch gute Gründe für seine That gehabt habe: ein Steinchen mehr in der andern Urne bringt ihm den Tod. Auch ist die leibliche Befleckung durch eine symbolische Handlung, durch ein Tieropfer zu tilgen, damit der Mensch die innerliche Verunreinigung, die er sich zugezogen hat, empfinde.\*) Und die grausen Bilder des Schuldbewußtseins, die Götter der Urzeit, sollen keineswegs aus dem Gemüte und Gedankenkreise des Volks verbannt, sondern mit der geläuterten Erkenntnis von ihrer Bedeutung erst recht darein aufgenommen werden. Denn die neuen hellenischen Götter wollen zwar nichts andres als ein fröhliches Gedeihen starker, gesunder, glücklicher Menschen, allein sie können das der Urnacht und der Erde, dem geheimnißvollen Schoß aller Dinge, entsprungne Gesetz nicht ändern, daß menschliches Glück und menschliches Leben durch

dämpfen, andererseits ihre übergroße Zahl zu vermindern; also statt der hergebrachten mythologischen Begründung eine ethische und eine volkswirtschaftliche.

\*) Das athenische Strafrecht unterschied Mord (absichtliche Tötung), unabsichtliche Tötung und gerechte Tötung; als solche wurde bezeichnet die des Ehebrechers durch den Ehemann, die des Jungfrauenerschänders durch den Vater und die des Knabenschänders durch einen Verwandten; ferner galten der Totschlag in der Nothwehr und der Tyrannenmord für gerecht. Unrein aber und zu einer religiösen Sühne verpflichtet blieb jeder, der Menschenblut vergossen hatte. Die Anstiftung wurde der That gleich geschätzt. Dem Rechte des Blutrüchers trug das Gesetz insofern noch Rechnung, als der Mörder außer Verfolgung gesetzt werden mußte, wenn ihm der Ermordete vor dem Vertheiden verziehen hatte.

Frevler zerstört werden. Will sich also das Volk seine Fortdauer und sein Glück sichern, so muß es die alten Götter, die des Frevlers Untergang heischen, nicht minder ehren als die neuen, Leben, Lust und Liebe spendenden, und es darf sich der heilsamen Furcht vor jenen nicht ent schlagen. Nur soll die Furcht durch Vernunft gezügelt werden und Abwehr des Frevlers, Ausrottung der Frevler nicht in sinnloses grausames Wüten ausarten. Das Drama bedeutet also bei entschiedner Forderung eines schuldlosen Wandels die ebenso entschiedne Ablehnung jener orientalischen Religion der Furcht und des Schreckens, die aus den Göttern Frazen und Scheusale macht, die Entmannung und Menschenopfer fordert, die grausame Verschärfungen der Todesstrafe begünstigt, die auch in der christlichen Zeit noch fortlebt und sich bald in dem Drohen mit ewigen Höllenstrafen und in deren Ausmalung, bald in Selbstpeinigungen, bald in fanatischer Verfolgung der Andersgläubigen, bald in einer barbarischen Strafjustiz bethätigt. Die alten Rache götter werden von den Griechen als Geschwister ihrer neuen menschenfreundlichen, beide als Verkörperungen ein und desselben ewigen Gesetzes erkannt, aber wie in der Natur die zerstörenden Gewalten den aufbauenden dienstbar sein müssen, nicht umgekehrt, so wird auch für die sittliche Welt dasselbe Verhältnis festgehalten.

Ähnlich ist der Gedankengang im Prometheus, oder vielmehr: ähnlich würde er erscheinen, wenn uns nicht leider der zweite Teil, der entfesselte Prometheus, verloren gegangen wäre. Nur hat die aller Folgerichtigkeit bare Mythologie\*) hier den Dichter ge-

\*) Dio Chrysostomus erklärt in einer Empfehlung der cynischen, modern gesprochen tolstoiischen Philosophie den Mythos für folgerichtig; Zeus habe sich den Menschen als Freund erwiesen, indem er darüber

zwungen, die Rollen zu vertauschen, einen der alten Götter, den Titanen Prometheus, als Menschenfreund, den Herrscher der neuen Götter, Zeus, als Feind der Menschen und ihres Wohlthäters darzustellen. Wie sich in dem verlorenen Schluß der Konflikt beider Götterreiche in die Harmonie einer sittlichen Weltordnung aufgelöst haben mag, kann man aus Andeutungen des ersten Theils erraten; Droysen hat diese Andeutungen ausgesponnen und den mutmaßlichen Plan des verlorenen Dramas sehr überzeugend entwickelt.

Diesen Geist der Menschenfreundlichkeit atmen nun alle uns bekannten Stücke der drei großen Tragiker. Wo schreckliches und grausames verübt wird, da geschieht es entweder im Wahnsinn, wie die oben erwähnte Unthat der Mänaden und der Kindermord des rasenden Herakles, oder aus Gehorsam gegen eine barbarische Volkssitte, einen noch nicht überwundenen Rest der Herrschaft der alten Götter, wie das Opfer der Polyxena in der Hekabe des Euripides und des Astyanax in desselben Dichters Troerinnen. Aber der vom Wahnsinn zu sich gekommene ist, wenn er seine Unthat erfährt, untröstlich; Herakles ist überzeugt, daß kein Land, keine Stadt ein Ungeheuer, für das er sich nun hält, wird aufnehmen wollen, und nur dem beharrlichen und eindringlichen Zureden des Theseus gelingt es endlich, ihn zu bewegen, daß er den Selbstmordgedanken entsagt und auch noch dieses allerichwerste aller ihm vom Schicksal auferlegten Leiden zu tragen beschließt. Wo aber Böses geschieht aus Frevelmut, da trifft den Frevler ungemilderte Verurteilung; als freches Scheusal wird Klytämnestra in des Aischylus Agamemnon vom Chor gezeichnet. Und doch ist Aga-

zürnte, daß ihnen Prometheus das Feuer gebracht und damit zur Glück zerstörenden Kulturentwicklung den Anstoß gegeben habe. (*Διογένης ἢ περὶ Τυραννίδος* 25.)

mentnon nicht ohne Schuld gefallen. Schon auf der Hinfahrt nach Ilion war er gewarnt worden durch ein Zeichen: zwei Adler weideten vom Geweide der tragenden Häsfn. In den Hasenverschlingern erkannte Kalchas die den Göttern mißfällige harte Art der Führer des Zuges:

Daß nur irgend ein Grollen der Götter nicht  
Trefse die Iliomsgeißel, die prunkende,  
Mit bösem Blick! Wahrlich, die lautere Artemis zürnet  
den gier'gen Flügelhunden des Vaters,  
Weil mit der Frucht sie die arme, bevor sie geboren,  
zerfleischten;  
Sie haßt der Adler arges Mahl.

Und jede der Strophen, in denen der Chor diese Erinnerung wach ruft, schließt mit dem Ausruf: Das Gute siege!

Daß das Gute in der Welt, in der Menschennatur überwiege, läßt Euripides den Theseus aussprechen, in dessen Person er die athenische Art zweimal verkörpert hat, in den Schutzlehenden und im Rasenden Herakles. In den Schutzlehenden läßt er ihn sagen:

Mit andern stritt ich manchesmal und eiferte,  
Wenn einer sagen mochte, daß der Bösen Zahl  
Auf Erden größer als die Zahl der Guten sei.  
Ich hielt an anderm Glauben fest; ich meinte stets,  
Mehr walte Gutes auf der Welt als Schädliches,  
Denn wäre dies nicht, lebten wir nicht mehr im Licht.  
Dem Gotte dank ich, welcher uns aus tierischem  
Verwornem Streben wilder Art das Leben schied,  
Der uns den Geist einhauchte, der die Sprache hat,  
Die Gedankenbotin.

Als Wohlthäter der Menschen, als hilfreicher Freund, als Beschützer aller Unglücklichen erscheint Theseus, wo er nur auftritt. Führt er Krieg, so geschieht es nur, um ein Unrecht zu sühnen oder Unterdrückten zu ihrem Rechte zu verhelfen. Auf das Flehen der Mütter

der vor Theben gefallnen Sieben bezwingt er (in den Schutzlehenden des Euripides) die Thebaner, aber fügt der Stadt kein Leid zu, sondern zieht ab, nachdem man ihm die Leichen, deren Bestattung verweigert worden war, herausgegeben hat. Dieselbe Rolle läßt Sophokles den Theseus im Ödipus auf Kolonos spielen, und da der Chor vor Ankunft des Königs Bedenken trägt, ob der Fluchbeladne am heiligen Orte geduldet werden dürfe, spricht Ödipus:

Wohl heißt es, aller Städte frömmste sei Athen,  
Im Elend finde einzig der Vertriebne hier  
Die Rettung; ihn zu schützen, sei sie stark genug.  
Wie schlecht bewährt sich das an mir!

Aber Athen bewährt seinen Ruf. Voll Mitleid, armer Ödipus — redet ihn der herbeigerufne Theseus an —, frag ich dich,

was ist's,

Das du vom Staate und von mir zu bitten hast,  
Du selbst und deine müheladne Führerin?  
Verkünde mir es. Furchtbar lauten müßte, was  
Du bittest, sonst verweigr' ich die Erfüllung nicht.  
Der Zeit gedenk ich, da im fremden Land ich selbst  
Erzogen ward als Fremder und wie keiner sonst  
Viel Kämpfe mit des eignen Haupts Gefahr bestand.  
Drum wend ich nimmer mich von einem Fremden ab,  
Der so mir nahe, ohne Beistand ihm zu leisten.  
Ich weiß, daß ich ein Mensch bin, und daß von dem Tag,  
Der morgen sein wird, mir nicht mehr als dir gehört.

Denselben ritterlichen Sinn erweist sein Sohn Demophon den vertriebnen Kindern des Herakles, als ihr aufopfernder, aber greiser und ohnmächtiger Beschützer Iolaos, durch des Eurystheus Mannen von Stadt zu Stadt gejagt, mit ihnen nach Athen kommt, dort Schutz zu suchen. Als selbstverständliche Pflicht des edeln Mannes bezeichnet Iolaos in den Herakliden, was er an seinen Schützlingen thut.

Für seinen Nächsten schafft und wagt der edle Mann;  
 Doch wer das Herz auf eignen Vorteil nur gewandt,  
 Frommt nicht dem Staat, ist unverträglich im Verkehr,  
 Strebt sich allein zu heben. Selbst erfuhr ich das.  
 Aus Mitgefühl, weil mir Verwandtschaft heilig war,  
 Trug ich, der eine, vieles Leid mit Herakles,  
 Als er mit uns war, während ich behaglich froh  
 In Argos wohnen konnte. Nun der Himmel ihn  
 Aufnahm, bewahr ich, Hilfe selbst bedürfend, hier  
 Des Helden Kinder unter meinen Fittichen.

Wo alte barbarische Sitte ein Menschenopfer  
 fordert, da wird das Empörende daran wenigstens  
 gebührend hervorgehoben. Schändlich wär's, läßt Euripides  
 die Hekabe sagen, deren Tochter Polyxena dem  
 Schatten des Achilleus geopfert werden soll,

schändlich wär es, Frau zu morden, die  
 Ihr früher nicht gemordet, als ihr vom Altar  
 Sie risset; Mitleid fühltet ihr und schontet sie.  
 Verbeut in eurem Lande doch ein gleich Gesetz  
 Den Mord des freien Mannes und des Sklaven Mord.

Und da Odysseus dabei bleibt, man sei der Ehre des  
 Achilleus dieses Opfer schuldig, und Hekabe nun mit  
 sterben will, da spricht Odysseus:

An deiner Tochter Tod genügt; nicht Mord zu Mord  
 Zu fügen ziemt uns; o, bedürfts auch dessen nicht!

Es ist also nicht Mordlust, sondern nur die Macht des  
 Aberglaubens, die solche Opfer fordert. Sehr schön  
 berichtet dann der Herold Talthybios über das voll-  
 brachte Opfer. Was soll ich sagen! ruft er beim An-  
 blick Hekabes,

Kümmert dich der Menschen Loß,  
 Zeus, oder nenn ichs Lüge, nenn ichs eiteln Wahn,  
 Zu glauben, daß noch ein Geschlecht der Götter lebt,  
 Da blinder Zufall alles lenkt, was menschlich heißt?  
 War diese nicht goldreicher Phryger Königin?

Und auf ihre Frage, wie man es mit der Hingeschlachteten gehalten habe:

Zwiefache Thränen willst du mir entlocken, Frau,  
Um deine Tochter, denn berichtet ich ihren Tod,  
Thrünt mir das Auge, wie am Grabe, da sie starb.

Er erzählt nun, wie vor den versammelten Danaern des Achilleus Sohn Neoptolemos die Jungfrau bei der Hand den Hügel hinangeführt, dann aus dem Becher gependet und zum Vater gebetet habe, er möge jetzt, versöhnt durch das Blut der reinen Jungfrau, dem Heere hold sein und ihm glückliche Heimkehr bescheren. Doch als er nun den auferkornen Jünglingen gewinkt habe, „dein armes Kind zu fassen,“ da habe die Jungfrau gerufen:

Ihr Sohn' Achaias, die verheert die Troerstadt,  
Ich sterbe willig; keiner leg an mich die Hand!  
Denn meinen Nacken biet ich dar mit frohem Mut.  
Laßt mich, die Freie, ledig, bei den Himmlischen!  
Damit ich sterb als Freie; denn im Totenreich  
Sklavin zu heißen, schämt sich die Königstochter.  
Da dröhnte Beifall; auch befahl den Jünglingen  
Von ihr zu lassen Agamemnons Herrscherwort.  
Und als die Jungfrau dies Gebot des Königs hörte,  
Nahm sie von hoher Schulter ihr Gewand und riß  
Es bis zur Hüfte mitten durch, zum Nabel hin,  
Und zeigte Hals und Busen, wie ein göttliches Gebild  
So reizend, senkt ein Knie zur Erde dann,  
Und sprach von allen Worten dies hochherzigste:  
Sieh her, o Jüngling! Wünschest du in meine Brust  
Den Stahl zu bohren, bohre; wenn in meinen Hals —  
Wohlan, der Nacken ist gesaft auf deinen Stoß!  
Er, wollend und nicht wollend — denn sie jammert ihn —  
Zerhaut des Atems Röhren ihr mit scharfem Stahl.  
Des Blutes Quelle sprang; sie, im Sterben auch,  
Trug viele Vorsicht, hinzusinken, wies geziemt,  
Zu bergen, was man bergen muß vor Mannes Blick.

Und als im Todesstoße sie den Geist verhaucht,  
 Sann jeder Mann des Heeres auf ein andres Werk.  
 Die einen warfen Blätter auf die Tote hin  
 Aus voller Hand; die Scheiter türmten andre,  
 Die fichtnen Stämme tragend; wer nicht trug, vernahm  
 Von andern, welche trugen, dies hohnvolle Wort:  
 Herzloser, stehst du müßig hier, hast kein Gewand  
 Für solche Jungfrau, keinen Schmuck in deiner Hand?  
 Sie willst du nicht beschenken, die so großgesinnt  
 Hinstarb, so mutig? Solche Kunde bring ich dir  
 Von deiner Tochter; ja, du bist die glücklichste  
 Von allen Müttern und die unglücklichste.

Auch in den Troerinnen kann es Talthybios kaum  
 übers Herz bringen, der Andromache zu verkündigen,  
 was die Danaer über ihr Söhnchen beschlossen haben:

Solchen Beschluß darf nur  
 Ankünden ein Mann, der mitleidlos  
 Und ohne Gefühl, nicht unsers Sinns,  
 Schamloser Vermessenheit hulldigt.

36629  
 Eurystheus in den Schutzlehenden und Lykos im  
 Rasenden Herakles, die beide die Kinder des Herakles  
 umbringen wollen, finden für nötig, sich damit zu  
 rechtfertigen, daß nicht Grausamkeit sie treibe, sondern  
 die Sorge für ihre eigne Sicherheit sie zu solchem  
 Handeln zwingt. Ja sogar Thyssa, die personifizierte  
 Raserei, sträubt sich, dem Gebote der Hera zu ge-  
 horchen und den Herakles zu befallen: Und straf ich  
 liebe Menschen, ist mirs keine Lust. Wie es den  
 Athenern zuwider war, auch manchmal hart und grau-  
 sam sein zu müssen, und daß sie nur durch Not-  
 wendigkeit gedrängt oder durch Ärger und Kummer  
 verbittert auch einmal die rauhe Seite herauskehrten,  
 sieht man recht deutlich aus einer ergötzlich naiven  
 Äußerung des Chors von Bürgern und Bauern im  
 „Frieden“ des Aristophanes. Da ihnen Aussicht ge-  
 macht ist auf die Wiederkehr des Friedens, machen sie

ihrer Freude zuerst in lustigen Tänzen und Sprüngen Luft, dann sagen sie:

Daß es mir beschieden wäre, diesen frohen Tag zu schaun!  
 Nicht als Richter sollst du dann mich mürrisch finden oder  
 streng,  
 Noch von allzuherbem Wesen, wie zuvor es wohl geschah;  
 Mildiglich bewähr ich mich,  
 Jugendlich fühl ich mich ent-  
 bunden solchen Drangfals erst.

Also, wenns den Leuten nur gut geht, dann sprechen sie mit Vergnügen jeden angeklagten Schelm los! Nun, das war freilich nichts weniger als moderne Rechtsstaatsart; doch auch bei uns würde es einen Angeklagten bei aller überzeugten Ehrfurcht vor der unbeugsamen und unbestechlichen Gerechtigkeit der Justiz nicht gerade mit Hoffnung erfüllen, wenn er erführe, daß der Richter von einem Bank mit seiner Frau oder mit Kopfweh in den Termin kommt.

Wollten wir alle Äußerungen lebhaften und zarten Mitleids aus den Trauerspielen zusammentragen, so würde ein ganzer Band daraus werden. Von jedem der beiden ältern haben wir eine förmliche Mitleidstragödie, von Aischylus den Gefesselten Prometheus, von Sophokles den Philoktet. Euripides aber zeigt sich überall so zartfühlend und weich, daß man für die Selbständigkeit eines Volks hangen müßte, bei dem solche Gesinnung und Stimmung zur unumschränkten Herrschaft gelangt wäre. Sie zu kennzeichnen, genügen die oben angeführten Stellen. Nur das eine mag noch hervorgehoben werden, daß, wie besonders des Euripides Hekabe und Troerinnen beweisen, weder die Ausländer noch die Sklaven vom Mitleid ausgeschlossen wurden. Auch aus dem herbern Aischylus geht das hervor. Der von Troja heimkehrende Agamemnon führt die Seherin Kassandra

als Kriegsgefangne mit sich. Nachdem er abgestiegen ist, spricht er zu seiner Gemahlin:

Dieses fremde Mädchen führ  
Ins Haus mir freundlich; wer als Herr sich mild erzeigt,  
Auf den herab sieht mild und gnadenreich der Gott.  
Mit frohem Herzen trägt ja niemand Sklavenjoch.  
Aus vielen Beuten als die schönste Blume mir  
Vom Heer erlesen und geschenkt, so kam sie mir.

Da sie draußen bleibt, so muß Klytämnestra noch einmal aus dem Balaste herauskommen, sie zu holen:

So komm hinein doch! du, Kassandra, bist gemeint;  
Nicht zürnte Zeus dir, daß er in unserm Hause dich  
Am Opfer teil läßt nehmen, mit den übrigen  
Dienstboten hinzutreten an den heiligen Herd.  
So steig herab vom Wagen! Laß den eiteln Stolz!  
Denn auch Alkmenes Sohn, so sagt man, trug es einst,  
Verkauft zu leben und zu essen Knechtesbrot.  
Kommt solches Schicksals Unvermeidlichkeit einmal,  
So ist ein altbegütert Haus ganz angenehm.  
Nur die sich Reichthum unerwartet ernteten,  
Sind ihren Sklaven immer hart und ohn Gebühr;  
Bei uns erhältst du, was für recht und billig gilt.

Da Kassandra stumm und unbeweglich bleibt, so wird Klytämnestra, die sich ohnehin zur verstellten Freundlichkeit gegen die — wie sie argwöhnt — Buhle des verhaßten Mannes zwingen muß, sehr ungeduldig. Der Chor aber meint:

Ein klarer Dolmetsch thut der armen Fremden not;  
Wie eines neugefangnen Wildes ist ihr Thun.

Klytämnestra aber schilt sie eine rasende, worauf der Chor sagt:

Ich aber — Mitleid fühl ich, zürnen will ich nicht!  
So komm, du Arme! deinen Wagen steig herab;  
Dem Zwange weichend weih das neue Joch dir ein.

Seinen milden Sinn bewahrte sich das Hellenenvolk auch noch unter der Römerherrschaft, wie sein Widerwille gegen die Gladiatorenkämpfe beweist. In Griechenland, sagt Friedländer im zweiten Bande seiner Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms (Bd. II, S. 426), „setzte die Bildung und Gesittung des Volks der Einführung der Fechterspiele einen lebhaften Widerstand entgegen, der immerhin soviel vermochte, daß sie dort nicht so allgemein wurden, wie in den westlichen Provinzen. Doch freilich bewies die Gewohnheit ihre unwiderstehliche Macht auch hier. Dies hatte sich schon damals gezeigt, als König Antiochus Epiphanes zum erstenmale in Syrien und wahrscheinlich auch in Griechenland Gladiatorenspiele einführte. Zuerst erzeugten sie mehr Entsetzen als Vergnügen; aber durch häufige Wiederholung und indem er die Kämpfe anfangs nur bis zu Verwundungen, dann bis zum Fall eines Fechters fortführen ließ, brachte er es dahin, daß sie Beifall fanden.“ Doch war es, wie er weiterhin bemerkt, in Griechenland immer nur der Böbel, dem sie gefielen; die Gebildeten waren einstimmig in ihrer Beurteilung, und ein Amphitheater läßt sich nur in Korinth nachweisen, das, als römische Kolonie neu gegründet, von rohem Volke ungriechischer Abstammung wimmelte. „Der Philosoph Demonax soll den Athenern, als sie mit der Einführung dieser Art von Schauspielen umgingen, geraten haben, zuvor den Altar umzustürzen, den sie der Gottheit des Erbarmens errichtet hatten.“

Doch geht die Humanität der Hellenen nicht in weichlichem, kraftlosem Mitleid auf, sondern sie zeigt sich als ein mit Gerechtigkeit, Mut und Thatkraft verschmolzenes Wohlwollen, wovon das Mitleid nur eine unter vielen andern Äußerungen ist. Namentlich aber leuchtet im althellenischen Charakterideal auch jener Edelstein, der nach unsern Begriffen schlechter-

ding's nicht fehlen darf, wenn ein Mann nicht trotz aller sonstigen glänzenden und liebenswürdigen Eigenschaften unsre Achtung verlieren soll: die Wahrhaftigkeit. Bekanntlich pflegt diese Eigenschaft in der Knechtschaft verloren zu gehn, und auch die Griechen haben sie später mit ihrer Unabhängigkeit verloren. Aber aus dem Umstande, daß Homer den verschlagenen Odysseus zum Helden des schönern seiner beiden Gedichte gemacht hat, auf Unwahrhaftigkeit als einen Grundzug des griechischen Nationalcharakters schon in der guten alten Zeit zu schließen, wäre doch voreilig. In der Ilias bildet der geradsinnige Achilleus den Mittelpunkt. In der Odyssee aber erscheinen die Schliche des Helden als entschuldbare und erlaubte Kriegsklitten zur Abwendung von Lebensgefahr. Als ein seefahrendes, koloniengründendes Volk müssen sich die Griechen unzähligemale mitten unter Barbaren von einer Übermacht bedroht gefunden haben, der sie ohne die Waffen eines scharfsinnigen Geistes und einer lebhaften Phantasie hätten unterliegen müssen. Daher war es natürlich, daß neben dem ehrlichen, kühnen Achill der listige Odysseus ihr Nationalheld wurde; die thatsächliche Lage eines seefahrenden Volks in barbarischer Zeit, nicht Lust an der Lüge spiegelt sich in der Odyssee. Sophokles aber, der im Philoktet einen der Schliche des Odysseus darzustellen hat, giebt dem ränkevollen Manne den edeln Sohn des Achilleus bei und läßt dessen reinen Kindersinn über die Anschläge des andern siegen. So wird Philoktet zur Tragödie, nicht bloß des Mitleids, sondern auch der Wahrhaftigkeit.

Neoptolemos, Achills Sohn, wie ihn Sophokles darstellt, ist der schöne Charakter *κατ' ἐξοχήν*. In der altdeutschen Sage kann sich ihm nur Siegfried zur Seite stellen, in der ganzen neuern Litteratur sind ihm höchstens Shakespeares Cordelia, Goethes

Iphigenie und — wenn man das Idyll neben der Heldensage nennen darf — Hermann und Dorothea und Max Piccolomini ebenbürtig. Der von den Griechen auf des Odysseus Rat schmählich ausgefetzt und an einer eiternden Fußwunde leidende Philoktet hat auf Lemnos, einsam und hilflos, zehn qualvolle Jahre verlebt. Da kommt Odysseus, von Neoptolemos begleitet, den Mann oder wenigstens seinen Bogen zu holen, weil der Wahrsager Helenos verkündigt hat, Troja könne nur von Neoptolemos mit Hilfe des Philoktet und seiner Pfeile bezwungen werden. Aber daß sich Philoktet freiwillig entschließen werde, mit Odysseus nach Iliion zu gehn und die Wünsche derer zu erfüllen, die ihn so grausam und treulos behandelt haben, daran ist nicht zu denken. Man wird den Unglücklichen also wohl mit Gewalt fortschleppen oder ihm den Bogen rauben müssen, der ihm dazu dient, Wild zu erlegen und sich so kümmerlich das Leben zu fristen. Ehe man jedoch zur Gewalt schreitet, will es der Verschlagne mit List versuchen. Neoptolemos soll den Kranken allein aufsuchen, ihm vorreden, er habe von den Griechen und namentlich von Odysseus, auf den er weidlich schimpfen möge, schweres Unrecht erlitten und ziehe nun heimwärts; so möge er versuchen, den Betrognen oder wenigstens seinen Bogen ins Schiff zu bringen. Wohl weiß ich, schließt Odysseus seine Instruktion,

Wohl weiß ich, Jüngling, daß es deine Art nicht ist,  
 Zu solcher Rede arger List dich zu verstehn,  
 Doch köstlich ist des Sieges Lohn, der deiner harrt.  
 Drum wag es; rechtlich zeigen wir uns dann nachher.  
 Nur folg mir jetzt für einen kleinen Teil des Tags  
 Und wirf die Scham beiseite. Künftig laß dich dann  
 Den frömmsten aller Menschen nennen immerdar.

Neoptolemos

Was mich entrüstet, o Laertes Sohn, sobald  
 Ich's nennen höre, sträube ich mich auch zu thun.

Es ist mir angeboren, schöne List zu fliehn;  
 . . . . . Besser ist's, des Ziels  
 Zu fehlen, als ein Sieg, der Schande bringt.

Odyssseus

O Sohn des edeln Vaters, in der Jugend war  
 Auch mir die Zunge langsam, rasch zur That der Arm,  
 Doch in des Lebens Schule lernst ich, daß das Wort  
 Und nicht das Handeln überall die Welt regiert.

Neoptolemos

Was sonst, als eine Lüge, forderst du von mir?

Längere Zeit noch sträubt sich Neoptolemos, aber der Vorstellung, daß er ohne den fraglichen Bogen Iliön nicht bezwingen, ohne die von seinem Berater erfundene List aber nicht in den Besitz des Bogens gelangen könne, unterliegt doch schließlich sein ruhm-begieriges Herz. Bei Philoktet's Höhle angelangt, spielt er seine Rolle leidlich; Philoktet beschwört die Fremdlinge, ihn mitzunehmen, und sowohl Neoptolemos wie der aus seiner Schiffsmannschaft bestehende Chor entschließen sich dazu, vom Mitleid überwältigt. Neoptolemos warnt seine Mannen, nicht voreilig zuzusagen, denn sie sind, während er mit Philoktet unterhandelt, in der Ferne stehn geblieben — auf Philoktet's Bitten, damit sie nicht, durch den Gestank der Wunde abgeschreckt, es so machten, wie es bisher alle an der Insel landenden gemacht hätten, deren keiner sich mit einem so ekelhaften Kranken habe schleppen mögen. Nach einem heftigen Anfall seines Übels, worauf, wie er weiß, tiefer Schlummer zu folgen pflegt, giebt Philoktet dem Neoptolemos seine Waffen in Verwahrung. Der Chor wünscht zwar dem Kranken Erleichterung und alles Gute, erinnert aber doch den Neoptolemos daran, daß er jetzt eigentlich seinen Zweck erreicht habe und mit dem Bogen gehn könne. Neoptolemos erwidert, dem Seherworte nach sei nicht allein der Bogen, sondern auch der

Mann vor Iliou nötig. Man erwartet also sein Erwachen. Philoktet ist hoch erfreut, da er die Fremdlinge wieder erblickt; hatte er doch gefürchtet, sie würden, während er schlummerte, ihn verlassen. Mit Neoptolemos Hilfe richtet er sich auf, und von ihm gestützt tritt er die Wandrung zum Schiffe an. Nun aber fällt es dem Jüngling schwer aufs Herz, daß jetzt binnen wenigen Minuten der Betrug offenbar werden müsse. Er seufzt: Weh, weh mir, was werd ich nun weiter thun! Philoktet fragt verwundert, nach und nach kommt das Geständnis heraus. Der Betrogene bricht in Verwünschungen aus und fordert seine Waffen zurück. Schon steht Neoptolemos nach schwerem innerm Kampf im Begriff, sie zu übergeben, da tritt herbeieilend Odysseus dazwischen, hindert es und erklärt dem Philoktet, wenn er nicht gutwillig komme, werde man Gewalt brauchen. Nachdem sich alle Mühe, den Kranken zum Mitgehn zu überreden, vergeblich erwiesen hat, entfernt sich Neoptolemos vorläufig mit Odysseus, die Schiffe zur Abfahrt zu rüsten, doch befiehlt er vorher seinen Leuten, einzuweilen bei dem Elenden zu bleiben:

Odysseus wird mich schelten, daß Erbarmen mich  
Erweicht hat; aber bleibet, wenn es dieser wünscht,  
Bis uns die Mannschaft für die Abfahrt unser Schiff  
Bereit gemacht und zu den Göttern wir gefleht;  
Vielleicht entscheidet dieser Mann indessen sich  
Für bessere Einsicht.

In der Zwischenzeit läßt es der Chor an Zureden und vernünftigen Vorstellungen bei Philoktet nicht fehlen: nur an ihm liege es, seinem Elend ein Ende zu machen. Schließlich zieht sich der Kranke, halb unsinnig vor Schmerz und Seelenangst, in seine Höhle zurück. Da kommt Neoptolemos mit dem Bogen gelaufen, ihm nach eilt Odysseus. Was er da wolle? ruft dieser ihm nach.

Neoptolemos

Gut machen will ich alle meine frühere Schuld.

Odyssseus

Dein Wort erschreckt mich. Welcher Schuld klagst du dich an?

Neoptolemos

Daß ich nach deinem und des Heeres Willen that.

Odyssseus

Von welcher Handlung sprichst du, die dir nicht geziemt?

Neoptolemos

Mit schnöder Arglist hab ich diesen Mann umgarnt.

Nun wolle er ihm die widerrechtlich geraubten Waffen wiedergeben.

Odyssseus

Du aber bist in Worten nicht noch Werken klug.

Neoptolemos

Doch wenns gerecht ist, gilt dies höher mir als klug.

Odyssseus

Und fürchtest du, so handelnd, die Achaier nicht?

Neoptolemos

Nicht fürcht ich deine Drohung, wenn das Recht mich schützt.

Neoptolemos setzt seinen Willen durch und übergibt dem Philoktet seine Waffen. Lange bemüht er sich noch, den verbitterten und eigensinnigen Kranken durch verständiges Zureden zum Mitgehn zu bewegen; er möge doch seinen begreiflichen Widerwillen überwinden; vor Troja werde er zuerst Heilung finden, dann hohen Ruhm gewinnen. Es nützt alles nichts. Da spricht Neoptolemos endlich:

Was soll ich noch beginnen, wenn ein jedes Wort,

Das dich zu überzeugen sucht, vergeblich ist?

Am leichtesten wird mirs, geb ich weiteres Reden auf;

Du lebst dann ungerettet, wie zuvor.

Philoktet erinnert ihn an sein anfängliches Versprechen, ihn in seine, des Neoptolemos Heimat mitzunehmen;

dahin möge er segeln und an Troja nicht mehr denken. Gehn wir denn, wenns dir so gut scheint, spricht der Jüngling und schickt sich an, den stinkenden Krüppel fortzuschleppen, als Herakles erscheint und anders entscheidet.

Was würde Schiller für einen schönen langen Monolog geschrieben haben, um breit auseinanderzulegen, auf was alles der junge Held verzichtet, indem er jenem Glenden sein Wort hält, und welche Last er sich aufbürdet! Vielleicht schwebte diese Stelle aus Philoktet Goethen vor, als er seinem Thoas das große Schlußwort: „So geht, lebt wohl!“ in den Mund legte; aber des Neoptolemos: „Gehn wir denn“ ist größer. Hier haben wir also einen jungen Mann, wahrhaftig und treu, lauter und einfältig, ehrlich und heldenmütig, aber zugleich mild und barmherzig, dem das Gute so natürlich ist, daß ihn nicht das Gute Überwindung kostet,\*) sondern vielmehr das Böse, wozu ihn eine Autorität beschwächt. Wäre es wohl denkbar, daß Sophokles diese Gestalt hätte schaffen und auf die Bühne bringen können, wenn sich ihr die Athener nicht seelenverwandt gefühlt hätten? In Fleisch und Blut verkörpert wird man freilich eine solche Idealgestalt in Athen selten genug angetroffen haben, desto öfter Jünglinge von der Art

---

\*) „Soll Sittlichkeit durchaus nur in der Selbstbestimmung zum Guten gelegen sein, so ist für diejenigen Naturen, die »von selbst«, ohne Zweifel, ohne Wahl das Gute thun, kein Raum gelassen. Und doch ist es nur natürlich, anzunehmen, daß gerade der Mensch, der »von selbst«, ohne sich erst besinnen und überwinden zu müssen, ohne sich also erst zu bestimmen, das Gute thut, der eigentlich Sittliche sei.“ Grundriß einer einheitlichen Trieblehre vom Standpunkte des Determinismus. Von Julius Duboc. Leipzig, Otto Wigand, 1892; S. 208. Ich kenne wenig Schriften, deren Auffassung sittlicher Dinge der meinen so nahe käme, wie dieses vortreffliche, schön geschriebne und nicht sehr umfangreiche Buch.

des liebenswürdigen und schalkhaften Jon, der mit seinem schuldlosen, aber zugleich mühe- und gefahrlosen Leben im bescheidenen Tempeldienste von Herzen zufrieden ist, jedoch auch ein höheres Glück, wenn es ihm beschieden wird, nicht von sich weist und sich den Gott als Vater und die Königin als Mutter gern gefallen läßt, ein Bild derer, die gut bleiben, weil und so lange ihnen das Gute leicht gemacht wird.

Freilich, würde der schöne Charakter für eine willenlos wachsende Blume angesehen und die Herzensgüte des edeln Menschen für eine von aller Selbstthätigkeit so unabhängige Eigenschaft, wie die Geduld des Schafes und die Sanftmut des Kindes, so würde dadurch der Begriff der Sittlichkeit hinfällig. Daß dies aber nicht die Meinung der Griechen war, hat ja schon die Vergliederung der Eumeniden gezeigt. Das Gute, wozu sich der gute Mensch von selbst aufgelegt und gezogen fühlt, erscheint als Erfüllung eines ewigen göttlichen Gesetzes, wogegen der Mensch auch freveln kann, und durch dessen Übertretung er den rächenden Göttern verfällt. Wie die Hellenen jedes große Unglück als eine Strafe für Frevel, namentlich für Übermut auffaßten, das ist zu bekant, als daß wir dabei verweilen sollten. Und wird hie und da der Neid der Götter als Urheber des Unheils genannt, so ist darunter doch nicht das gewöhnliche Laster des Neides zu verstehn, der die Götter unter die bessern Menschen erniedrigen würde, sondern eine berechtigte Reaktion der göttlichen Weltmacht gegen die Überhebung der Großen und Glücklichen unter den Sterblichen. Jene Übereinstimmung des Willens mit dem göttlichen Gesetze nun, die sich auch unter Widerwärtigkeiten bewähren soll, wird vor allem Sinnengenuß als das wahre und höchste Glück gepriesen. In des Aeschylus Agamemnon singt der Chor:

Wie Zeus trifft, mag man hier erkennen!  
Und sehn kann, wer den Spuren nachgeht:

Sie säten, wie er mähte!

Jrgend wer leugnet, daß die Götter  
Hinzusehn würdigen,  
Wenn auch ein Mensch Heiligstes  
Mit Füßen tritt — gottlos Wort!  
Ein Zeug' ist ihres Zorns  
Der scheulos Lüsterne,

Voll Wagnut wilder, als gerecht war,  
Voll Hochmut überstolzen Glückes  
Im Übermaß schuldig!

Sei mein Geschick niedrig, sei der Armut  
Reines Gewissen gnug mir!  
Schutz nicht bietet ja Reichtum  
Dem, der Glückes gesättigt

Frech zertrat der Gerechtigkeit Altar, gegen Vernichtung!

Und weiterhin:

Doch Dikes Huld strahlt in rauchschwarzer Lehmhütte auch,  
Denn sie ehret frommen Wandel hoch;  
Von goldgezierten Pforten, schmutzger Hand besleckt,  
Gewandten Blicks flüchtet sie hinweg,  
Besudlung zu meiden, des Reichseins Truggehalt  
Von feilem Lob falschgemünzt verachtend;  
Jegliches End — zu wägt sie.

Ähnlich läßt Sophokles im König Ödipus den Chor  
singen:

O wäre mir das Loß beschieden, daß ich fromm  
In allem Wort und allem Werk  
Die heilige Scheu bewahrte den Gesetzen, die  
Hochwandelnd im himmlischen Äther  
Geboren werden! Es hat sie gezeugt  
Allein der Olymp, denn nimmer erfand  
Sie der sterblichen Menschen Geschlecht;  
Nimmer umhüllt sie Schlaf der Vergessenheit,  
Mächtig schützt ein Gott sie, der  
Nimmer altert.

Daß es nun aber wiederum nicht die knechtische Furcht vor Strafe ist, was allein das Verlangen nach Gerechtigkeit erzeugt, beweisen Charaktere wie die des Neoptolemos zur Genüge; die Furcht dient, wie in den Eumeniden klar gemacht wird, nur als heilsames Bewahrungsmittel. In der Elektra läßt Euripides die Titelheldin an der Leiche des Agisthus eine Anklagerede halten, worin es u. a. heißt:

Am schlimmsten — was du nicht erkannt — berückte dich  
Der Wahn der Größe, weil du reich an Schätzen warst.  
Das ist ja nichtig, das verweilt nur kurz bei uns.  
Nicht Reichthum, nur ein großer edler Sinn besteht.

Worauf der Chor bemerkt:

Er fehlte schwer und zahlte schwere Buße dir  
Und deinem Bruder, denn des Rechtes Macht ist groß.

Als eine Verkörperung des Gewissens hat Euripides die Priesterin und Seherin Theonoë gezeichnet, die Schwester des Ägypterkönigs Theoklymenus, der die in seine Gewalt gefallne Helena zwingen will, seine Gattin zu werden. Helena fleht zu ihr, sie möge ihrem Bruder den eben angekommenen Gatten Menelaos nicht verraten und ihrer gemeinsamen Flucht nicht hinderlich sein. U. a. spricht sie:

Die Gottheit haßt Gewalt; nur wohl erworben Gut  
Soll jeglicher besitzen, aber keiner Raub.  
Verschmähen muß man ungerechter Schätze Reiz.  
Gemeinsam ist der Himmel allen Sterblichen,  
Gemein die Erde; mehrt den Schatz in euerm Haus,  
Doch rühret nicht an Fremdes, raubt nicht mit Gewalt! . . . .  
Mich gab, o Jungfrau, glücklich und unglücklich einst  
Hermes in deines Vaters Hand, daß dem Gemahl  
Er mich bewahrte. Dieser kommt und fordert mich,  
Und Tod soll er hier finden? . . . .

Nein? Scheue Proteus Schatten und die Himmlischen!  
 Würd auch ein Gott und würde dein Erzeuger wohl  
 Also verweigern ein ihm anvertrautes Gut?  
 Ich zweifle. Sei denn dir auch, Jungfrau, weniger  
 Des Bruders Thorheit als der edle Vater wert!  
 Bist du des Götterrates kundge Seherin,  
 Und achtest doch den rühmlichen Erzeuger nicht,  
 Um deinem ungerechten Bruder hold zu sein,  
 So ist dir's Schmach, zu kennen alles Göttliche,  
 Was ist und nicht ist, aber Pflicht und Tugend nicht . . . .

Nachdem noch Menelaos gesprochen hat, entscheidet  
 Theonoë:

Ich liebe Gutes von Natur, und will es auch,  
 Weil ich mich selbst hochachte. Meines Vaters Ruhm  
 Wird ich nicht schänden, noch dem Bruder eine Gunst  
 Gewähren, die mir künftig Schmach bereitete.  
 Ein großes, lautres Heiligtum des Rechtes ist  
 In meiner Brust hier, das mir Nereus Huld geliehn,  
 Und das ich, Menelaos, treu bewachen will.

Daß es endlich nicht sowohl das Äußerliche, die That,  
 als das Innerliche, die Gesinnung ist, was den Göttern  
 wohlgefällig oder mißfällig macht, vernehmen wir u. a.  
 aus dem Drestes des Euripides. „Ich habe reine  
 Hände!“ beteuert Menelaos; „doch kein reines Herz,“  
 erwidert Drest. Diese unbedingt verpflichtende Macht  
 des Guten voraussetzend, findet es Jon höchst un-  
 geziemend, daß das Heiligtum auch Frevlern als Asyl  
 offen stehe:

Schlimm, daß ein Gott den Menschen nicht, wies billig ist,  
 Und nicht in weisheitsvollem Sinn Gesetze gab!  
 Denn nicht am Altar sitzen sollt ein Bösewicht,  
 Nein, fortgewiesen werden; eine Frevlerhand  
 Darf Götter nicht berühren! Nur der Fromme, der  
 Unrecht erfahren, sollte fliehn ins Heiligtum,  
 Und nicht der Böse, wie der Gute, gleiches Recht  
 An gleicher Stätte nehmen aus der Götter Hand.

Schon das bisher angeführte wird genügen, die Ungerechtigkeit der modernsten Angriffe auf das Hellenentum zu erkennen. In der Renaissance wurde das alte Heidentum nicht allein überschätzt, sondern teilweise auch mißverstanden. In der zweiten Humanitätsbewegung der europäischen Christenheit haben Herder und Lessing, Goethe und Schiller die Alten, namentlich die Griechen, eben nur richtig gewürdigt. In der jetzigen Reaktion gegen den Humanismus vereinigen sich drei Parteien, die sonst einander beseinden, indem sie drei verschiedenen Idealen huldigen: dem orthodoxen Christentum, dem alten Germanentum und dem „Realismus,“ ein ziemlich unklarer Ausdruck, der bald wissenschaftlichen Materialismus, bald banausischen Utilitarismus bedeutet und im letztern Falle gewöhnlich auf ganz ordinären Mammonismus und Amerikanismus hinausläuft. Sehen wir uns ein paar abfällige Urteile eines christlichen Richters an, der wenigstens kompetent war, Döllingers. Dieser große Theologe kannte zwar die griechische Litteratur viel gründlicher als der Verfasser dieser Schrift, ja er war sogar ein förmlicher Liebhaber des Griechischen. Dennoch kann ich mir nicht helfen: ich muß sein Urteil über das Hellenentum für ungerecht halten. Seine Ungerechtigkeit läßt sich auch leicht aus dem Umstande erklären, daß er sich als streng gläubiger Theologe verpflichtet fühlte, die Schattenseiten des griechischen Lebens zu Ehren des Christentums zu übertreiben.

In seinem Werke: Heidentum und Judentum, Vorhalle zur Geschichte des Christentums (Regensburg, 1857) schreibt er S. 664: „Der Grieche war im eigentlichsten Sinne ein politischer Mensch; die Staatsbürgerschaft, die politische, in der Teilnahme an der höchsten Gewalt bestehende Freiheit war sein höchstes Gut.“ Das ist richtig, aber nun kommt das übertreibende und schiefe. „Die völlige Abhängigkeit vom

Staate und die unbedingte Hingebung des Einzelnen an das Ganze, den Staat, war die ihm von Jugend auf anerzogene Gesinnung, und darauf ruhte, darin bestand seine Sittlichkeit.“ Döllinger nahm, wie das in der vorliegenden Frage hergebracht ist, Sparta für Griechenland und Platos Republik für ein Idealbild des damaligen Zustands von ganz Griechenland. Das ist aber noch schlimmer, als wenn ein Schriftsteller des vierten Jahrtausends das preußische Heer für das deutsche Volk und Hegels Staatsidee für eine Abstraktion aus der deutschen Wirklichkeit nehmen wollte; noch schlimmer sage ich, weil Hegels Tendenzphilosophie ihre Wirkung gethan hat und das preußische Heer heute wirklich zwar noch nicht das deutsche Volk, aber seine Beherrscherin geworden ist, während Platos Tendenzschrift wirkungslos verpuffen mußte, weil, als er sie schrieb, der Spartanerstamm, der allein ihre Ideen hätte verwirklichen können, nicht allein entartet, sondern beinahe ausgestorben war. Weiter sagt Döllinger: „Der Inbegriff seiner (des Griechen) Pflichten war, mit seiner ganzen Persönlichkeit im Staate aufzugehn, keinen eignen vom Staate verschiednen Willen zu haben.“ Wunderliche Behauptung! In allen uns erhaltenen Dramen werden sittliche Probleme erörtert, und man sieht, wie sehr ihre Ergründung dem Dichter und seinem Publikum am Herzen liegt, aber vom Staat ist dabei fast nie die Rede; höchstens wird gelegentlich einmal bemerkt, was sich ja für alle Zeiten und Kulturvölker von selber versteht, daß der wahre Mann bestrebt sei, dem Gemeinwesen zu nützen. Nur ein einziges Stück hat die grundsätzliche Erörterung des Konflikts zwischen Privatmoral und Staatsgesetz zum Gegenstande — wie jedermann weiß, ist das die Antigone —, und darin entscheidet der Dichter gegen den Staat. Er stellt ganz wie Petrus (Apostelgesch. 5, 29) den Grundsatz auf: Man muß Gott mehr gehorchen

als den Menschen. Ismene will die Schwester von dem Vorsatze abbringen, gegen das Verbot des Königs den Bruder zu bestatten. Als Frauen könnten sie ja gar nicht daran denken, sich gegen die Herrschaft der Männer aufzulehnen, selbst wenn noch schlimmeres geboten würde:

Ich flehe drum die in der Erde Schoß  
Um Nachsicht an, da, wo Gewalt mich zwingt,  
Den Machtgekrönten ich gehorchen will.  
Denn über Kraft zu thun ist Unverstand.

Antigone erwidert, an Ismenens Beistand sei ihr gar nichts gelegen; sie selbst aber werde thun, was sie für ihre Pflicht halte.

Geliebt bei den Geliebten ruhen werd ich dann,  
Da frommen Frevel ich geübt. Denn länger muß  
Den Toten ich gefallen als den Lebenden;  
Dort lieg ich ewig.

Und dem König ins Angesicht sagt sie später:

War es doch Zeus nicht, welcher dies verboten hat,  
Und sie, die bei den unterirdschen Göttern thront,  
Nie hat den Menschen Dike solch Gebot erteilt,  
Noch glaubt ich so gewaltig deine Herrschermacht,  
Daß du der Götter Satzungen, ein Sterblicher,  
Den ungeschriebnen, wandellosen trogen darfst,  
Denn nicht erst heut und gestern erst, nein immerdar  
Sind sie lebendig; niemand weiß, wie alt sie sind.  
Nicht wollt ich, daß um sie der Götter Strafen ich  
Verfiele, weil ich eines Menschen Übermut  
Gefürchtet. Sterben werd ich, dieses weiß ich wohl,  
Auch ohne daß du mirs gedroht. Muß vor der Zeit  
Den Tod ich dulden, nun, das acht ich für ein Glück.

„Welche Stellung — fährt Döllinger fort — der Einzelne im Gemeinwesen einnehmen wollte, das war nicht seinem Gutdünken überlassen, sie war vielmehr jedem schon im voraus angewiesen.“ Als ob das heute

anders wäre! „Es gab auch eigentlich kein Gebiet, innerhalb dessen der Grieche bloß als Mensch nach seinem Ermessen frei zu schalten berechtigt gewesen wäre.“ Ist wohl ein freieres Schalten denkbar als das des Sokrates, der freilich zuletzt dem Haß seiner Gegner zum Opfer fiel, aber doch erst, nachdem er wohl dreißig Jahre lang bei einer ganz allein nach freier Willkür und eignem Belieben gestalteten Lebensweise die bestehenden Zustände und die herrschenden Personen aufs herbeste kritisiert hatte? Und hat es je eine freiere, kühnere, eigenwilligere Wirkungsweise gegeben als die des Aristophanes, der alle Staats-einrichtungen und Staatsmänner lächerlich macht und in den Rittern sein souveränes Athener Volk unter der Gestalt eines halb blödsinnigen dämlichen Greises verspottet, der erst im Wurstkessel aufgekocht werden muß, ehe er sich wieder mit Anstand vor den Menschen sehen lassen kann? Daß aber die Griechen, mit Ausnahme der Spartaner, im Privatleben, in Ehe-schließung und Kindererziehung, in Gewerbe und Handelsverkehr, in dem Betriebe ihrer Landwirtschaft mehr als wir Heutigen vom Staate beaufsichtigt und beschränkt worden wären, davon ist doch nichts bekannt, wenn man nicht etwa den Umstand geltend machen will, daß in Athen die hohen Leistungen für den Staat, die den Reichen aufgebürdet wurden, der Anhäufung großer Reichtümer hinderlich waren. „Wo das Wohl des Einzelnen mit dem des Staates in Kollision kam oder nur zu kommen schien, da mußte der Einzelne weichen und als Opfer fallen; man schritt über ihn und sein Recht hinweg.“ Ganz so wie immer und überall, wo ein kräftiges Gemeinwesen waltet, mag es Stadt, Staat oder Kirche heißen! „Daher der Ostracismus in Athen, Megara, Milet, Argos, der Petalismus\*)“

\*) So genannt, weil der Name des zu Verbannenden auf Stblätter geschrieben wurde.

in Syrakus." Der Ostrazismus war, weil er die Ehre und den guten Ruf des Betroffenen nicht schädigte, eine weit anständigere Art und Weise, sich verhaßter oder dem Gemeinwesen gefährlich scheinender Personen zu entledigen, als die heute gebräuchlichen Praktiken, zu denen unter andern auch die strafrechtliche Verfolgung in Ungnade gefallner oder mißliebiger Politiker gehört. „Demnach war der griechische Begriff von Gerechtigkeit: daß alles gerecht sei, was dem Staate fromme. Sittlichkeit und Tugend bestanden in der Konformität des einzelnen Willens mit dem Staatswillen und in der Fähigkeit, dem Staate zu dienen, dem Ganzen sich möglichst nützlich zu erweisen.“ Dieser Begriff von Sittlichkeit beherrscht zwar heute die Staatsweisen sowohl Hegelscher als Darwinischer Schule und in der Praxis, wenn auch nicht in der Theorie, die römischen Katholiken, denen ihre Kirche als das eigentliche und höchstberechtigte Gemeinwesen gilt, aber bei den Alten wurde es keineswegs so unbedingt anerkannt. Sogar in Platons Staat gilt als der wahrhaft Gerechte der Mann, der sich um der Gerechtigkeit willen kreuzigen läßt, der also dem ungerechten Staate bis in den Tod Widerstand leistet, und im Drama, das ohne Zweifel den Volksgeist treuer wieder spiegelt, als es die Schriften der Philosophen thun, findet sich, wie wir gesehen haben, von dieser Auffassung der Sittlichkeit keine Spur. Xenophon unterscheidet in seiner Schrift über den Staat der Lazedämonier (VIII, 5) ausdrücklich zwischen *ἀνομιον* und *ἀνόσιον*.

Döllinger spricht dann weiter den Griechen die echte Humanität ab wegen ihrer Geringschätzung der Barbaren und führt unter andern Beweisstellen den bekannten Ausspruch des Sokrates an, er danke den Göttern täglich dafür, daß er Mensch und nicht Tier, Mann und nicht Weib, Grieche und nicht Barbar sei.

Giebt es irgend einen verständigen und tüchtigen Mann unter uns, der nicht genau ebenso dächte? Als Weib wiedergeboren zu werden, würde wohl niemand weniger gewünscht haben als Döllinger. Und wer von uns möchte Neger oder Mongole oder auch nur Pole, Russe oder — pfui Teufel! — Tscheche sein? Eben dieses gehört zur echten Humanität, daß man zu unterscheiden wisse zwischen solchen Völkern und Personen, in denen das Menschentum völlig ausgeprägt ist, und solchen, die als halbe oder ganze Mißgeburten erscheinen. Menschlich behandeln sollen wir den Neger so gut wie unser Vieh, nicht aber ihn als gleichberechtigt anerkennen. Menschlich behandeln sollen wir auch den Rüpel, nicht aber ihn neben Apollo und Siegfried aufs Postament stellen.

Von Völkerrecht, meint Döllinger, sei bei den Griechen keine Rede gewesen. Nun, ein deutscher Professor pflegte noch vor dreißig Jahren seine Vorlesungen über Völkerrecht mit dem Satze zu beginnen: „Meine Herren, ich bin in der merkwürdigen Lage, Ihnen über einen Gegenstand lesen zu müssen, der nicht vorhanden ist.“ Ob es seitdem anders geworden sei, das zu entscheiden überlasse ich den Politikern. „Aber auch selbst zwischen den einzelnen Staaten — sagt Döllinger weiter — und in ihren Händeln untereinander wurde kein rechtliches Verhältnis anerkannt.“ Bei uns in Deutschland haben Anno 1866 die Kanonen das letzte mal gesprochen, und wenn sie nicht alljährlich sprechen, sondern der Schwächere sich dem Vertrage fügt, den ihm der Stärkere auferlegt, so geschieht es nicht aus Ehrfurcht vor irgend welchem Recht, sondern weil der Krieg mit Kanonen und Magazingewehren bedeutend gefährlicher und kostspieliger ist, als der mit Lanze, Schwert und Wurffpieß. „Nur das Recht des Stärkern galt eigentlich, und man sprach es unumwunden aus, daß dies das echt Menschliche sei, andre zu unterdrücken,

damit man selbst nicht unterdrückt werde, oder, wie Perikles vor den Athenern, daß man getrost den Haß der andern verachten solle, wenn man nur von ihnen gefürchtet werde. Die Götter selbst, sagten die Athener den Meliern, gaben den Menschen das Beispiel, daß der Stärkere sich auch seiner Macht zur Unterjochung des Schwächern bediene.“ Alles genau so wie heute. „Die Griechen machten aber dieses Recht des Stärkern, das einzige, das sie in internationaler Beziehung erkannten und anerkannten, mit einer Härte und Schonungslosigkeit geltend, die dem Kenner ihrer Geschichte oft die Frage nahe legt, ob nicht Hinterlist und Grausamkeit tiefe Züge des griechischen Nationalcharakters seien. Das Hinschlachten ganzer Massen, die Ausrottung von Städtebevölkerungen, das Verkaufen der Weiber und Kinder in die Sklaverei, alles das wurde von Griechen an Griechen, nicht in der vorübergehenden Wut einer durch den Kampf aufgeregten Leidenschaft, sondern nach dem Siege mit kaltblütiger Überlegung und nach einem berechneten Plane verübt; Demokratien und Aristokratien, Athen und Sparta wetteiferten darin miteinander.“ Dagegen wäre zunächst zu bemerken, daß uns aus der athenischen Geschichte doch eigentlich nur ein Fall einer großen Abschlachtungen bekannt ist. Als sich im peloponnesischen Kriege 427 die abgefallne Insel Lesbos auf Gnade und Ungnade ergeben hatte, da sprachen die Athener, auf des Demagogen Kleon Rat, das Todesurteil über alle Männer von Mytilene aus, bereuten aber sofort ihre Übereilung und schränkten am andern Tage das Urteil auf die Anstifter der Verschwörung ein. Freilich betrug die Zahl der Hingerichteten auch so immer noch gegen tausend. Sodann aber ist im allgemeinen zu bemerken, daß im öffentlichen Leben von Moral überhaupt nichts sichtbar wird; wer den Menschen nicht im Privatleben,

sondern auf dem weltgeschichtlichen Schauplatze sucht, der findet gar keine Menschen, sondern nur eine Bande von Narren, Bestien und Teufeln. Was wollen die Kämpfe der Griechen untereinander bedeuten gegenüber der Selbstzerfleischung der christlichen Völker Europas! Von der Völkerwanderung bis zum zweiten Pariser Frieden 1815 ein fast ununterbrochenes Gemetzel, verschärft durch Augenstechen, Verstümmeln, Foltern, Verbrennen, Schwedentrank und andre unsagbare Greuel, deren sich die vorbyzantinischen Griechen niemals schuldig gemacht haben! Daß es seit 1815 besser geworden ist, haben wir gewissen politischen Verhältnissen zu verdanken, deren Erörterung nicht hierher gehört, sowie der Umwandlung der Kriegsführung durch die Vervollkommnung der Zerstörungswerkzeuge; ein wenig auch der aus dem Studium der Griechen hervorgegangnen Humanitätsbewegung, die aber in der letzten Zeit wieder zurückgestaut worden ist. Dazu, meint Döllinger, seien dann noch die Parteikämpfe in jeder einzelnen Stadt gekommen. „Da war es dann noch ein Glück, wenn die unterliegende Partei bloß verbannt und beraubt, nicht ermordet wurde, denn auch dies geschah nicht selten. Aus einer einzigen Stadt, klagte Sokrates, gebe es mehr Verbannte und Flüchtige, als in den alten Zeiten aus der ganzen Peloponnes. So ward Griechenland mit heimatlosen Geächteten, welche sich in plündernde und verwüstende Söldnerscharen zusammenthaten und jedem um Geld dienten, erfüllt.“ Genau so wie das mittelalterliche Italien, das dreihundert Jahre lang von fuorusciti und banditi wimmelte, wodurch die Entstehung des Kondottierentums nicht wenig befördert wurde.

Noch eins sei erwähnt, was aus den griechischen Dramen und aus der Wirkung, die sie aufs Volk übten, ohne weiteres hervorgeht, daß das Häßliche und Schreckliche jeder Unthat tief empfunden wurde und

die Gemüther heftig erschütterte. Bei uns Heutigen kann wegen der Masse von Unthaten, die wir aus den Zeitungen täglich erfahren, kaum noch von einem tiefern Eindruck die Rede sein. Wir fangen an stumpfsinnig zu werden. Ja, der Philister braucht die Kunde von täglichen Mordthaten, um durch deren Genuß die erschlafften Schleimhäute seines schwer verdauenden Biermagens anzuregen. In Berlin erschien vor sieben Jahren eine neue Zeitung, die nichts als Verbrechen und Unfälle zu bringen versprach, und London erfreut sich einer *Divorce Gazette*. „Dieses Wochenblatt — so las man 1893 in der Monatschrift *Deutsche Worte* S. 315 — ist eine geschickte Kombination von Gerichts- jaalberichten, Skandalartikeln und Zoten mit Ankündigungen von Agenturen, die Privatdetektivs beiderlei Geschlechts empfehlen, um die nötigen Beweise zur Durchführung der Scheidungsklage herbeizuschaffen u. s. w. Der Zweck des Blattes soll sein, das Hin-fällige und Widersinnige unsrer Ehe zu erweisen. Wie weit es dem Herausgeber damit Ernst ist, bleibe da-hingestellt; das Blatt bezahlt sich bis jetzt sehr gut, und das ist schließlich die Hauptsache.“ Es wäre nur ein unpassender Scherz, wenn ich sagen wollte, daß wir mit dieser *fin de siècle*-Erscheinung einen passenden Übergang zur Darstellung der griechischen Familien-sittlichkeit gewonnen hätten.

Daß sich in Athen die Kinder der liebeichsten Behandlung erfreut haben werden, kann man bei einem so menschenfreundlichen und für Anmut so empfänglichen Volke ohne weiteres annehmen. In der That wird in der Tragödie wie in der Komödie von Kindern und zu Kindern nie anders als in den zärtlichsten Ausdrücken gesprochen. Auch der dumme Bauer *Strepsiades* in den *Wolken* ist der zärtlichste aller Väter. Als sein *Pheidippidon* noch ein kleiner Junge war, hat er ihm von dem ersten *Dolos*, den

er als Richtersold empfing, ein Wägelchen gekauft, und jetzt, da der Bursch ein großer fauler Lummel geworden ist, der abends des Vaters Geld verthut und früh in den hellen Tag hinein schnarcht, während sich der Vater schon vor Sonnenaufgang plagt, da weiß er nicht, wie er das Söhnlein leise und sanft genug wecken soll, um ihm kein Unbehagen zu verursachen. Solche Affenliebe war natürlich nicht Grundsatz oder allgemeine Sitte. Der Preis der alten strengen Kinderzucht, den Aristophanes in den Wolken dem Anwalte des Rechts in den Mund legt, ist wohl zu bekannt, als daß es nötig wäre, Stellen daraus anzuführen. Aber bei der Gemüthsart der Athener war es natürlich, daß sie eher durch übergroße Milde als durch das Gegenteil fehlten. Seid getrosten Muts, sagt in dem Rasenden Herakles des Euripides der Held zu Gattin und Kindern, die er aus Lebensgefahr zu befreien gerade recht kommt,

Und badet eure Augen nicht in Thränen mehr!  
 Du, teure Gattin, sammle dich und fasse Mut,  
 Hör auf zu zagen! Lasset ab von meinem Kleid,  
 Denn Flügel hab ich nicht, will nicht entfliehn.  
 Sie weichen nicht, nein, klammern um so fester sich  
 An mein Gewand! So nahe war euch die Gefahr?  
 Ich will sie führen, will sie mir, gleich wie das Schiff  
 Die Boote, nachziehen; denn um meine Kinder mag  
 Ich gern mich mühen. Hier sind sich alle Menschen gleich.  
 Denn seine Kinder liebt der Hochgeborne, liebt  
 Der Namenlose. Jener lebt in Fülle, der  
 Ist arm, doch Kinderliebe wohnt in jeder Brust.

Nur „die gattenlose Tochter der schwarzen Nacht,“ die Wahnsinnszwut, kann später diesem Vater das unnatürliche Verbrechen des Kindermords eingeben, denn „mit freiem Willen rast doch keiner so, daß er die Kinder töten will, sein Teuerstes,“ wie in den Herakliden Demophon sagt, als der Seher verkündet,

daß die Schattengöttin das Opfer einer edeln Jungfrau fordere. Womit man die heut nicht eben seltenen Prozesse vergleichen mag, in denen gegen Eltern wegen jahrelanger Mißhandlung ihrer Kinder verhandelt wird. Nur bei tödlichem Ausgang, wie in zwei kürzlich in Wien vorgekommenen Fällen, pflegen solche Unthaten dem Schuldigen eine Anklage zuzuziehen, deshalb hat sich bekanntlich in London ein Verein zum Schutze gemißhandelter Kinder gebildet. Eben jetzt erzählen die Zeitungen von greulichen Kindermißhandlungen, deren sich französische und österreichische Nonnen schuldig gemacht haben sollen.

Aber nicht bloß die Eltern, auch Oheime, Freunde der Eltern, Ammen, Hausflaven sehen wir den Kindern Zärtlichkeiten und Fürsorge erweisen oder Schutz gewähren und ihnen bis ins spätere Alter Liebe bewahren. Elektra schickt bei Euripides zu einem alten Sklaven ihres Vaterhauses, der in der Nähe ein Pachtgütchen haben mag, und läßt ihn um einige Nahrungsmittel für eben angekommene Gäste bitten. Da eilt er herbei, beladen mit einem geschlachteten Lamm, Kuchen, Käse und

diesem alten, langbewahrten Bacchusschatz,  
Der lieblich duftet; wenig nur, doch mundet wohl  
Davon ein Becher, beigemischt dem schwächern Trank.

Obwohl noch todmüde und außer Atem vom Erklimmen des steilen Abhangs, fängt er doch an zu hüpfen wie ein Kind, als er in dem einen der Fremden den Orestes erkennt. Besondere Zärtlichkeit wird den Mädchen gewidmet. Ein alter Vater, sagt Iphis in den Herakliden, hat nichts lieberes als eine Tochter. Und wie rührend klagt Ödipus bei Sophokles, ehe er als geblendeter Bettler in die Verbannung zieht, um seine Töchter!

Um meine Söhne, Kreon, quäle nie  
 Dich Sorge; Männer finds, sodaß der Mangel  
 Des Lebens, wo sie seien, nie sie trifft;  
 Bloß um die armen, leidbeschwerten Mädchen,  
 Für die der Speisen Tisch niemals getrennt,  
 Nie ohne mich stand, sondern die an allem,  
 Was ich berührte, Mitgenuß gehabt,  
 Für die nur Sorge! Doch am liebsten laß  
 Sie mich umarmen! . . . .

Ich wein um euch — denn sehen kann ich nicht —,  
 Wenn ich des bittern Lebens Rest bedenke,  
 Den unter Menschen ihr verleben müßt.  
 Zu welchem Umgang werdet ihr euch nahn,  
 Zu welchen Festen, wo ihr weinend nicht  
 Ins Haus zurückkehrt statt vom Schaun ergötzt?  
 Und wenn alsdann ihr zur Vermählung reist,  
 Wer wird es sein, wer wird es wagen, Kinder,  
 Die Schmach sich aufzuladen, die an meinen  
 Und euern Eltern gleich verderbend klebt? . . . .

O Sohn Menökeus, da allein als Vater  
 Du ihnen bleibst — denn wir, die sie erzeugt,  
 Wir starben beide —, so verlaß sie nicht,  
 Daß bettelnd, mannlos nicht die Deinen schweifen;  
 Und mache nie sie meinen Leiden gleich!  
 Erbarm dich ihrer, sie so jung erblickend,  
 Entblößt von allem, was von dir nicht kommt!  
 Versprich mirs, Edler! Reich mir deine Hand!  
 Euch aber, Kinder, fastet ihr es schon,  
 Ermahnt' ich viel noch; doch ich wünsch euch jetzt,  
 Stets recht zu leben, und ein bessres Los  
 Als des zu schauen, der euch Vater war.\*)

\*) Wenn als Gegenstand der *δίκη κακώσεως* nur die Mißhandlung der Eltern durch die Kinder, nicht die der Kinder durch die Eltern erwähnt wird, und wenn dem angeklagten Sohne die Ausrede, er sei selbst vom Vater schlecht behandelt worden, nicht gestattet wurde, so dürfen wir daraus nicht folgern, daß die Eltern ihre Kinder ungestraft mißhandeln durften, sondern das wahrscheinlichste ist bei der großen Bärtlichkeit der Athener, daß solche Mißhandlungen gar nicht vorkamen. Dagegen war jene Klage wegen schlechter Behandlung von

Die Mutterliebe, die auch bei den Wilden und bei den Tieren unüberwindlich ist und nur durch die Verschrobenheit höherer Kulturstufen hie und da in ihr Gegenteil verkehrt wird, bei den Athenern nachweisen zu wollen, ist wohl überflüssig. Doch ist es interessant zu sehen, wie Euripides einen Ausnahmefall, den einzigen, den ihm nicht das Leben, sondern die Mythologie darbot, behandelt und den Konflikt zwischen der natürlichen mütterlichen Empfindung und verbrecherischer Leidenschaft schildert. Nicht eine Griechin war es — „kein Weib in Hellas hätte dies vermocht“ —, die sich durch Rachsucht und Eifersucht hinreißen ließ, ihre Kinder zu morden, sondern die Tochter des Kolcherkönigs, die böse Zauberin Medea, die schon ihren kleinen Bruder rasender Liebesleidenschaft grausam geopfert hatte, das Mannweib, das den Gemahl Memme schalt, das „ruchlose Scheusal, Löwin du, nicht Weib,“ wie sie Jason nennt. Es kennzeichnet den Athener, daß er auch noch in einem solchen Weibe die dämonische Leidenschaft erst einen schweren Kampf mit der Mutterliebe bestehen läßt, ehe sie sich zu ihrem verruchten Entschlusse durchringt.

Nein nein, o Seele, denke dies verwegne nicht!  
 O laß die Kinder, schone sie, Unselige!  
 Mit dir im Banne lebend, sind sie Wonne dir.  
 Nein, bei den Rachegeistern dort in Hades Nacht!  
 Nie solls geschehen, daß ich meine Kinder selbst  
 Hingäbe, meiner Widersacher Spott zu sein.

Und doch, wendet sie sich selbst ein, sei die Unthat fest beschlossen.

---

Waisen vorgeschrieben, wozu gerechnet wurde, wenn die nächsten Verwandten ein verwaistes Mädchen nicht standesgemäß ausstatteten, und zulässig gegen den Ehemann wegen schlechter Behandlung seiner Frau, z. B. wegen Versagung der ehelichen Pflicht, die sie mindestens dreimal im Monat zu fordern hatte.

Noch einen Gruß den Söhnen! Reicht, o Kinder, reicht  
Der Mutter eure Rechte, sie zu küssen, dar.

O liebe Hände, lieber Mund, liebreizende  
Gestalt, o meiner Kinder edles Angesicht!

Ja, werdet glücklich, aber dort! Der Erde Glück  
Nahm euch der Vater. Lieblich hold Umfängen, ach  
Du süßer Hauch des Atems, weicher Wangen Rot!  
Geht, geht, o Kinder! Ich vermag nicht länger mehr  
Euch anzublicken, ich erliege meinem Leid.

Wohl fühl ich, welche Greuel ich vollbringen will;  
Doch über mein Erbarmen siegt des Jornes Wut,  
Die stets die größten Leiden bringt den Sterblichen.

Als rührende Beispiele der Liebe zu den Eltern sind aus Sophokles „Antigone“ und „Ödipus auf Kolonos“ Antigone und Ismene weltbekannt. Ähnlich stellt Euripides in den Phönizierinnen den Charakter der Antigone dar. Hier verzichtet sie auf das Ehebündnis mit Kreons Sohn, um mit ihrem Vater ins Elend zu ziehn. Kreon beantwortet ihre Erklärung mit den Worten: „Wohl edel bist du, aber Thorheit blendet dich.“ Sehr schön hat Sophokles in den Trachinierinnen den Gewissenskonflikt zwischen zarter Liebe zur Mutter und ehrfurchtsvollem Gehorsam gegen den Vater geschildert, wozu der junge Hyllus durch einen Befehl des Herakles gestürzt ward. Der Halbgott hatte die erbeutete Iole nach Hause vorausgeschickt. Dejanira vermag den Gedanken nicht zu ertragen, das eheliche Lager mit einem Nebenweibe zu teilen, und schickt dem Gemahl, um seine ausschließliche Liebe wieder zu gewinnen, das Nessusgewand. Nachdem sie erfahren hat, welche furchtbare Wirkung dieses hervorgebracht hat, bringt sie sich ums Leben. Hyllus, der die Mutter schon des Mordes angeklagt hatte, kommt, findet sie tot und erfährt den Zusammenhang. „Laut um sie jammernd küßt er sie auf ihren Mund, er warf sich zu ihr, seine Seite schmiegte sich an ihre Seite, und oft seufzend klagte

er, daß ohne Grund er sie der schweren Schuld ge-  
ziehen.“ Der sterbende Held aber, der dann herbei-  
getragen wird, befiehlt seinem Sohne, die Tote zu  
heiraten. Hyllus erwidert:

Weh mir, zu zürnen auf den Vater ziemt mir nicht;  
Und doch, so denken ihn zu sehn, wer trüge das?

Herakles

Du sprichst, als wenn du meinem Wunsche dich versagst?

Hyllus

Kann ich die Jungfrau, die allein der Mutter Tod  
Verschuldet, und daß dich ein solches Los ereilt,  
Kann ich sie — wenn nicht kranker Wahnwitz mich be-  
thört —

Zur meinen machen? Besser, Vater, stirb auch ich,  
Als ihr mich zu verbinden, die verhaßt mir ist. . . .  
Ich Armer, wie bedrängen Zweifel mein Gemüt!

Herakles

Nur weil du den nicht hören willst, der dich erzeugt.

Hyllus

Soll ich, dir folgend, Vater, Frevelthat begehn?

Da Herakles von seiner Forderung nicht abgeht, so  
fügt sich Hyllus endlich, „vor den Göttern mich auf  
dein Gebot berufend,“ und tröstet sich damit, daß es  
kein Unrecht sein könne, dem Vater zu folgen.

Nicht minder ergreifend wird in mehr als einem  
Stück der schon erwähnte Gewissenskonflikt des Orestes  
geschildert. In der Elektra des Euripides hält ihn  
die Schwester zum Muttermorde an.

Orest

Was also thun wir? Wagen wir den Muttermord?

Elektra

Erbarmt dich denn die Mutter, nun du sie gesehn?

Orest

Weh!

Sie soll ich morden, die mich aufzog und gebar?

Elektra

So wie sie selbst den Vater dir und mir erschlug.

Drest

Welch Wort des Wahnes, Phöbus, scholl aus deinem  
Mund —

Elektra

Doch ist Apollon thöricht, wer ist weise dann?

Drest

Das mir den Mord der Mutter — welchen Greul —  
gebot! . . . .

Ein böser Geist wohl sprach es, der dem Gotte gleich.

Und als Iphigenie auf Tauris dem Thoas die Unthat berichtet, da ruft der Barbarenkönig entsetzt: „O Phöbus! Auch kein Wilder hätte das gewagt!“ In allen Dramen, die diesen Gegenstand behandeln, wird auch die Gelegenheit wahrgenommen, die zärtliche Geschwisterliebe zwischen Drest und Elektra zu schildern.

Die Ehrfurcht vor dem Alter freilich konnte in einem Volke, das mehr geneigt war, die Kinder zu verzärteln als zu züchtigen, das die Individualität pflegte und demokratischer Gleichheit zustrebte, nicht stark entwickelt sein. Jedermann kennt die Anekdote, wie die Athener einmal im Theater von den lazedämonischen Gesandten beschämt wurden, die einem zu spät kommenden Greise Platz machten. Da konnten denn auch leicht Verletzungen der Pietät gegen die eignen Eltern vorkommen. Aber so weit wie die Germanen sind die Athener darin doch nicht gegangen. Bei den Germanen galt, wie Wackernagel mittheilt, die Regel: Kann der Greis nicht mehr gehen, stehen oder reiten „ungehabt und ungestabt, mit wohlbedachtem Mute, freiem Willen und guter Vernunft,“ so vertauschen Vater und Sohn die Stellung; der Sohn wird Vormund des Vaters, damit zugleich auch

der Mutter, und schickt die Alten mit den Knechten das Vieh hüten, oder wozu sie sonst etwa noch zu gebrauchen sind. Wenn des Sophokles Söhne den greisen Vater wegen Viederlichkeit verklagen und beantragen, daß er für unmündig erklärt werde, so war das doch nur ein Ausnahmefall. Erst als die Sophisten den Glauben an die unbedingte Giltigkeit des Sittengesetzes untergraben hatte, mögen es einzelne Söhne gewagt haben, ihre Eltern zu mißhandeln, wie Pheidippides in den Wolken, der sein Recht dazu haarscharf beweist und das Gebot, die Eltern zu ehren, für eine Menschenatzung erklärt, die, gleich allen Menschenatzungen, willkürlich geändert werden könne; ein göttliches Gesetz gebe es nicht mehr, da es ja keine Götter mehr gebe, sondern nur noch Naturgewalten, König Zeus vom „König Umschwung“ abgesetzt sei. Freilich geschieht dem alten Strepziades ganz Recht; hat er doch selber den Sohn zu den Sophisten in die Lehre geschickt, damit er dort lerne, wie man die Gläubiger betrügen könne, und wiederum geschieht auch den Sophisten Recht, als der über den Erfolg ihres Unterrichts wütend gewordne Bauer ihnen ihre Bude, „die Denkei,“ über dem Kopfe anzündet. In den Vögeln läßt Aristophanes einen ungeratnen Sohn mit der Bitte um Aufnahme nach Wolkenkuckuckzheim kommen, dem an den Vögelsitten namentlich dieses gefällt, daß die Vögel „den für wacker halten, der den Vater würgt und beißt.“ Darauf erwidert Peisithetairos:

Gut! Doch wir Vögel haben auch ein alt Gesetz,  
 Das auf der Störche Tafeln steht seit grauer Zeit:  
 „Nachdem der alte Vater Storch die Störchlunge  
 Herangenährt hat alle, bis sie flügge sind,  
 Dann soll die Brut den Vater nähren wiederum.“

So hatte nämlich Solon verordnet. Das Früchtchen ruft:

Da hätt ich einen schönen Lohn für meinen Weg,  
Wenn ich den Vater hier sogar noch füttern soll!

Peisthetairos möchte aber doch den neu gewonnenen Vogel nicht gern entfliegen lassen und erwidert daher beschwichtigend:

Mit nichten, Armer; weil du kamst als unser Freund,  
Will ich als Waisenvogel dich besittichen.  
Erst aber, Jüngling, höre noch den guten Rat,  
Den mir die Leute gaben, als ich Knabe war:  
Mißhandle deinen Vater nicht!

Innige Liebe zum Großvater und Scheu vor ihm läßt Euripides seinen Drest in dem gleichnamigen Stücke ausdrücken. Als dieser nach vollbrachter Unthat den Tyndareos nahen sieht, spricht er:

Ich bin verloren! Hier ja kommt Tyndareos  
Herangeschritten, und vor allen scheu ich ihm  
Vors Angesicht zu kommen, weil ich solches that.  
Er zog mich auf als Knaben und bedeckte mir  
Den Mund mit seinen Küffen oft, Agamemmons Kind  
Auf seinen Armen tragend, hat mit Leda mich  
Nicht minder als die Dioskuren selbst geliebt.  
Ich hab — o meine Seele, schwer bedrängtes Herz! —  
Nicht schön es ihm vergolten! Wo verberg ich doch  
Mein Angesicht ins Dunkel? Welche Wolke soll  
Ich vor mich breiten und des Greises Aug entfliehn?

Was sodann das Verhältnis der Gatten betrifft, so wird es überall als ein beglückender, hochheiliger Bund inniger Liebe dargestellt, der beide Gatten zur Treue verpflichtet. „Dies ist des Erdenlebens höchstes Glück, wenn mit dem Manne sich verträgt des Weibes Sinn,“ spricht die Amme in der „Medea,“ und Drest in dem gleichnamigen Stück des Euripides:

Ein selig Leben lebt der Mann, dem schön erblüht  
Das Glück der Ehe; wem es da nicht lächelte,  
Dem fiel daheim und draußen ein unselig Los.

Hekabe hält es in den Troerinnen für undenkbar, daß Menelaos sein ehebrecherisches Weib wieder zu sich nehmen könne; diese habe ihn nie geliebt, denn „wahrhaft ja liebt nicht, wessen Herz nicht immer liebt!“

Ohne Zweifel, um den Abscheu vor dem Ehebruch des Weibes als einem beinahe unmöglichen Verbrechen recht kräftig auszudrücken, hat Euripides der Helena, dieser berühmtesten aller Ehebrecherinnen, eine Tragödie gewidmet, in der er sie als unschuldig und ihre Missethat als gar nicht geschehen darstellt. Ein von den Göttern gesandtes Trugbild hat mit Paris entfliehen und so den trojanischen Krieg entflammen müssen, während die wirkliche Helena nach Ägypten entrückt wurde. Dort gerät sie in große Not durch die Bewerbung des Königs Theoklymenus. Doch, meinem ersten Gatten treu, spricht sie,

Anie ich an Proteus' Grabe hier und fleh ihn an,  
Dem Gatten mich zu wahren unbefleckt und rein,  
Daß, wenn in Hellas' Schmachbedeckt mein Name sei,  
Die Schmach doch hier nicht meinen Leib entheilige.

Gerade zu rechter Zeit erscheint als Retter ihr Gatte selbst, der ihrer Versicherung: „Ich wahrte rein und lauter meine Liebe dir“ anfänglich nicht recht traut. In der Ansprache an Theonoë hebt sie den heißen Wunsch, ihre Ehre wieder hergestellt zu sehen, als den hauptsächlichsten der Beweggründe hervor, die sie bestimmen, auf Flucht bedacht zu sein.

O lös aus meinen Leiden mich Unglückliche,  
Und was das Schicksal nicht gewährt, vollende du!  
Denn keiner lebt auf Erden, der nicht Helenen  
Verfluchte, die dem Gatten — so schilt Hellas' mich —  
Untreu, bewohnte Phrygiens' goldreiche Burg.  
Doch kehre ich heim nach Hellas', heim ins Sparterland,

Dann hören sie, dann sehn sie, daß sie Göttertrug  
Verdarr, und ich dem Gatten nicht die Treue brach;  
Und wieder tret ich in die Reihn der edeln Fraun.

Außer Helena und Klytämnestra kommt in den Dramen nur noch eine Ehebrecherin vor, die Phädra im Hippolyt des Euripides. Aber obwohl es bei dieser, die vor Begier nach dem unnahbar keuschen Stieffohn verschmachtet, nicht zur That kommt, wird sie doch von Aristophanes dem Dichter ganz besonders übel genommen. In den Fröschen läßt er den Herrn der Unterwelt einen Wortwettkampf zwischen Aeschylus und Euripides veranstalten, aus dem der ältere Dichter als Sieger hervorgeht. Dieser ruft u. a.:

Die Thatkraft wecke der Mann, der Dichter sich nennt!  
Dort [bei den Dichtern der Vorzeit] schöpsend, erschuf  
nachbildend mein Geist  
Patroklus und Teukrus, löwenbeherzt, auf daß ich er-  
weckte die Bürger,  
Gleich jenen empor sich zu raffen zur Schlacht, wann  
einst die Drommete sie rief.  
Doch dichtet' ich nie mannsüchtige Fraun, niemals Sthene-  
böen und Phädren,  
Ich weiß nicht, ob ich ein liebendes Weib jemals für  
die Bühne gestaltet.

Euripides fragt, was denn die Stheneböen,\*) wie er sie gedichtet habe, dem Staate geschadet hätten. Aeschylus erwidert:

Weil ehrbare Fraun, weil Gattinnen du viel ehrbarer  
Gatten bethörtest.

Euripides

Hab ich denn nicht, was Phädra verbrach, nach wirk-  
licher Sage gedichtet?

---

\*) Stheneböa, Ilias I, 160 Anteia genannt, verführte den Bellerophon und bereitete ihm, obwohl vergebens, den Untergang; das Stück des Euripides, dessen Heldin sie war, ist verloren gegangen.

## Aischylus

Nach wirklicher, ja; doch schändliches Thun, das ziemt  
zu verhüllen dem Dichter,  
Nicht offen im Licht es zu zeigen dem Volk. Denn was  
für die Knaben der Lehrer  
Sein soll, der ihnen den Weg anzeigt, das ist für Er-  
wachsne der Dichter.  
Drum müssen wir stets nur reden, was frommt.

Das ist nun freilich für unsre heutigen Veristen, wie schon für den Linksanwalt in den Wolken, ein überwindner lächerlich altmodischer Standpunkt. Am allermeisten aber verabscheut der possenhafte Sittenprediger den Euripides deswegen, weil er einen Inzest auf die Bühne gebracht hat. Strepziades in den Wolken erzählt, wie es zu dem Streite gekommen sei, worin ihn der von den „Denkern“ verführte Sohn geschlagen hatte. Dieser habe ihm bei Tische etwas singen sollen. Da habe der Junge statt der guten alten Lieder lauter häßliche neue angestimmt.

Gleich sang er von Euripides ein Stück, worin der  
Bruder —  
Apollon, wende ab den Fluch! — bewohnt der eignen  
Schwester.\*)  
Das hielt ich denn nicht länger aus und platzte los mit  
Fluchen.

Dasselbe Vergehen rügt er in den Fröschen. Und wer weiß, ob das verlorne Stück die Sache so anstößig dargestellt hat, wie Richard Wagner in der berühmten Szene zwischen Siegfried und Sigelinde!

Es versteht sich, daß, der Anschauung aller Völker und Zeiten gemäß, die Untreue des Mannes milder beurteilt wird als die der Frau. Daß es der Mann bei längerer Abwesenheit mit andern Weibern hält, findet man selbstverständlich, gerade so, wie nach einem

\*) In dem verlornen Stück Kollus.

Aussatz über hygienische Vorsichtsmaßregeln, die der Europäer in Afrika zu beobachten habe — ich erinnere mich nicht mehr genau, ob er im „Ausland“ oder im „Globus“ stand —, bei den Afrikareisenden die Sitte, eine schwarze Frau auf Zeit zu nehmen, allgemein sein soll. So läßt denn Sophokles die Dejanira beteuern, daß sie dem Herakles darob nie gezürnt habe, nur, wie schon bemerkt wurde, den Gedanken, daß sie nun ein Nebßweib ins Haus aufnehmen soll, vermag sie nicht zu ertragen. Und dieser Widerstand einer Gattin erscheint auch in andern Dramen als durchaus berechtigt, solche Zumutung eines Gatten, oder wenn er die rechtmäßige Frau zu Gunsten einer zweiten Frau verstößt, als frevelhaft, als Barbarenbrauch. „Er hätte wirklich solche Frevelthat gewagt?“ fragt Ägeus mit Beziehung auf Jason, als ihm dessen Gemahlin Medea zur Begründung ihrer Bitte um Schutz berichtet hat: „Daheim gebietet neben uns ein andres Weib.“ Und in der Andromache wird erzählt, wie Hermione, die rechtmäßige Gattin des Neoptolemos, den Tod der Sklavin Andromache, die ihr des Gatten Herz geraubt hat, und ihres Sohnes fordert. Ihre Nebenbuhlerin Andromache wird von ihr belehrt, sie hätte ihre Lage erkennen, der Herrin demütig dienen, das Gemach scheuern sollen;

Doch, Arme, so weit führte dich dein Unverstand:  
 Du wagst, dem Sohn des Mannes, der den Gatten dir  
 Gemordet, beizuwohnen, und dem Mörder selbst  
 Gebierst du Kinder. Solches ist Barbarenbrauch:  
 Der Vater freit die Tochter, und die Mutter freit  
 Den Sohn, und Brüder Schwestern, und des Liebsten Hand  
 Erschlägt die Liebste; alledem wehrt kein Gesetz!  
 Uns das zu bringen, hüte dich! Es ziemt ja nicht,  
 Daß einem Mann zwei Frauen unterthänig sind;  
 Nein, gerne läßt an eines Weibes Liebe sich  
 Genügen, wer nicht wohnen will in Ungemach.

Auch schon die Buhlerei mit Sklavinnen oder losen Mädchen, die vor der Ehe verziehen wird, geziemt dem Verheirateten nicht mehr. Man weiß aus der Odyssee, daß Laertes aus Scheu vor seiner Gemahlin der um zwanzig Kinder erkaufte Eurycleia, der spätern Schaffnerin, nicht beizuwohnen wagte. Ähnliches erfahren wir von Kuthus, den sein vermeintlicher Sohn Ion verhört, um zu erfahren, wer wohl seine Mutter sein möge.

Liebtest du schon andre Mädchen?

Kuthus

In bethörter Jugend wohl.

Ion

Oh Erechtheus Tochter dein ward?

Kuthus

Freilich, seitdem nimmermehr.

Auch wird es nicht schön gefunden, wenn ein Mann einem Mädchen zu einem Kinde verhilft und dann Mutter samt Kind sitzen läßt. Wie Ion vernimmt, daß Apollon selbst an Kreusa so gehandelt haben soll, ruft er:

Tadeln muß ich Phöbus wohl!

Was fällt ihm ein? Jungfrau freit er mit Gewalt  
Und läßt sie ziehn! Zeugt heimlich Kinder und verläßt  
Sie sterbend! Thu nicht also! Wurde dir die Macht,  
Üb auch die Tugend! Strafen ja die Götter auch,  
Wenn eins der Menschenkinder schlimm geartet ist.  
Wie wär es billig, daß ihr uns Gesetze gebt  
Und selbst gesetzes gleiches Fehls euch schuldig macht?  
Wenn ihr — geschehn wirds nimmermehr, ich sag es nur —  
Für jeden Notzwang Buße gäbt den Sterblichen,  
Du, wie Poseidon oder Zeus, des Himmels Herr,  
Ihr leertet, Unrecht hüßend, eure Tempel aus!  
Denn Frevel ist es, daß ihr erst den Lüsten frönt,  
Bevor ihr überleget. Nie geziemt es mehr,  
Zu schelten, wenn wir Böses, das die Götter thun,  
Nachahmen; scheltet jene, die es uns gelehrt!

Zu beachten ist auch, wie zartfühlend Ion, als er an die Mutter ähnliche Fragen wie an den Vater zu stellen hat, ihr das Beinliche ins Ohr flüstert. Jungfrauen ziemt es, nach Ansicht des Euripides, überhaupt nicht, dergleichen zu besprechen oder auch nur zu hören. Im *Drestes* erzählt Elektra, wie die Mutter den Vater gemordet habe, und fügt dann hinzu: „Nicht der Jungfrau ziemts, den Grund zu sagen, dieses Dunkel hell ein andrer auf!“ Und in der *Iphigenie auf Tauris*, wo Drest der erzählende ist, und Iphigenie nach dem Grunde fragt, weshalb Klytämnestra den Gatten ermordet habe, da schließt er ihr den Mund mit dem Wort: „Laß doch die Mutter! Dir ja frommt die Kunde nicht.“

Ein Ideal gegenseitiger Liebe und Treue in der Ehe stellt uns Euripides in der Tragödie *Alkestis* dar. Admet kann nur dadurch vom Tode gerettet werden, daß ein anderer für ihn stirbt. Seine Eltern haben sich geweigert, auf das Nestchen ihres freudlosen Greisenlebens zu verzichten, da hat sich denn die Gattin Alkestis zu dem Opfer entschlossen. Schon harret der Gott des Todes vor der Thür. Das ganze Haus jammert über den bevorstehenden Verlust der geliebten Herrin. Sie selbst aber nimmt Abschied vom Gemahl, von den Kindern, vom Hausgesinde, vom Leben; jeden Altar bekränzt sie und fleht laut die Götter an.

Hierauf zum Ehbett eilte sie in ihr Gemach,  
 Ergoß sich dort in Thränen, und so sagte sie:  
 „O Lager, wo des Mädchens reine Blüte sich  
 Zuerst ergab dem Manne, dem ich sterbe nun,  
 Leb wohl! Ich zürne dir ja nicht, denn mich allein  
 Verdarbst du, weil ich, treu verharrend dir und ihm,  
 Den Tod erdulde. Dich gewinnt ein andres Weib,  
 Nicht tugendhafter wahrlich, doch wohl glücklicher.“  
 Und küssend sank sie nieder, rings besuchete  
 Der Thränen überflutend Naß die Lagerstatt.

Sie stürzt hinaus, kehrt aber noch mehreremale zum Ehebett zurück. Admetos klagt:

Weh, weh! Ich vernehme das traurige Wort,  
 Das bitterer mir ist als jeglicher Tod.  
 Bei den Himmlischen fleh ich, verlaß mich nicht,  
 Bei den Kinderchen, die dein Scheiden verwaist.  
 Wohlauf, harr aus!  
 Denn stirbst du, leb auch ich nicht mehr.  
 Bei dir ist Leben und Tod für mich;  
 Dich acht ich als heilig, o Liebe!

Und da Alkestis ihn bittet, den Kindern keine Fremde als Stiefmutter zuzuführen, beteuert er, er werde überhaupt nicht wieder heiraten, an keinem Gastmahl mehr teilnehmen,

Noch mich begeistern zum Gesang bei libyscher  
 Festflöte; denn du raubtest mir des Lebens Reiz.  
 Von eines Künstlers Meisterhand gebildet, wird  
 Vor meinem Lager aufgestellt dein Ebenbild;  
 Dort hingefunken, und die Händ' umschlingend ihm,  
 Und deinen Namen rufend, werd ich wähen, dich  
 Im Arm zu halten, Liebe.

Der Todesgott führt sie nun fort ins Reich der Schatten. Herakles kehrt als Gast ins Trauerhaus ein, und als er erfahren hat, was geschehen ist, geht er der Verstorbenen nach. Nach einiger Zeit kehrt er zurück, ein verschleiertes Weib an der Hand führend, und bittet den Admet, es ihm zu bewahren, bis er den König im Bastarnerland ermordet haben werde. Admet bittet, er möge sie einem andern in Verwahrung geben;

Ich könnte niemals dieses Weib im Hause sehn  
 Und ohne Thränen bleiben; drum geselle mir  
 Nicht Leid zu Leiden; mich beschwert mein Gram genug.  
 Und wo beherbergt' ich im Haus das junge Weib?  
 Sie sollte wohnen, wo das Männervolk verkehrt?  
 Wie wird sie schuldlos bleiben unter Jünglingen?

Da Herakles mit Bitten nicht nachläßt, will sie Admet durch einen Diener hineinführen lassen, aber das gestattet Herakles nicht; er sagt:

In deine Hände, König, übergeb ich sie.

Admetos

Ich rühre sie nicht an; sie trete nur ins Haus.

Herakles

Ich werde sie nur deiner Rechten anvertraun.

Admetos

O Herr, du zwingst mich! Wider Willen muß ichs thun!

Herakles

Streck aus die Hand, Admetos, kühn berühre sie!

Admetos (das Gesicht abwendend)

So will ich sie berühren, wie der Gorgo Haupt.

Endlich erkennt er die wiederbelebte Gattin. Etwas Innigeres, Zarteres als die Abschiedsgespräche und Klagen zwischen Admet, Alkestis und den Kindern läßt sich nicht denken.

Daß die Ehe ein Bund gegenseitiger reiner Liebe sein soll, scheint dem Aeschylus bei Abfassung der Danaidentrilogie als Tendenz vorgezeichnet zu haben. In den Schutzflehenden singt der Chor der Mägde:

O so schau, Artemis, Jungfrau,  
Du in Mitleid zu den Jungfrau,  
Daß mit Zwang nicht Kythereia  
Sie ins Brautbett der Begier führt;  
Denn ein Greul ist Liebes-Lustkampf.

Die andern beiden Stücke sind verloren, aber die eben angeführte Stelle berechtigt zu der Vermutung, daß Aeschylus den Sinn der Danaidensage so aufgefaßt habe, wie es Droysen (S. 265 seiner Aeschylusübersetzung) angiebt: „Auf dem Geschlecht der Io ruhte Heras Fluch; Hera, die strenge Hüterin der Ehe, hat unablässig ihres olympischen Gemahls Liebe verfolgt und dann ihren Haß, vor dem Io geflohen, auf deren Geschlecht übertragen; sie hat ihn lange verborgen,

bis nun das Geschlecht in herrlichster Blüte dem nahen Untergang zureift. Der Jünglinge wilde Begier und der Mädchen Abscheu gegen die Ehe ist Heras Werk; ihr Haß kann nur durch treue redliche Liebe versöhnt werden, und unberührt in jener Brautnacht hatte Hypermnestra ihren Bräutigam gerettet; er ließ die wilde Begehrlichkeit seiner Brüder, sie die unweibliche Sprödigkeit ihrer Schwestern; es war ein Bund, wie ihn die Hüterin der Ehe loben mußte. In ihnen also ist Heras Haß gegen Jos Geschlecht versöhnt.“

Wohl auf orientalische Einflüsse ist es zurückzuführen, wenn in der griechischen Mythologie nicht allein Jungfrauen als Feindinnen der Ehe erscheinen, wie die Danaiden, Kassandra, Theonoë, sondern auch ein Jüngling, der von den Werken der Kypris nichts wissen mag. Hippolytos ist bei Euripides so keusch, daß er nicht einmal verlockende Gemälde anschauen mag und die Bitte eines alten Dieners, doch auch zu Aphrodite zu beten, ablehnt: „Ein keuscher Jüngling, grüß ich nur von ferne sie.“ Darauf fällt der Diener vor dem Bilde der Göttin nieder und fleht, sie möge dem Jüngling nicht zürnen: „Stelle dich wie taub dazu! Die Götter müssen weiser sein als Sterbliche.“ Aber das Gebet des treuen Dieners nützt nichts; Aphrodite bereitet ihrem Verächter den Untergang durch die Rache der verschmähten Ehebrecherin Phädra. Nachdem diese den Hippolytos verleumdet hat, erscheint seinem Vater Theseus das ganze frühere Leben seines frommen Sohnes als Heuchelei. Die Lebensweise des Jünglings, wie sie der erzürnte Vater schildert, weist wieder sehr deutlich nach dem Orient hin:

Nun rühme dich denn immer, prunk in stolzem Wort  
Mit Pflanzennahrung, sei verzückt und huldige  
Dem Meister Orpheus und der Bücher grauem Dunst —  
Du bist entlarvt! Ich mahne jedermann, zu fliehen  
Vor Heuchlern, die dir gleichen.

Vegetarianer und zugleich leidenschaftlicher Jäger — denn das war Hippolytos als Verehrer der Artemis —, das paßt freilich schlecht zusammen. Aber der Grieche konnte nun einmal das Wesen des richtigen Asketen nicht fassen. Die jungfräuliche Artemis ist keine Asketin, sondern nur eine Verkörperung rüstiger Jugendkraft, die sich nicht durch Wollust schwächen mag. Auch die Bedürfnislosigkeit der Zyniker war nicht asketischer Art, sondern lief praktisch auf dasselbe hinaus wie der Epikureismus: auf Meidung alles dessen, was Unlust erzeugen oder im Gefolge haben kann. Aristophanes hat den Euripides in der Thesmophorienfeier wegen seiner Weiberfeindschaft verspottet, gewiß sehr mit Unrecht. Wenn Hippolytos ruft: „Was hast du doch der Menschen gleißend Ungemach, die Frau, o Zeus, an dieses Sonnenlicht gebracht!“, und wenn er meint, die Götter sollten den Männern lieber ohne Vermittlung der Frauen Nachwuchs schenken, so gehörte das zum Charakter der Rolle. Die spärlichen tadelnden Bemerkungen, die sonst noch vorkommen, verlieren sich in den Huldigungen, die liebenswürdigen und hochherzigen Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts dargebracht werden. Weiberfeindschaft lag gewiß nicht in der weichen Natur des Dichters; dagegen findet man es bei dem strengen, durchaus männlichen Aeschylus natürlich, wenn er gelegentlich einmal, wie in den Sieben gegen Theben, einen Mann auf das Geschwäß und Gejammer der Weiber schelten läßt, wie das zu allen Zeiten bei den Männern Brauch gewesen ist.

Daß sich bei einem Ehebruch das Verdammungs-urteil der öffentlichen Meinung einseitig gegen die Frau lehre, darüber beschwert sich Ahytänestria in des Euripides Elektra, aber eine so grausame Behandlung wie bei den alten Germanen hatte die Ehebrecherin nicht zu fürchten; so sehr man auch in Athen

den Bund der Hera ehrte, huldigte das lose Völkchen doch der Apyriß zu gern, als daß es nicht bereitwillig Vergehungen verziehen haben sollte, zu denen sie verleitete. Was den Ehebrecher\*) anlangt, so erscheint es uns Heutigen mit Recht höchst anstößig, daß seine Bestrafung, die Rhaphanidosis, einen poffenhaften Charakter trug.\*\*) Doch muß billigerweise dagegen gehalten werden, einerseits, daß überhaupt eine Strafe immer noch besser ist als gar keine — geht doch bei uns heutigen Deutschen, wo der Ehebruch zu den Antragsdelikten gehört, nicht allein der Ehebrecher, sondern auch die Ehebrecherin fast immer straflos aus; andererseits, daß es im Mittelalter alle Völker Europas liebten, aus der Abstrafung von Verbrechern einen Ulf für die Straßensugend zu machen. Poffenhafte Strafarten von der Art, wie sie heute nicht mehr öffentlich erzählt werden können, kommen z. B. im lübischen Rechte vor, und in Stalien mußte sich der Bankerottierer auf dem Markte einer höchst lächerlichen und schimpflichen Zeremonie unterwerfen, ehe ihm der Afford eingehändigt wurde. Daß Aristophanes die geschlechtlichen Verirrungen nicht beweinen, sondern belachen ließ, gehörte zu seinem Handwerk als Komiker; man wird daraus also schwerlich den Schluß ziehn dürfen, die Athener hätten diese Dinge leichtfertiger behandelt, als die Völker im Durchschnitt zu thun pflegen. Puritaner allerdings lachen nicht über dergleichen, auch nicht in der Komödie; aber die lachen überhaupt nicht und haben gar kein Lustspiel.

---

\*) Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß in Athen, wie bei allen Völkern aller Zeiten, von Ehebruch des Mannes nur dann die Rede war, wenn er mit der Gattin eines andern Umgang gehabt, also dessen Ehe gebrochen hatte. Nur die christliche Kirche faßt jeden außerehelichen Umgang eines verheirateten Mannes als Ehebruch auf.

\*\*) Daß es dem Ehemann gesetzlich erlaubt war, den in flagranti ergriffnen Ehebrecher zu töten, ist oben erwähnt worden.

Die Charakteristik dieser Seite des athenischen Volkslebens würde unvollständig bleiben, wenn wir nicht noch den edeln armen Landmann erwähnten, der die Elektra (in dem gleichnamigen Stück des Euripides) geheiratet hat, um sie den Unbilden zu entziehen, denen sie im Hause ihres Stiefvaters ausgesetzt gewesen ist, aber von seinem Gattenrechte keinen Gebrauch macht und sie nicht berührt, damit sie später unentweiht einen ebenbürtigen Mann heiraten könne. Wäre eine solche Handlungsweise ganz unerhört und undenkbar gewesen, so hätte sie Euripides weder erfunden noch auf die Bühne bringen können.

Endlich mögen noch ein paar Stellen aus einem Prosaiter, aus Xenophon, die athenische Auffassung der Familienverhältnisse beleuchten. Im *Dikonomikos* erzählt er gar anmutig, wie Ischomachos seine junge Gattin in der Führung des Hauswesens unterrichtet, dabei fortwährend hervorhebend, daß zwischen ihnen beiden die innigste Gemeinschaft der Empfindungen, der Interessen, des Vermögens, der Freuden und Leiden bestehe. Dem Tyrannen Hiero legt er (Hiero III, 3—5) den Ausspruch in den Mund: daß die Freundschaft das höchste Gut sei, hätten auch die Staaten anerkannt. Denn unter allen Totschlägen ließen sie allein den vom Ehemann am Ehebrecher begangnen unbestraft, offenbar deswegen, weil der Ehebrecher die innigste Freundschaft zerstöre, die zwischen Gatte und Gattin, die nach Ersättigung am Liebesgenuß bestehen bleibe. Und im siebenten Kapitel der *Memorabilien* teilt er einen Vorfall mit, der auch in die wirtschaftlichen Zustände einen Blick thun läßt. Sokrates fragt den Aristarch, warum er so betrübt sei. Dieser erzählt, die Kriegsunruhen hätten nicht allein sein Einkommen vermindert, sondern ihm auch noch so viel Schwestern, Basen und Mühmen ins Haus geweht, daß er vierzehn freie Personen zu erhalten

habe, da lange es ihm nun nicht mehr. Sokrates meint, er solle es machen, wie der und jener, der noch mehr Mäuler zu füllen habe und sogar reich dabei werde. Ja, die beschäftigten Sklaven; er aber habe Freie, Verwandte zu ernähren. Sokrates entgegnet: Besteht denn die Freiheit darin, daß man nichts thut als essen und schlafen und dadurch ein unnützes, schlechtes Wesen wird? Gegenwärtig seien Aristarch und seine Frauen einander gegenseitig gram; wenn diese ihm Geld verdienen hülften, würden sie, weil jedes dem andern nütze, einander lieben. Er möge Wolle kaufen und Gewebe für den Verkauf anfertigen lassen. Aristarch befolgt den Rat und befindet sich wohl dabei. Daß Frauen, die einen Mann, Vater oder Bruder hatten, sich ihr Brot anders als durch Arbeit im Haushalt verdienen sollten, das war eben den Alten ein unfaßbarer Gedanke.

Nach dem bis jetzt angeführten dürfte es schwer halten, aus den Stücken der großen Tragiker und, abgesehen von einem einzigen später zu besprechenden Umstande, selbst aus denen des Aristophanes einen Moralgrundsatz herauszufinden, der einem edeln Charakter unsrer Zeit nicht anstünde. Aber haften nicht dem griechischen Volksscharakter weltbekannte häßliche Schandflecke an?

Der strenge Christ wird einen solchen schon in dem Mangel der Feindesliebe bei den Helden der Alten finden. „Ein Achill oder Odysseus — schreibt Wundt in seiner Ethik —, in denen die Zeit, die zuerst den homerischen Gedichten lauschte, Vorbilder männlicher Tugend sah, wie anders erscheinen sie dem stoischen Philosophen oder gar dem brahmanischen Weisen und frommen Christen, denen Zorn und Rache, List und Betrug, selbst wenn diese in dem Dienste rühmlicher Zwecke zu stehen scheinen, als verabscheuungswerte Verbrechen gelten!“ Den schlauen

Odysseus haben wir schon abgethan. Was aber die Rache anlangt, ist etwa der moderne Zweikampf etwas andres als Rache? Und der Beleidigte, der ihn ablehnt, darf in dem Staate, der sich heute vor allen der sittliche und christliche zu sein rühmt, dem Stande nicht angehören, den dieser Staat als seinen vollkommensten und würdigsten Repräsentanten ehrt. Auch der österreichische Kriegsminister hat den Reserveoffizieren verboten, sich an katholischen Studentenverbindungen zu beteiligen, weil diese die Pflicht ritterlicher Genugthuung ablehnten. Und wenn das liberale Bürgertum diese Sitte als barbarische Unsitte verurteilt, so geschieht es nicht, um dem christlichen Grundsatz der Feindesliebe Geltung zu verschaffen, sondern aus Abneigung gegen den Ritterstand und zu Ehren des sogenannten Rechtsstaats. Im Privatleben denken und handeln die liberalen Bürger genau so wie die konservativen Ritter, und die frommen Christen so wie die alten Heiden, nur daß ihre Rachethaten meist die ritterliche Eleganz vermissen lassen. In L. war ich mit einem Herrn befreundet, der seines Amtes als Kirchen- und Schulpflichter mit großem Eifer waltete und u. a. jedesmal den Geistlichen und Lehrern den Kopf warm machte, so oft er bemerkte zu haben glaubte, daß sich Kinder auf dem Schulwege nicht ganz artig betragen hätten. Einmal saß ich bei ihm, als sein zwölfjähriges Söhnlein aus der Schule nach Hause kam und ihm klagte, daß ihn ein Junge unterwegs beleidigt hätte. Und das hast du dir gefallen lassen? fragte der Papa, und du hast ihm nicht sofort eins übers Maul gegeben und ihn durchgehauen? O du Feigling, du Memme du! Pfui, schäme dich! Männer, die nach einer Ohrfeige auf die rechte Wange auch die linke hinhalten, sind eben im öffentlichen Leben unmöglich und kommen auch im Privatleben nicht durch, wenn

sie nicht Angehörige der untersten Klassen sind, für die es in vielen Fällen Lebensbedingung ist, sich schweigend mißhandeln zu lassen. Die Wirklichkeit berechtigt also auch heute noch, und heute erst recht, den Dichterphilosophen Nietzsche, zwischen Herren- und Sklavenmoral zu unterscheiden und das Christentum eine Sklavenmoral zu nennen. Sein Unrecht besteht bloß darin, daß er den Herren nicht allein das Recht zugesteht, die Untergebenen als Untergebene zu behandeln, die eigne persönliche Würde und Ehre aber durch Gewaltthat zu wahren, sondern auch das andre verwerfliche, die Untergebenen und Besiegten den eignen Lüsten zu opfern. Andererseits rührt die vielgegeißelte Heuchelei und Verlogenheit unsrer Zeit eben daher, daß man den Spruch: „Eines schickt sich nicht für alle“ in der Moral nicht gelten lassen und die Nothwendigkeit verschiedner Moraltypen für die verschiedenen Geschlechter, Lebensalter und Stände nicht einsehen will. Jene Moral der Bergpredigt, die in der Feindesliebe ihre schönste Blüte treibt, ist die Moral der Armen und Dienenden und der Entsagenden unter den Reichen und Mächtigen, und diese Entsagenden bilden ein wohlthätiges Gegengewicht gegen den Welt= sinn, sind daher zu ehren, und es wäre sowohl unrecht als unflug, sie zu verspotten oder sie ausmerzen zu wollen. Aber für Helden, die die Welt beherrschen, die Menschheit zu Thaten anregen und vorwärts bringen wollen, taugt sie nichts. Was die gewöhnlichen Leute anlangt, gebildete wie ungebildete, so erstaunt man oft darüber, welches unversöhnlichen Hasses sie fähig sind, und durch welche lächerlich kleine Ursachen, oft rein eingebildete Beleidigungen ein solcher Haß erregt werden kann; fromme und unfromme verhalten sich darin ganz gleich, und selbst Geistliche machen sich solcher Unversöhnlichkeit schuldig. Es soll nicht geleugnet werden, daß die Kirche so manchen zur

Neue und Verjöhnung befehrt, und daß Christi Beispiel manches rachsüchtige Herz bezwingt, aber das sind einzelne Vorgänge, die auf den Lauf der Welt, der immer auch durch gewaltige Wogen von Haß und Rachsucht mit bestimmt wird, keinen Einfluß üben.

Übrigens lassen die griechischen Tragiker die Rache ihrer Helden weder ins maßlose ausschreiten noch unanständig werden, sie geben sogar dem Zweifel Raum, ob Rache überhaupt erlaubt sei. Des Aeschylus Elektra (in den Grabespendnerinnen) weiß nicht, was sie an des Vaters Grust beten soll. Der Chor rät ihr, sie möge zunächst des Bruders in Liebe gedenken und dann der Schuldigen:

Sag ihnen, kommen werd ein Gott einst oder Mensch —

Elektra

Meinst du, der sie richten, oder der ihn rächen wird?

Chorführerin

Du sagst es einfach: der den Mord mit Mord vergilt!

Elektra

Doch ist es fromm auch, von den Göttern das zu flehn?

Chorführerin

Wie nicht, daß seine Schuld dem Feind sich rächt?

Nicht zur Sättigung ihres persönlichen Rachegefühls also soll Elektra die Bestrafung der Schuldigen verlangen, sondern damit der verletzten Gerechtigkeit Genüge geschehe. Am Schluß ihres Gebets zur Seele des Vaters spricht sie:

Mir aber gieb du, daß ich tugendhafter sei  
 Denn meine Mutter, reinen Wandels, reiner Hand!  
 Für uns gebetet hab ich dies; den Feinden laß  
 Erscheinen, sag ich, einen, der dich, Vater, rächt,  
 Auf daß die Mörder wieder morde das Gericht.  
 So betend schürz' ich in den frommen Segensspruch  
 Den Fluchswürdigen ein des Fluches Segensspruch.  
 Du aber send uns alles Heil empor, mit dir  
 Die Götter und die Erd und Dife Siegerin.

Von Herakles heißt es in den Trachinierinnen:

Zeus gab der Sklaverei ihn preis, zur Strafe, daß  
Von allen Menschen diesen [den Iphitus] er durch List  
Getödet. Denn wenn offne Rache er geübt,  
So hätte Zeus ihm den gerechten Sieg verziehn.

Im Ajax des Sophokles weist Athene auf den  
durch Wahnsinn geblendeten Helden und spricht zu  
Odysseus:

siehst du, wie viel Götterkraft vermag?

Wo fand man einen zweiten, einsichtsvoll wie er  
Und tüchtig, auszuführen, was die Zeit gebot?

Odysseus

Ich kenne keinen. Ist er auch mein schlimmster Feind  
Gewesen, dennoch jammert mich sein Leiden tief.

Und als sich dann Ajax entleibt hat, und Agamemnon  
die ehrenvolle Bestattung verhindern will, da mahnt  
Odysseus, den Toten nicht zu beschimpfen; Ajax sei  
doch nun einmal der Argiver bester gewesen;

Verlegen würdest du nicht ihn, doch das Gebot  
Der Götter. Denn dem edeln Mann geziemt es nicht,  
Am Toten sich zu rächen, ist er ihm auch feind.

Agamemnon

Du nimmst, Odysseus, diesen gegen mich in Schutz?

Odysseus

Gewiß! Als ichs mit Ehren durste, hast' ich ihn.

Agamemnon

Bedenke, welchem Manne Liebe du erzeigst!

Odysseus

Er war mein Gegner, aber einst ein edler Mann.

Agamemnon

Was doch verlangst du? Ehrst du so den toten Feind?

Odysseus

Hoch steht des Helden Größe über meinem Haß.

Steht solche Gesinnung gar so tief unter dem, was  
man täglich bei unsern „Christen“ erlebt, die auf die

Zugenden der Heiden als auf „glänzende Laster“ mit hochmütigem Mitleid herabblicken? Auch Euripides läßt seine Elektra sprechen: „Auf Tote Schmach zu häufen — Haß wär' unser Lohn!“

Daß dem Griechen, wie allen Völkern des Altertums, der Fremde der Feind gewesen, und daß ihm gegen den Feind alles erlaubt gewesen sei, daß er den Begriff der Menschheit nicht gekannt und alle Nichtgriechen als Barbaren verachtet habe, das sind bei uns alltägliche Redensarten, an deren Wahrheit niemand zu zweifeln scheint. Und doch findet sich in den Tragikern nichts, was ihre Berechtigung bewiese. Es kommen da häufig Ausländer vor, namentlich kriegsgefangne Sklavinnen, aber ihnen allen wird Mitleid und menschliche Teilnahme gewidmet, nirgends sehen wir, daß sie ein edler Mann verächtlich oder grausam behandelte oder sich nicht durch alle Pflichten der Menschlichkeit und Gerechtigkeit auch ihnen gegenüber gebunden fühlte. Beweise dafür sind u. a. aus des Aeschylus Agamemnon und aus des Euripides Hekabe und Troerinnen schon angeführt worden. Es ist richtig, daß sich der Grieche dem Griechen stärker verpflichtet fühlte als dem Ausländer, aber fühlt der heutige Deutsche nicht auch so? Iphigenie in Tauris sagt:

Ich weihe nur das Opfer, andre schlachten es —  
 O grause Pflicht! — im Innern dieses Heiligtums . . . .  
 Mein armes Herz, du wardest immerdar zuvor  
 Sanftmütig und mitleidig gegen Fremdlinge  
 Und brachtest Stammverwandten gern der Thränen Zoll,  
 So oft ein Mann Achajas fiel in deine Hand!  
 Nun, nach dem Traumgesichte, das mich aufgeschreckt,  
 Als weile mein Drestes nicht im Lichte mehr,  
 Sollt ihr mich grausam finden, wer mir immer naht!

So zartgestimmt und erhabnen Sinns wie Goethes Iphigenie ist also freilich die des Euripides nicht,

man darf aber auch nicht vergessen, daß unsre deutsche Iphigenie nicht eben zu den Bühnenzugstücken gehört, also dem bei uns herrschenden Geschmack wenig entspricht, und daß Goethe selbst die Stimmung, aus der er sie geschrieben hat, halb und halb hat erzwingen müssen; seine Alltagsstimmung war es nicht. Und welch eine würdige Rolle läßt Aeschylus die Perser spielen in seinem gleichnamigen Stück! Keine Spur von Geringschätzung des Feindes ist darin zu gewahren. Wie behandeln dagegen die Deutschen und die Franzosen einander heute gegenseitig in der Presse und in der Litteratur!

Wenn sich aber die Griechen selbst für das edelste und von den Göttern auserwählte Volk hielten und zur Herrschaft, wenigstens zur geistigen Herrschaft über alle andern Völker berufen zu sein glaubten, hatten sie da nicht vollkommen Recht? Sollten sie etwa die Neger für schöner halten als die Modelle ihrer Skulpturen? Sollten sie das Hebräische der Sprache Homers vorziehen? Sollten sie nicht stolz sein auf eine Kultur, die ihnen keine härtere Todesstrafe gegen Staatsverbrecher gestattete, als den schmerzlos tötenden Giftbecher, während bei den benachbarten Barbaren das Pfählen, lebendig Schinden, lebendig Verbrennen, Augen ausstechen, Hände und Füße abhacken, Entmannen an der Tagesordnung war? Sollten sie ihr Familienleben nicht höher schätzen als den orientalischen Harem, die Werke ihrer bildenden Kunst nicht höher als orientalische Fresken, ihre wenn auch unvollkommne Freiheit nicht höher als orientalische Despotenherrschaft und Sklavengesinnung? Denken wir Deutschen nicht ganz ebenso, und verachten wir nicht mit Recht solche, die anders denken, als schlechte Patrioten? Wenn die griechischen Philosophen und Staatsmänner den Gegensatz zwischen ihrem Volk und den Barbaren und das höhere Recht

ihres Volkes in schärfern Worten formuliert haben, als es deutsche Moralisten und Staatsrechtslehrer mit Beziehung auf unser Volk thun, so kommt das nicht von geringerer Menschlichkeit des griechischen Volks, sondern nur daher, daß sie nicht gezwungen waren, eine Moral zu heucheln, die bei uns nur in der Theorie gilt, und auch daher, daß sie nicht wie wir mitten unter Völkern lebten, die sich Gleichberechtigung erzwungen, und die auch wirklich auf derselben Kulturstufe gestanden hätten; ist doch ihre geistige Überlegenheit sogar von den Römern, ihren Besiegern, anerkannt worden. Strabo tadelt (im vierten Kapitel des ersten Buches) den Cratosthenes, daß dieser die Einteilung der Menschen in Griechen und Barbaren aus dem Grunde verwerfe, weil es besser sei, die Menschen nach dem Grade ihrer Bildung einzuteilen. Als ob, sagt Strabo, jene Einteilung nicht eben darauf beruhte, daß bei den Griechen Gesetz, geordnete Staatsverfassung, Bildung und Grundsätze vorhanden sind, bei den Barbaren im allgemeinen fehlen, wenn auch auf beiden Seiten genug Ausnahmen vorkommen mögen.

Von der Sklaventheorie des Aristoteles, die heute von der Rechten wie von der Linken mit demselben sittlichen Pathos als unsittlich verurteilt wird, und vom Sklavenleben der Alten wird noch besonders die Rede sein. Hier beschränke ich mich auf die Bemerkung, daß die landläufige Vorstellung, bei den Alten seien sämtliche Freie Faulenzer gewesen, und nur die Sklaven hätten gearbeitet, grundfalsch und nur aus der bekannten Stelle des Aristoteles, aus dem juristischen Begriffe der Sklaverei und aus den Anekdoten abgezogen ist, die Rom in der Zeit geliefert hat, wo es Weltstadt und Weltbeherrscherin geworden und der italienische Bauernstand größtenteils durch Latifundien verdrängt war, die natürlicherweise durch

Sklassen bewirtschaftet wurden. Wer fleißig und aufmerksam im Neuen Testamente liest, der wundert sich manchmal darüber, daß es in diesen Geschichten, die doch beinahe vor neunzehnhundert Jahren in einem entfernten Lande gespielt haben, bei der Haus- und Landwirtschaft, zwischen Herrschaften und Gesinde und in vielen andern Verhältnissen ganz so zugeht wie bei uns. Aus den Zuständen Palästinas, Kleinasiens und Mazedoniens aber, die den Schauplatz der neuteamentlichen Geschichten bilden, dürfen wir Schlüsse ziehen auf die Zustände des ganzen Römerreichs, da sich beim lebhaftesten Verkehr aller seiner Provinzen unter einander deren Verschiedenheiten ähnlich ausglich, wie heute die Verschiedenheiten der Völker durch den Weltverkehr. Denselben Eindruck empfängt man, wenn man Aristophanes und die Gedichte von Theokrit, Bion und Moschos liest, die hundertfünfzig bis zweihundertfünfzig Jahre später unter der griechischen Bevölkerung Siziliens entstanden sind. Es geht da in der Stadt wie auf dem Lande ganz so zu wie bei uns, nur daß, um zunächst die bukolischen Gedichte abzufertigen, unsre Hirtenjungen viel Brügel bekommen, wovon bei den Idyllikern nichts steht, und daß die Schnadahüpfel der Burschen und Dirnen in den Alpenländern — in Mittel- und Norddeutschland entbehrt das ländliche Liebesleben des veredelnden Schmelzes der Poesie vollständig — meist weniger zart ausfallen, als die Wett- und Wechselgefänge der altgriechischen Hirtenjugend, die ja freilich der Dichter stark retouchiert und idealisiert haben mag. Nur einmal, in Theokrits vierzehnter Idylle, kommt eine Handlung vor, die roh genannt werden kann, aber bei weitem nicht so roh ist wie vieles, was man täglich bei uns erlebt, und die noch dazu vollkommen gerechtfertigt erscheint. Der junge Mithines, offenbar ein kleiner Bauer, bewirbt ein Paar Gäste mit zwei

Hühnlein, einem Spanferkel, Zwiebeln und Schnecken; sein Mädchen ist auch von der Gesellschaft. Beim Trinken wird ausgemacht, daß jeder eine Gesundheit auszubringen habe, aber den Namen zu nennen verpflichtet sei. Kyniska mußte natürlich auf das Wohl ihres Liebsten trinken, aber sie bleibt stumm wie ein Fisch. Nun fällt dem Aischines ein, daß man munkelt, sie halte es hinter seinem Rücken mit Lykos, dem noch unbärtigen Buben des Nachbarn, und als nun einer der Gäste neckend ein Lied vom Wolfe singt (Lykos heißt Wolf), da bricht das Mädchen in Thränen aus. Jetzt reißt dem braven Aischines die Geduld, er giebt der Dirne zwei Ohrfeigen, sodaß sie heulend hinausstürzt; dann wartet er zwei Monate, sich grämend, auf ihre reuige Wiederkehr, und da sie nicht kommt, geht er zu Schiffe, um ins Söldnerheer des Ägypterkönigs einzutreten. Das könnte, abgesehen von den veränderten Militärverhältnissen, ebensogut anno 1899 p. Chr. n. in Holstein wie um 250 a. Chr. auf Sizilien geschehen sein.

Die Stücke des Aristophanes spielen sämtlich in den Kreisen von Kleinbürgern, Krämern und Bauern, die selber arbeiten, und deren Sklaven nicht wesentlich anders zu ihnen stehen als unser Gesinde zur Herrschaft. Die Acharner, die wackern Marathonkämpfer, sind hagebüchne Kohlenbrenner, denen ihr Kohlenkorb das teuerste auf Erden ist; der von ihnen bedrohte Dikäopolis schützt sich dadurch, daß er einen Kohlenkorb vorhält, den er zu durchbohren droht, wenn sie ihn angreifen, wie in einer verlornen und von Aristophanes verspotteten Tragödie des Euripides Telephus sich des kleinen Drestes bemächtigt, um vor Agamemnon sicher zu sein. „Weh — ruft einer der Kohlenbrenner —, auf mir lastet mein Alter schwer! Einst als ich, jung und kräftig, meine Last Kohlen trug, da wäre mir ein Friedensvermittler nicht so leicht entronnen.“ Die

alten Marathonkämpfer sind nämlich selbstverständlich ganz so wie unsre heutigen Kriegervereiner feurige Anhänger der Kriegspartei, während Dikäopolis, ein Bauer, mit allen aristophanischen Bauern den Frieden will und, gleich unsern heutigen bayrischen Landleuten, das Militär verwünscht, samt dem Stadtleben, wozu er — das Stück spielt im peloponnesischen Kriege — gezwungen ist.

Ich sinne, kizle, rupf am Barte, rechn' auch wohl  
 Und blick ins Feld hinaus; dem lieben Frieden hold  
 Und feind der Stadt, sehn' ich nach meinen Nachbarn mich.  
 Die rufen nimmer mir das: „kaufet Kohlen!“ zu,  
 Noch „Eisig“ oder „Öl“; sie kennen nicht das „kauf!“,  
 Sie bauen alles selbst; kein „kauf!“ durchsägt das Ohr.

Und Trygäus, der auf einem Mistkäfer, dem für den Bauern passenden Flügelroß, gen Himmel reitet, um nachzusehen, was die Götter für eine verrückte Wirtschaft treiben, daß es auf Erden gar so verdreht zugeht, wie liebt er den Frieden und seine Ackerarbeit! Ja, bei Zeus, so begrüßt er die zur Friedensfeier herbeieilenden Freunde, schön hergerichtet ist die Hacke, glänzend hell,

Und die dreigezackte Karste leuchtet blank im Sonnenlicht;  
 Stattlich, traum, im Wechselreihen rage sie wie Reb und  
 Baum!

Drum verlangts auch mich so herzlich auf das Feld hinaus-  
 zugehn

Und einmal mein Gütchen wieder umzuschaukeln mit dem  
 Karst.

Die Bauern, ja die Bauern allein sind es auch gewesen, die ihm geholfen haben, die in einen Abgrund gestürzte Friedensgöttin wieder herauszuziehen, während die Schwäger der Volksversammlung, die politischen Streber, die teils auf Ruhm und Anführerstellen, teils auf Geldgewinn spekulieren, die Waffen-

fabrikanten und Militärlieferanten sämtlich zum Kriege heßen.

Im Plutus wollen die armen Bauern dem blinden Reichtumsgott wieder zum Augenlicht verhelfen, damit er die Güter gleichmäßig verteile oder wenigstens, wie es sein ehrlicher Wille ist, nur den Rechtschaffnen Reichtum schenke und nicht ihn, wie es gewöhnlich geschieht, an die Schurken verschleudere. Da belehrt Venia, die Göttin der Armut, diese Kurzsichtigen, daß sie davon gar keinen Gewinn haben würden. Wenn alle gleich reich wären,

Dann ränge hinfort kein Sterblicher mehr nach Kunst und  
weiser Erkenntnis;  
Und sind die beiden geschieden von euch, wo wird dann  
einer sich finden,  
Der schmiedet das Erz, der zimmert das Schiff? Wer  
schneiderte, fertigte Ruder,  
Wer schusterte, schafft' euch Ziegel aus Lehm, wer walkt'  
und gerbte die Felle,  
Wer riße das Erdreich auf mit dem Pflug und gewönne  
die Frucht der Demeter,  
Wär' euch unthätig zu leben vergönnt und dürftet ihr alles  
versäumen?

Schnack hin, Schnack her, meinen sie, das müßten dann alles die Knechte machen! (Faulenzen und die Knechte arbeiten lassen, war also zwar das Ideal manches Bauern, aber um 400 v. Chr. keineswegs Wirklichkeit im attischen Ländchen.) Venia aber fragt spottend, woher sie denn die Knechte nehmen würden, wenn jedermann reich wäre, und keiner sich auf ein so gefährliches und schmähliches Gewerbe, wie der Menschenhandel sei, zu verlegen brauche? Nicht das vorher geschilderte verderbliche Müßiggängerleben würde gewonnen sein, wenn alle reich wären, sondern jeder würde dann noch mehr als bisher selbst arbeiten müssen, weil es gar keine Knechte mehr geben würde;

Armut und Reichtum seien eins nicht ohne das andre denkbar, und wo alle gleich reich seien, da seien alle gleich arm. Nur die Armut, nicht etwa die Bettelarmut, sondern jener geringe Vermögensgrad, der zum Arbeiten zwingt, schaffe allen Reichtum. Gäbe es keine Armen, die ums Brot arbeiten müßten, so würde es keine Betten, keine Teppiche, keine Prachtgewänder, kein Salböl mehr geben.

Was hilft nun einem der Reichtum noch, muß man dies alles entbehren?

Bei mir ist all das, was ihr begehrt, stets leicht zu beschaffen, ich selbst ja,

Ich sitze zur Seite dem Handwerksmann als Herrscherin, treibe zur Arbeit

Ihn, daß er, gedrückt von Mangel und Not, sein tägliches Brot sich erwerbe.

Nicht bloß die Bauern also, sondern auch die städtischen Kleinbürger, die Krämer und Handwerker, waren Leute, die selbst Hand anlegten, obwohl es natürlich auch an größern Unternehmern nicht fehlte, die, wie der Gerber Kleon, ihr Geschäft mit zahlreichen Sklaven fabrikmäßig betrieben. Daß die zahlreichen Maler, Bildhauer und Kunsthandwerker ihre Meisterwerke nicht von Sklaven anfertigen lassen konnten, versteht sich von selbst. Auch an freien Frauen, die sich ihren Lebensunterhalt mit ehrlicher Arbeit verdienten, hat es nicht gefehlt. Euripides Mutter war eine Gemüsehändlerin, und in der Thesmophorienfeier klagt eine Kränzewinderin, daß ihr der Sohn dieser Grünzeugfrau das Geschäft verderbe.

Es starb in Kypros neulich mir der Mann dahin  
Und hinterließ fünf Kinderchen, die mit Müh und Not  
Ich erhielt, indem auf dem Myrtenmarkt ich Kränze flocht.  
So ernährt' ich anfangs, freilich nur notdürftig, sie.  
Jetzt aber hat in seinen Trauerspielen der  
Die Männer überredet, Götter geb' es nicht,  
Sodas kaum halb so groß jetzt unser Absatz ist.

Drum ist mein Rat, und dringend fordr' euch all ich auf,  
 Den Mann ob vieler Unbill streng zu züchtigen;  
 Denn herbe Leiden fügt, ihr Frauen, er uns zu,  
 Wuchs doch er unter herben Gartenkräutern auf.  
 Nun aber muß zu Markt ich, es bestelleten  
 Die Männer zwanzig Kränze, die ich flechten muß.

Also lauter selbst arbeitendes kleines Volk von Freien! Zum Überfluß wissen wir, daß in Athen nach ältern Gesetzen Landstreicher nicht geduldet wurden und jeder Verdächtige nachzuweisen hatte, von welcher Arbeit oder welchem Geschäft er lebe; gegen einen müßigen Armen konnte die *δίκη ἀργίας*, Klage wegen Unthätigkeit, angestrengt werden. Unter dieser Anschuldigung wurden einmal ein paar arme junge Fremde vor Gericht gezogen, die sich in Athen aufhielten, um den Unterricht dortiger Philosophen zu genießen. Durch das Zeugnis der Handwerker jedoch, bei denen sie zugleich in Arbeit standen, wiesen sie nach, daß sie sich ihren Lebensunterhalt ehrlich verdienten, und da wurden sie denn nicht bloß freigesprochen, sondern der Rat bewilligte ihnen auch noch ein Stipendium. (Den Nachweis dieser Geschichte — ich glaube sie bei Boeckh gelesen zu haben — kann ich nicht mehr finden.) Allgemein bekannt ist ja, daß Kinder nicht verpflichtet waren, ihre mittellosen Eltern zu ernähren, wenn sie nachwiesen, daß diese sie kein Gewerbe hätten lernen lassen. Und so scheint es dann später alle die Jahrhunderte hindurch in den Provinzen des römischen Reichs geblieben zu sein, woraus von selbst folgt, daß sowohl die wirtschaftlichen wie die Sittenzustände Griechenlands — Sparta ausgenommen — im allgemeinen denen unsrer heutigen Kleinstädte und Dörfer ähnlich gewesen sein müssen. Nur in Italien und namentlich in Rom, wo der Reichthum der Provinzen zusammenfloß, entwickelten sich drei Jahrhunderte später Zustände, wie sie das Großkapital immer und

überall erzeugt. Wie es da auf dem Lande ausgehen haben mag, veranschaulichen uns die englischen und italienischen, seit einigen Jahren auch die norddeutschen Latifundien, und die Zustände der Hauptstadt finden wir in unsern heutigen Großstädten wieder, nur daß unsre Polizei strenger gegen alles „Gesinde“ ist, und daß die verarmten Bürger Roms, die täglich vom Patron die Sporteln einheimsten und bei allgemeinen Spenden bedacht wurden, noch nicht so tief gesunken waren und nicht mit solcher Verachtung als Abschraum von der Gesellschaft ausgeschlossen waren, wie unsre heutigen Arbeitslosen. Erst der Seliastensold, das heißt das Tagegeld, das den Bürgern seit Perikles für Verwaltung des Richteramts gezahlt wurde, verschuldete eine Verklumpung, die einstweilen im kleinen vorbildete, was später in Rom durch *panem et circenses* im großen angerichtet werden sollte; den Anfang dieses Unheils hat Aristophanes in den *Wespen* geschildert. Knaben rücken da ihren Vätern vor, daß sie um des elenden Triobolos willen ihr Gewerbe vernachlässigten und die Familie ins Elend stürzten, und Haßleon sperrt seinen Vater Kleobold ein und bewacht ihn mit Hilfe der Knechte Tag und Nacht, damit er nicht den ganzen Tag auf der Gerichtsstätte totschlage.

Der Vorwurf endlich, die Griechen hätten ihre Frauen verachtet, sie wie Sklavinnen behandelt und ihnen keinerlei Anteil am öffentlichen Leben verstattet, klingt dem, der die Dramen gelesen hat, geradezu unverständlich. Von den sieben Dramen des Aeschylus sind drei, von den sieben des Sophokles ebenfalls drei, von den siebzehn des Euripides zwölf nach einem weiblichen Charakter oder einem aus Frauen bestehenden Chore benannt. Wie wäre denn ein Frauenchor auf der Bühne überhaupt denkbar, wenn die Frauen im öffentlichen Leben keine Rolle gespielt

hätten! Und wie sie geehrt wurden, das geht doch aus den zu andern Zwecken mitgetheilten Proben schon zur Genüge hervor. In der Medea singt der Frauenchor:

In die Tiefe der Weisheit hab' ich mich oft  
 Schon sinnend versenkt und kühner gekämpft,  
 Zu durchforschen die Wahrheit, als es geziemt  
 Dem Geschlechte der Frauen: doch Sinn und Geist  
 Ward uns auch verliehn, und die Muse besucht,  
 Lehrt Weisheit uns — nicht jegliche zwar;  
 Denn wenige der Art findest du wohl  
 Aus der Menge heraus;  
 Wir lieben die Künste der Musen.

Es ist also nicht richtig, daß, wie man gewöhnlich sagt, nur die Hetären hätten Geist haben dürfen, obwohl es ganz natürlich ist und zu allen Zeiten beobachtet werden kann, daß sich emanzipierte Frauen auch in geistiger Beziehung freier bewegen als Ehefrauen; denn als emanzipierte Frauen, nicht als in den Noth getretne Wesen, wie unsre heutigen Prostituierten, haben wir uns die Hetären zu denken. Und des Aristophanes *Thyisstrate*, die durch eine Verschwörung der Ehefrauen den Frieden erzwungen hat, redet die Abgeordneten der griechischen Staaten an:

Ich bin ein Weib zwar, aber Geist wohnt auch in mir.  
 Ich ward mit Mutterwitz nicht schlecht begabt;  
 Dann hört' ich auch vom Vater und von Älteren  
 Manch kluge Worte;\* ) so bin ich nicht schlecht geschult.  
 Nun will ich euch vornehmen, will euch allzumal  
 Ausschelten, wie ihrs wohl verdient. Besprengt ihr nicht  
 Aus einem Kessel den Altar als stammverwandt  
 In Pisa, Pylä, Pytho — wie viel Orte noch  
 Sonst nennen könnt' ich, braucht' es hier viel Worte noch?  
 Giebts nicht Barbaren, Feinde nicht, daß Hellas Gaun,  
 Daß Hellas Männer ihr vertilgt mit Heeresmacht?

\*) Welcher Deutsche dächte da nicht an Stauffachers Gertrud!

„Biele weise Worte kamen auch von Frauen schon,“ spricht Theseus in den Schutzlehenden, indem er auf den Rat seiner Mutter Athra hört. Dafür beobachtet diese auch die dem Weibe geziemende Zurückhaltung; nicht eigenmächtig will sie handeln, „denn alles nur durch Männer auszurichten, ziemt der weisen Frau.“

Nur vom Standpunkte unsrer heutigen Emanzipationsfüchtigen aus, den ich, altmodisch gesinnt, nicht theile, kann man es als eine Herabwürdigung der Frau ansehen, wenn ihr nicht der Markt und die Rednerbühne, sondern nur das Haus als Wirkungskreis angewiesen wird. Zwar bin ich weit entfernt davon, die Frauen und Mädchen zu tadeln, die heute in der Öffentlichkeit auftreten, um ihren Schwestern bessere Lebensbedingungen zu erkämpfen; aber nimmermehr werde ich die Verhältnisse, die sie dazu treiben und berechtigen, als natürlich und gesund anerkennen. Wo ein Ausnahmezustand herrschte, da ward es auch in Hellas der Frau, der sittsamen Jungfrau nicht verübelt, wenn sie sich in der Öffentlichkeit bewegte. Antigone geleitet als Pflegerin den verbannten blinden Vater auf seinen Irrfahrten, Ismene sucht ihre Lieben von Zeit zu Zeit auf, um ihnen Nachrichten von Hause zu bringen, und scheut dabei nicht die Fährlichkeiten, die sie als allein reisende Jungfrau, nur von einem Diener begleitet, zu bestehn hat. Wir haben, sagt Ödipus, die Lebensweise der Ägypter angenommen:

Im Haus, den Webstuhl zu besorgen, sitzen dort  
Die Männer, während draußen ihre Frauen stets  
Beschaffen, was des Lebens Unterhalt bedarf.  
So auch bei euch, ihr Kinder. Deren Pflicht es war,  
Sich abzumühen, wie Mädchen hüten sie das Haus;  
Statt ihrer tragt ihr beiden viele Not um mich,  
Den Unglückseligen. Eine teilt, seitdem ihr Leib  
Entwuchs der Kindespflege und die Kraft gewann,  
Mit mir des Wanderns ganzes Glend immerdar;

Sie führt den Greifen, irret ohne Speise oft  
 Umher im rauhen Waldesdickicht, unbeschuh't,  
 Oft schaffen Regengüsse, oft der Sonne Brand  
 Der Armsten viel Beschwerde; doch sie schätzt gering  
 Des Hauses Pflege, ist der Vater nur versorgt.  
 Und du, Kind, ohne Wissen der Radmeer kamst  
 Du sonst schon, brachtest die Drakel alle mir.

Daß Medea lieber ein Mann sein möchte, liegt in ihrem Charakter, aber in ihren Klagen über das Los der Frauen kommt nichts andres vor, als worüber sich die heutigen Frauen zu beklagen pflegen, und daß es nicht aus Verachtung, sondern zu ihrem Schutze geschieht, wenn sie mit ihrer Wirksamkeit auf das Haus beschränkt bleiben, gesteht sie zu.

Sind doch wir Fraun das allernüchsigste!  
 Mit Gaben sonder Ende müssen wir zuerst  
 Den Gatten uns erkaufen,\*) ihn als unsern Herrn  
 Annehmen; dies ist schlimmer noch als jenes Leid.  
 Dann ist das größte Wagnis, ob er hieder ist,  
 Ob böse; denn unrühmlich ist's dem Weibe, sich  
 Vom Gatten scheiden, und sie darf ihn nicht verschmähn.  
 Und freit in neue Sitten und Gesetze sie,  
 Muß eine, weiß sie's nicht von Haus, Prophetin sein,  
 Zu wissen, welchem Lose sie entgegengeht.  
 Doch wenn wir dieses glücklich uns vollendeten,  
 Der uns Verbundne froh mit uns am Joche trägt,  
 Ist unser Los zu neiden; kommt es anders — lieber Tod!  
 Auch kann der Gatte, wenn daheim ihn Ärger quält,  
 Auswärts des Herzens Überdruß beschwichtigen,  
 Bei Freunden oder einem, der mit ihm erwuchs.  
 Uns ist in eine Seele nur der Blick vergönnt.

---

\*) Heute erst recht! Von der Dienstmagd, die ihren Soldaten freihält, bis zur Millionärstochter, die sich einen Grafen kauft und noch von Glück sagen kann, wenn der nicht ein abgelebter Wüstling ist. Wie viel höher im Preise steht das Weib bei dem Gottentottensjüngling, der nicht eher ein Mädchen bekommt, als bis er ein Paar Ochsen für sie zahlen kann, die er sich in mehrjähriger harter Arbeit verdienen muß!

Sie sagen wohl, wir lebten sicher vor Gefahr  
 Zu Hause, während sie bestehn der Speere Kampf,  
 Die Thoren! Lieber wollt' ich ja dreimal ins Graun  
 Der Schlacht mich werfen, als gebären einmal nur!

Eins fällt dem modernen Leser auf: daß unglückliche Liebe in der griechischen Tragödie keine Rolle spielt. Die Erklärung dafür scheint mir einfach zu sein. Lange Brautwerbungen mit Hindernissen, aus denen ein tragischer Konflikt entstehen könnte, kommen in so einfachen Verhältnissen, wie sie damals herrschten, nur selten vor. Ereignete sich etwas dergleichen, so konnte die Sache auch tragisch enden, wie der junge zärtliche Hämon beweist, der sich an der Leiche seiner geliebten Antigone entleibt; und in solchen Fällen wird dann Groß auch als ein schrecklicher und erbarmungsloser Gott mit Furcht und Bittern gefeiert. Aber verliebtes Gefose gehört nicht in die Tragödie, in der nur ernste und große Gegenstände berechtigt waren. Die geschlechtliche Liebe gehörte als das anmutigste, heiterste und beglückendste im Leben nicht in die Tragödie, sondern in die Idylle, in die Elegie, in die Komödie. Daß es im modernen Drama einen so breiten Raum einnimmt und im Roman, in der Novelle zum alles beherrschenden Mittelpunkt geworden ist, kann nicht als ein Zeichen von Gesundheit angesehen werden. Es ist doch eben nicht wahr, daß im wirklichen Leben die Geschlechtsliebe die einzige und alles beherrschende Hauptsache wäre. Mehr Gelegenheit zur Behandlung dieses Gegenstandes geben allerdings die durch unsre verwickelten Verhältnisse und sozialen Schwierigkeiten erzeugten Hindernisse der Verhelichung, aber gerade die Romanleserei, die die Köpfe mit überspannten Ideen und die Gemüter mit eingebildeten Empfindungen erfüllt, vermehrt die Anlässe zu tragischen Konflikten noch um ein bedeutendes.

Eine Ausnahmestellung nahmen die Spartanerfrauen ein. Nur näherte sich ihre Lebensweise nicht dem orientalischen Haremsdasein, sondern im Gegenteil Bebel's Ideal. In der *Lyfistrate* rühmt die Spartanerin *Lampito* mit der dem *Aristophanes* eignen kräftigen Ausdrucksweise ihre Turnerkünste, und *Euripides* läßt in seiner *Andromache* den *Peleus* zu *Menelaus* sprechen:

Du Feigster, feiger Eltern Sohn, du wärst ein Mann?  
 Gleichwie zu Männern, also spricht man wohl zu dir?  
 Der seine Gattin rauben ließ vom Phrygier  
 Und unverschlossen, unbewacht sein Haus verlieh,  
 Als walte drinnen im Gemach ein züchtig Weib,  
 Sie, die der Frauen schlimmste war? Selbst wenn sie will,  
 Kann eine Frau zu Sparta nicht enthaltsam sein,  
 Wo Frau das Haus verlassen und mit Jünglingen —  
 Nachlässig offen ihr Gewand, die Hüfte nackt —  
 In Lauf und Ringerkünften, unerträglich mir,  
 Vereint sich üben.

In dem übrigen Hellas aber, und namentlich in Athen, kann die Stellung und Lage der Frauen von der unsrer heutigen, soweit diese noch normal ist, nicht wesentlich verschieden gewesen sein. Geht doch die Ähnlichkeit so weit, daß Emanzipationsbestrebungen vorgekommen sein müssen, die darauf ausgingen, in einem kommunistischen Gemeinwesen das Verhältnis der Frauen zu den Männern umzukehren, wie *Aristophanes* in seinen tollen *Ekklesiazusen* geschildert hat. Denn sollte ihm *Plato*, der übrigens damals seine „Republik“ noch nicht geschrieben hatte, auch die Idee des Kommunismus eingegeben haben (später haben die *Cyniker* Auflösung der Ehe und Weibergemeinschaft gefordert), von Weiberherrschaft hat der große Philosoph doch gewiß nichts wissen wollen; diesen Gedanken muß also der Komiker dem Leben entnommen haben, wie er ja überhaupt, der Wirkung wegen, gar nicht daran denken

konnte, andre als im Leben der Gegenwart vorkommende Verhältnisse, Gedanken und Bestrebungen zu verwerthen.

Wir sehen: es findet sich im athenischen Drama kein Grundsatz, der unsrer heutigen Volksmoral widerspräche. Aber ist nicht der ganze Aristophanes die Unsitte in Person? In der That, wenn einer, der in den Grundsätzen unsrer heutigen Polizeimoral aufgewachsen ist, in der Litteraturgeschichte liest, Aristophanes sei der Vertreter der strengen alten Sittenzucht gewesen, und dann den Dichter selbst aufschlägt, so wird er die Litteraturgeschichtschreiber für verrückt halten. Denn die heutige Polizeisittlichkeit leitet dazu an, das Unanständige für das Unsitte zu halten.

Aristophanes fälscht das sittliche Urtheil in keinem Punkte. Er verteidigt keine Art von Verletzungen der Heiligkeit der Ehe und hat so wenig wie die Tragiker ein Ehebruchdrama geschrieben. Das Obscöne hat er reichlich verwandt, obwohl nicht so reichlich wie seine Vorgänger, denn er rühmt sich in mehreren Parabasen, daß er die plumpen Späße der „guten alten Zeit“ von der Bühne verbannt und der Komödie einen tiefern Inhalt gegeben habe. (Durch und durch ein politischer Dichter, bekämpfte er die Demagogie, die Korruption, die Kriegspartei, vor allem deren Haupt, den mächtigen Kleon, und die Sophistik.) Aber es fiel eben keinem Menschen in Athen ein, das Obscöne für unerlaubt zu halten. Die Entscheidung über diesen streitigen Punkt hängt von der Beantwortung der Frage ab, ob es erlaubt sei, einen Genuß, den die Natur gewährt, auch in der Erinnerung durch Wort und Bild wachzurufen und sich seiner in der Elegie oder im Scherz der Komödie zu erfreuen. Die Athener konnten diese Frage unmöglich mit nein beantworten, weil sie die Natur weder für böse

hielten, noch für etwas Unwürdiges, dessen man sich zu schämen habe, sondern für das unentbehrliche Organ und die edle Hülle des Geistes. Sehen wir uns die allerunanständigste der Aristophanischen Komödien, *Uxistrate*, an, so finden wir, daß sie sogar der griechischen Volksfittlichkeit ein glänzendes Zeugnis ausstellt. Die Frauen aller griechischen Staaten verschwören sich, ihre Männer dadurch zur Beendigung des Krieges zu zwingen, daß sie sich ihnen bis zum Abchlusse des Friedens versagen, und sie erreichen binnen kürzester Frist ihr Ziel. Wäre das Hellenenvolk so von Lastern zerfressen gewesen, wie man sich heute gewöhnlich vorstellt, dann hätten die Männer über eine solche Verschwörung doch nur gelacht; das Stück hätte unter solchen Verhältnissen keinen Sinn gehabt und keine Wirkung erzielt. Die allerunanständigste Szene des unanständigen Stücks, wo der junge Kinesias sein liebes Myrrhinchchen bittet, ihm nur ein einziges Stündchen zu schenken, wird nur dadurch unanständig, daß sie auf der Bühne spielt; im Schlafzimmer wäre sie weiter nichts als eine Prüfung der Bärtlichkeit und Treue des jungen Gatten, die abzulegen ihn sein schalkhaftes Weibchen zwingt. Übrigens beobachten die beiden den Anstand so weit — die Zuschauer sind ja im Sinne des Stücks für die Personen des Schauspiels nicht vorhanden —, daß sie vorher den Sklaven mit dem Söhnchen fortschicken, das Kinesias mitgebracht hat, damit es die böse Mutter schön bitte, sie möge doch wieder gut sein und ins Haus zurückkehren, wo in ihrer Abwesenheit alles zu Grunde geht, und die Hühner das Garn vom Webstuhl zerren.

Dieses Fortschicken des Kindes erinnert uns daran, daß die Alten nicht durchaus ohne alle Anstandsregeln gelebt oder, wie später die Cyniker, im täglichen Verkehr das Unanständige geflissentlich her-

vorgehoben haben. Als unanständig gilt es dem Menschen, der sich über bäuerische Roheit ein wenig erhoben hat, zunächst, durch das Ekelhafte, das mit manchen körperlichen Verrichtungen verbunden ist, die Sinne anderer zu beleidigen und sich selbst, als einen Gegenstand des Ekel, gewissermaßen bloßzustellen; davon wird nun auch das Obscöne betroffen, das mit dem Ekelhaften in naher Verbindung steht. Nur ging das Anstandsgefühl der Alten nicht so weit, daß sie sich zur Vermeidung von Unanständigkeiten unbequemen Zwang auferlegt, eine Verletzung des Anstandes als Unfittlichkeit oder gar als Verbrechen behandelt und auf den Genuß der Komik verzichtet hätten, die im Unanständigen liegt. Die vis comica des Unanständigen und auch des Obscönen beruht auf dem Kontrast zwischen den zwingenden Bedürfnissen unsrer tierischen Natur und den Herrscheransprüchen unsers Geistes oder der Würde unsrer gesellschaftlichen Stellung; sie wirkt daher um so stärker, je erhabner die Person und je feierlicher der Augenblick ist, wenn z. B. ein Potentat als Festredner mit einem unglaublich dummen Gesichte niesen und das Taschentuch gebrauchen muß. Beim Obscönen kommt nun allerdings sofort noch eine fittliche Erwägung hinzu, die Anstandspflicht zu verschärfen. Wenn die Vorstellung sexueller Genüsse in solchen erregt wird, denen sie nicht oder noch nicht erlaubt sind, so liegt darin eine Verleitung zum Unrecht. Deshalb haben die Griechen den Jungfrauen und den Kindern den Besuch der Komödie verwehrt; nur den Männern, Frauen und Jünglingen war er erlaubt. Sodann haben sie stets mit feinem Schicklichkeitsgefühl darauf gehalten, daß das Komische, das Heitere, daher auch das Obscöne dort nicht eingemischt werde, wo es nicht hingehört. In der Alkestis kommt Herakles zu Admet und bittet um Herberge, Admet verrät es ihm nicht, daß seine

Gemahlin gestorben ist, weil er den Gast sonst abweisen müßte, und läßt ihn ins Haus führen. Herakles trinkt dort tüchtig, singt und jubelt dabei. Der ihn bedienende Sklave, betrübt über den Tod der Herrin und außer sich über die Roheit des Fremden, macht ein finsternes Gesicht. Herakles schildert ihn einen mürrischen Thoren und belehrt ihn, der Weise nütze den Tag und genieße das Leben bei Wein und Liebe. Als er dann aber die Wahrheit erfährt, ist er betrübt über sein unpassendes Benehmen. Die Alten wollten jede Stimmung rein haben, sich weder die Heiterkeit durch eingemischte ernste Betrachtungen trüben, noch eine weihevollende und erhabene Stimmung durch Scherz und Verlockung zum Sinnengenuß entweihen lassen. Shakespeares Art, der seine Trauerspiele mit zotenhaften Späßen durchsetzt, würden sie nicht gebilligt haben.

Dafür verlangte aber der gesunde Sinn der Hellenen Lösung der Spannung, in die das Trauerspiel versetzt, nach dessen Schluß, damit sich weder lähmende Traurigkeit noch lebensfeindlicher Fanatismus im Gemüte einnistete. Daher folgte auf die tragische Trilogie das Satyrspiel, und wechselten Lustspiele mit Trauerspielen. Nun wieder gescherzt und getanzt! heißt's in einem Chorliede der Frösche, fromm waren wir genug. So denken ja auch unsre Bauern, wenns nach der Predigt zum Kirmeschmaus und Kirmeztanz geht, und unsre „Honoratioren,“ wenn sie an des Königs oder Großherzogs Geburtstage die ungewohnte Anstrengung des Festgottesdienstes hinter sich und das Diner vor sich haben. Droysen führt in der Inhaltsangabe des Satyrspiels Amymone (dieses zeigt, wie eine der keuschen Danaiden nachträglich mit einem Gotte zu Falle kommt) das Wort des Dichters Ion von Chios an, mit der Tugend verhalte es sich wie mit der Tragödie: das Satyr-

spiel komme unvermeidlich hinterdrein. Man wird an diese griechische Art, die eigentlich die Art des vollkommenen und gesunden Menschen ist, erinnert, wenn man die Schilderung liest, die G. M. Arndt vom alten Blücher entwirft: „Am meisten machte sein Gesicht erstaunen. Es hatte zwei verschiedene Welten, die selbst bei Scherz und Spaß, welchem er sich ganz frisch und soldatisch mit jedem ergab, ihre Farbe nicht wechselten: auf Stirn, Nase und in den Augen konnten Götter wohnen; um Kinn und Mund trieben die gewöhnlichen Sterblichen ihr Wesen.“

Fanden sich schon die Hellenen bewogen, Kinder und Jungfrauen vom Genuße der erotischen Komik auszuschließen, so hat dann später die Reflexion, namentlich unter dem Einflusse des Christentums, diese Art Scherz überhaupt bedenklich gefunden, weil dadurch doch auch der Mann und die Frau zur Sünde gereizt werden könnten, und weil dergleichen, sobald es überhaupt erlaubt wird, doch gewöhnlich auch vor Kindern und Jungfrauen nicht verborgen bleibt. Wenn der Verfasser des Epheserbriefes (Kapitel 5 Vers 4) nicht allein die unzüchtige Rede (*αισχρότης*), sondern auch die *μωρολογία*, das alberne Geschwätz, und den witzigen Scherz (*εὐτραπεία*) verpönt, so müssen wir bedenken, daß die Apostel, ganz und gar mit ihrer heiligen Aufgabe erfüllt, ein solches Erfülltsein auch bei den Gläubigen umsomehr voraussetzen durften, da ja die Christenheit die Wiederkunft des Herrn und den Weltuntergang erwartete. Unter solchen Umständen ziemte keine andre als die ernste, erhabne und heilige Stimmung, die nicht bloß durch unanständige, sondern schon durch überflüssige und harmlose Scherze entweiht worden wäre; jedenfalls „gehörte dergleichen nicht zur Sache“ (*οὐκ ἀνήκοντα* nennt der Apostel die Späße), denn es gab nur eine Sache, und die hatte schlechterdings keine spaßhafte

Seite. Allein die Natur des Durchschnittsmenschen hält eine solche Überspannung nicht lange aus. Schon in den allerersten Christengemeinden ist es, nach dem Zeugnis der beiden Korintherbriefe, mitunter recht wüßfug zugegangen, und dreihundertfünfzig Jahre später lassen uns die Briefe des Hieronymus in einen Abgrund von Gemeinheit und leichtfertiger Charakterlosigkeit blicken, wie ihn das alte Hellas kaum gekannt hat. In moderner Zeit ist es, wie ich in den Geschichtsphilosophischen Gedanken gezeigt habe, mehr der Hochmut einer spiritualistischen, die Natur verachtenden Philosophie und die Furcht der Vornehmen, sich durch Natürlichkeit etwas zu vergeben, was das Unanständige zum Unsittlichen stempelt.

Daß Menschen von verfeinertem Geschmack aus freien Stücken zu einem rohern Geschmack zurückkehren sollten, ist natürlich ausgeschlossen, und sowohl die angedeuteten wie noch andre Zweckmäßigkeitsrückichten lassen die Verbannung des Zotenhaften aus der Öffentlichkeit und aus der guten Gesellschaft gerechtfertigt erscheinen. Aber wer das Obscöne nicht bloß aus Zweckmäßigkeitsrückichten meidet, sondern grundsätzlich verdammt, der kommt, sei es auf dem Wege über den Pessimismus oder auf dem über den Manichäismus, zur Weltflucht und Askese. Friedrich Vischer hat in seinem Roman „Auch Einer“ einen solchen Grübler, wahrscheinlich sich selbst, gezeichnet. Die Rezensenten dieses merkwürdigen Romans haben immer nur „den Kampf gegen die Tücke des Objekts“ hervorgehoben. Hätte der Verfasser weiter nichts gewollt als diesen Kampf schildern, so würde er selbst den Vorwurf verdienen, den er dem fingierten Erzähler in den Mund legt: A. G., der närrische Kauz, bausche Kleinigkeiten zu der das Leben beherrschenden Hauptsache auf. Für das tragikomische Schnupfenleid wäre ein Scherzgedicht von zehn Seiten lang genug;

ihm einen Roman von achthundert Seiten widmen, wäre ein heilloses Unfug. Aber das Werk enthält die atheistische Philosophie Vischers im humoristischen Gewande. Die Natur ist ihm ein halb böses, halb gutes Wesen, ein dämonisches, aus Güte und Bosheit, aus Schöpferdrang und unvernünftiger, launenhafter Zerstörungswut zusammengesetztes Weib, aus dessen Schoße sich der Geist des Menschen erhebt, um auf der Naturgrundlage „ein oberes Stockwerk“ aufzubauen. Die Naturgeister aber, teuflische Zwerge, hassen den Menschen, „weil er über die Natur aufsteigt, lichte Ordnungen gründet.“ Mit diesem obern Stockwerke steht es freilich sehr wacklig, nach dem Urtheile, das N. G. über die Menschen im allgemeinen fällt; es eröffnet sich keine Aussicht in dem Buche, daß hienieden etwas Kluges daraus werden könnte, und an Vollendung im Jenseits ist nicht zu denken, da es weder einen Gott noch ein Jenseits giebt. Wenn N. G. trotzdem nicht Pessimist wird, so ist das nur eine seiner energischen Natur entspringende Inkonsequenz. Von sich selbst sagt er: „Die Kanailen [die Naturteufelchen, so in den Hemdenknöpfchen, in Tintenfassern und Brillen, in den Schleimhäuten der Nase und in den Naturtrieben sitzen] haben mich doch nicht untergekrigt, ich habe nie am obern Stockwerk gezweifelt und treulich daran gebaut, was ich konnte.“ Erst von diesem Standpunkt aus versteht man richtig, was er über und gegen die erotische Komik sagt. Er erzählt, wie er sich über die ekelhaften Zoten einer Herrengesellschaft geärgert habe, und bemerkt dann: „Gewiß enthält das Geschlechtsleben des Menschen reichen Stoff des Komischen. Es wäre abgeschmackt, diese Quelle für Lachen und Wiß verpönnen zu wollen. Wo fängt nun aber das Gemeine, das Wachtstubenmäßige an? Habe oft darüber nachgedacht, es ist schwer zu finden. Höchsten ethischen Zwecken, Ge-

fühlen gegenüber fällt auf das Sexuelle das Schlaglicht des Tierischen, ja Mechanischen. Man hat über diesen Kontrast gelacht, so lange die Welt steht, auch das reinste Weib. Gut, dann lacht! Sucht es aber nicht, macht nicht Jagd nach solchen Beziehungen, meint nicht, es sei schon witzig, anzudeuten, daß euch der Geschlechtsprozeß und seine Lust bekannt sei; das ist ja Kot! Da heißt ja, sich freuen, Tier zu sein!" Die Regel fürs Verhalten, die Bischof aufstellt, ist richtig; aber die in der letzten Zeile gegebne Begründung führt zum Manichäismus und Pessimismus. Darin besteht ja eben der Kontrast, daß im Menschen der Geist und das Tier miteinander verbunden sind, und wenn ich über diesen Kontrast nicht lachen darf, dann darf ich überhaupt nicht lachen, weder über das Erotische, noch über einen, der zur Unzeit niest, sondern ich muß mit den Asketen darüber weinen, daß mein erhabner Geist an ein Tier gefesselt ist. Und wenn ich mich der Lust nicht freuen darf, die aus der tierischen, d. h. aus der leiblichen Natur entspringt, dann darf ich mich auch der Nachtruhe nicht freuen, sondern muß auf einem Brette schlafen und mir womöglich spitze Steine und Gläserchen unterlegen; dann darf ich mich auch einer guten Mahlzeit und des Nebensaftes nicht erfreuen, sondern muß mich wie Alfons von Liguori mit verschimmeltem Brote und verfaultem Fleische nähren und den Zustand der Ekstatischen erstreben, die nichts mehr genießen als in der täglichen Kommunion die Hostie. In der That ärgert sich A. G. auch über die Table d'hôte, wo die Leute zwei Stunden lang nichts thun als „fressen“; eine Kuh — meint er — fresse anständiger als dieses Volk. Alles, was er über die Heiligkeit der Ehe und die Erhabenheit des Zeugungsaktes sagt, kann an der Thatsache nichts ändern, daß er nur durch Inkonsequenz der Beurteilung alles

Natürlichen, auch des Zeugungsakts, zu entgehn vermag. Demgemäß sind ihm auch Shakespeares Zoten nicht bloß von dem oben hervorgehobnen Gesichtspunkt aus, sondern an sich zuwider.

Beiläufig — es gehört eigentlich nicht zu unserm Thema — in A. G. hat Bischer, wohl ohne es zu wollen, ganz prächtig den modernen Bildungshochmut gezeichnet. A. G. ist Vogt, was etwa dem preußischen Landrat zu entsprechen scheint, und hält sich als solcher für verpflichtet, alle „Zuchtlosigkeit“ mit drakonischer Strenge zu zügeln, und darin sieht er das einzige Heilmittel der kranken Zeit. Dabei aber ist er selbst das Urbild aller Zuchtlosigkeit; jedes unbedeutende Hinderniß macht ihn dermaßen rasend, daß er die Besinnung und Selbstbeherrschung vollständig verliert, wie ein Verrückter flucht und tobt, sogar lebendige Hunde zum Fenster hinauswirft, die vorübergehenden Exzellenzen auf den Kopf fallen. Wer über solche kleine Hindernisse nicht wütend werde, sagt er, dem sei es nicht Ernst mit der Arbeit; ihm aber sei es sehr Ernst. Aber in welcher ernstesten Arbeit hatte ihn denn das Tafelgeschirr gestört, das er auf einer Vergnügungsreise in Göschenen zum Fenster hinauswirft, den Gassenbuben, selbst Gassenbube, einen Spaß bereitend? Thut der moderne Gebildete etwas, was am gemeinen Manne gestraft wird, so will er nicht allein straflos ausgehn, sondern auch noch dafür gelobt werden, denn, was er auch thue, er thut es stets aus idealen Beweggründen oder zu einem löblichen Zwecke, und sein Zweck heiligt immer das Mittel. Die „Zuchtlosigkeit“ des gemeinen Mannes ist gewöhnlich ein Ausschlagen gegen Fesseln, die ihn doppelt schmerzlich drücken, weil sein ganzes Leben eine Kette von Widerwärtigkeiten, Hindernissen und leiblichen Unlustgefühlen ist. A. G. aber will sich auch nicht die kleinste Unbequemlichkeit gefallen lassen; er hält es für selbst-

verständlich, daß kein Mensch eines Kunstgenusses oder einer sonstigen idealen Erhebung theilhaftig werden könne, den sein Stiefel drückt, und von einem Kultus, den der gebildete Mann mit seiner Gegenwart beehren soll, fordert er, daß die Kirche schön und warm und mit reiner Luft erfüllt, aber frei von aller Zugluft sei. „Wer diese Aufgabe löst, wird einer der größten Wohlthäter der Menschheit sein. Ist dies erst entdeckt, so werden die Menschen milder, launenloser, klarer, gemüthsfreier, sie werden besser, sie werden edler sein.“ Wichtig! Befindet sich der gebildete Mann im Zustande höchsten leiblichen Behagens, so ist er guter Laune und fühlt sich nicht versucht, jemand totzuschlagen oder seiner Frau einen Teller an den Kopf zu werfen. Das gilt aber nur für den gebildeten Mann. Der Bergmann, der nicht länger als acht Stunden in der Stickluft und Hitze eines Bergwerks, der Töpfergeselle, der nicht zwölf Stunden lang bei naßkaltem Wetter in einem Neubau mit unverglasten Fenstern arbeiten will, die sind „zuchtlos“ und müssen mit drakonischer Strenge behandelt werden. A. G. erwähnt solche Fälle nicht, aber er würde auch da seinem Charakter nach ohne Zweifel einen schneidigen Landrat abgegeben haben.

Hören wir noch einen andern Ästhetiker, nicht über das Obicöne, sondern über das Wohlgefallen am Menschenleibe im allgemeinen. Max Diez, dessen Theorie des Gefühls ich seiner Zeit in den Grenzboten mit Anerkennung erwähnt habe, beweist, daß der Mensch und das Menschenleben nur im Kunstwert ästhetisch genossen werden dürfen. Denn nur die Natur dürften wir als Mittel für unsre Zwecke verwenden, nicht den Menschen, der Selbstzweck sei. Der Satz wirkt deswegen sehr überzeugend, weil ihn Diez mit zwei ganz unanfechtbaren Beispielen stützt. „Es wäre unsittlich, einen Menschen rein als ästhetisches

Objekt zu betrachten. Es kommt mir immer als eine Barbarei vor, wenn ich einen Menschen sagen höre: eine schöne Frau! während der Blick über die Formen gleitet.“ Gewiß! Wer eine anständige Frau beschaut, wie ein Maler sein Modell, der ist ein frecher Kerl. Aber ist es überhaupt unerlaubt, zu sagen: eine schöne Frau? Wollen nicht alle Frauen für schön gehalten werden? Heben sie nicht ihre Schönheit durch Anzug und Putz hervor? Auf das „rein“ muß der Ton gelegt werden. Eine anständige Frau will zuerst als Persönlichkeit geschätzt werden, und sie bloß als ästhetisches Objekt ansehen, das wäre eine schwere Beleidigung.\*) „Der Mann — sagt Diez weiter —, der imstande wäre, die Bewegung der Menschengeschicke bloß darauf anzusehen, wiefern die Betrachtung ihm Vergnügen macht, wiefern der dem Geschick jammervoll unterliegende »malerisch im Todeskampfe stirbt«, wäre ein moralisches Ungeheuer.“ Gewiß! Ein solcher würde sich nicht mit Trauerspielen begnügen, sondern zu seinem Vergnügen Gladiatoren und Hinrichtungen verlangen. Aber ist es nicht erlaubt, sich am Anblick eines tüchtigen Mannes und seines Wirkens zu erfreuen, auch wenn man an dem, was er wirkt, gar kein persönliches oder vaterländisches oder sonst gemeinnütziges Interesse hat — er mag z. B. ein ausländischer Staatsmann sein —, wenn also die Freude rein ästhetischer Natur ist? Alle Menschen, nur die allerärmsten und ohnmächtigsten ausgenommen, gebrauchen andre, die meisten einander gegenseitig immerfort als Mittel, und ohne dieses gegenseitige Benutzen ist gar keine Gesellschaft denkbar. Unfittlich

---

\*) Nämlich, wenn es sich um eine bekannte Frau handelt; eine völlig unbekannte können wir gar nicht anders als nach ihrer äußern Erscheinung, d. h. also als ästhetisches Objekt schätzen, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß freches Anschauen ihr gegenüber erlaubt wäre.

wird es erst dann, wenn jemand den Nächsten gegen dessen Willen gebraucht, oder wenn er ihn durch die Benutzung schädigt. Nach dem von Diez aufgestellten Grundsatz würden nicht allein das Ballett und der Zirkus, die ja allerdings sittliche Bedenken gegen sich haben, unsittlich sein, sondern auch schon der Ball, bei dem doch der Anblick schöner Mädchen und Frauen wesentlich zum Vergnügen der Herren gehört; wenigstens glaube ich nicht, daß ein Ball zustande käme, wenn zufällig alle Teilnehmerinnen über fünfzig Jahre alt und grundhäßlich wären. Und sind denn Abbildungen des Menschen möglich, ohne daß Modelle gebraucht und vom Künstler mit den Augen genossen werden? Und ist es denkbar, daß in dem Menschen, der das Menschenantlitz und die Menschengestalt im Kunstwerke bewundert, nicht der Wunsch aufsteige, beides auch lebendig schauen zu können? Und wird nicht in manchem schon beim Anblick einer schönen Landschaft der Wunsch rege, den Werther in der Schweiz ausspricht, als er seinen Freund einladet, im See zu baden? Da haben die Asketen die Menschennatur besser durchschaut! Sie wissen: wer sich einmal auf die Freude am Schönen einläßt, der wird bald alles Schöne zu schauen begehren, das es auf Erden giebt; und daher wagen sie außer den vier fahlen Wänden ihrer Zelle, einem Kreuzifix und etwa einem Bilde, das die Qualen der Verdammten darstellt, nichts anzusehen, wenn sie sich nicht gar zur Sicherheit die Augen ausstechen. Und wenn ein dritter Ethiker ganz allgemein sagt, man dürfe im Weibe nicht das Weib, sondern immer nur die Person sehen, dann muß man solche Herren doch fragen, warum sie nicht statt eines jungen Mädchens einen alten Professor geheiratet haben, da doch alte Professoren gehaltvollere und interessantere Personen zu sein pflegen als junge Mädchen.

Das ganze Mittelalter hindurch hat es weder an Groth noch an stellenweise recht unflätiger Komik gefehlt, aber beides stand in ausgesprochenem Gegensatze zum Kirchenglauben und zu der theoretisch geltenden Moral. Die Wiedererweckung des klassischen Altertums stellte nicht allein die Einheit zwischen Theorie und Praxis wieder her — auf Kosten des Kirchenglaubens —, sondern die von der Kirchenmoral befreiten Geister ergaben sich völliger Zügellosigkeit und schritten über die Schönheitstrunkenheit und schalkhafte Natürlichkeit der Alten zur Frechheit des methodisch geübten Lasters fort. Luther verurteilte zwar die Liederlichkeit, war aber mit den Humanisten darin einig, daß er die Askese nebst der bigotten Ängstlichkeit und der Skrupulosität verwarf und der Natur ihr Recht zugestand. Nachdem ein zweitesmal zwar nicht der Geist das Fleisch, aber die Dogmatik den Humanismus besiegt hatte, reagierte dieser nochmals und setzte wiederum die Natur in ihr Recht ein. Diesmal, in Deutschland wenigstens, ohne der Zügellosigkeit zu verfallen. Nicht die Polizei und nicht die Konvention der Gesellschaft haben unsern Klassikern das Maß gegeben, sondern sie haben es, echt hellenisch, in sich selbst gefunden. Die hier vorliegende Frage haben sie nun selbstverständlich im Sinne der Griechen entschieden. Goethe — so erzählt Eckermann unterm 25. Februar 1824 — zeigte mir heute zwei höchst merkwürdige Gedichte, beide in hohem Grade fittlich in ihrer Tendenz, in einzelnen Motiven jedoch so ohne allen Rückhalt natürlich und wahr, daß die Welt dergleichen unsittlich zu nennen pflegt, weshalb er sie denn auch geheim hielt und an eine öffentliche Mitteilung nicht dachte. „Könnten Geist und höhere Bildung — sagte er — ein Gemeingut werden, so hätte der Dichter ein gutes Spiel; er könnte immer durchaus wahr sein und brauchte sich nicht zu scheuen,

das Beste zu sagen. So aber muß er sich immer in einem gewissen Niveau halten; er hat zu bedenken, daß seine Werke in die Hände einer gemischten Welt kommen, und er hat daher Ursache, sich in acht zu nehmen, daß er der Mehrzahl guter Menschen durch eine zu große Offenheit kein Argerniß gebe. Und dann ist die Zeit ein wunderbarlich Ding. Sie ist ein Tyrann, der seine Launen hat, und der zu dem, was einer sagt und thut, in jedem Jahrhundert ein ander Gesicht macht. Was den alten Griechen zu sagen erlaubt war, will uns zu sagen nicht mehr anstehn, und was Shakespeares kräftigen Menschen durchaus anmutete, kann der Engländer von 1820 nicht mehr ertragen, sodaß ein Family-Shakespeare ein gefühltes Bedürfnis wird.“ Und am 29. Januar 1826 äußerte Eckermann: „Ich möchte etwas darum geben, wenn ich die Molièreschen Stücke in ihrer ganzen Reinheit auf der Bühne sehen könnte; allein dem Publikum, wie ich es kenne, muß dergleichen viel zu stark und natürlich sein. Sollte Überverfeinerung nicht von der sogenannten idealen Litteratur gewisser Autoren herrühren?“ Goethe erwiderte: „Nein, sie kommt aus der Gesellschaft selbst. Und dann, was thun unsre jungen Mädchen im Theater? Sie gehören gar nicht hinein, sie gehören ins Kloster, und das Theater ist bloß für Männer und Frauen, die mit menschlichen Dingen bekannt sind. Als Molière schrieb, waren die Mädchen im Kloster, und er hatte auf sie gar keine Rücksicht zu nehmen.“ Daß der Altmeister die Mädchen ins Kloster sperren wollte, war nicht hübsch von ihm und für sein damaliges Alter ein wenig unbedacht; aber darin hat er unzweifelhaft Recht, daß sie nicht ins Theater gehören, und daß es in mehr als einer Beziehung um die Litteratur geschehen ist, wenn sie sich den Bedürfnissen der jungen Mädchen anbequemen soll.

Karl August Böttiger teilt in seinen Aufzeichnungen\*) unterm 22. Januar 1799 folgendes mit. „Goethe äußerte gegen Wieland, daß die ursprüngliche einzige *vis comica* in den Obscönitäten und Anspielungen auf Geschlechtsverhältnisse liege und von der Komödie gar nicht entfernt gedacht werden könne. Darum sei Aristophanes der Gott der alten Komödiendichter — sagte Wieland —, und darum hätten wir eigentlich gar kein Lustspiel mehr. Es ist auch wahr, daß selbst der strengste, ernsteste Mann, sobald er es unbemerkt thun darf, bei einem glücklichen Einfall aus dieser Fundgrube des Witzes, der den Bettler wie den König belustigt, seine Stirn entrunzelt, und daß diesem Universalmittel aus Demokrits Apotheke eigentlich kein Sterblicher widerstehn kann.“ Daß das Obscöne in der Komödie das Ursprüngliche ist, damit haben die beiden alten Herren allerdings Recht, aber daß es nicht unentbehrlich sei, hätten sie doch schon aus Molière lernen können. Und je breiter das Leben strömt, und je verwickelter die Verhältnisse werden, desto zahlreicher werden die Narren und die Kontraste, die Stoff zum Lachen geben. Die Komödie also kann, wenn sie nicht durchaus Bauernposse sein soll, das Unanständige schon entbehren; ob es die Männer entbehren können oder wollen, ist eine andre Frage.

Böttiger teilt auch zwei Aussprüche Wielands mit, in denen sich dieser gegen den Vorwurf der Schlüpfrigkeit entschuldigt. Am 26. November 1795 sagte er: „Ich weiß nicht, wie mir der Vorwurf gemacht werden konnte, ich sei ein schlüpfriger Schriftsteller. In meiner Seele ist nichts von dem Stoffe, der hier gären mußte, wenn ich das sein sollte. Ein

\*) Litterarische Zustände und Zeitgenossen. Leipzig, Brockhaus, 1838. 1. Bd. S. 238.

alter Mann, der Kinder und Enkel um sich herumlaufen hat, ist wohl von allem Kitzel frei. Ich habe überall Originale kopiert und mich sorgfältig in acht genommen, der menschlichen Natur Bocksfüße zu geben, wo sie keine hat. Da hat Weiße in Leipzig in seinen sonst sehr bewunderten Gedichten weit mehr anstößige Lieder. Bei mir handeln die Personen ihrem Wesen gemäß, und der Wollüstling kann nicht anders sprechen, als ich ihn reden hörte. Hätte ich die Menschen so geschaffen, dann könnten mich Vorwürfe treffen. Aber die hat Gott so gemacht.“ Einige Tage später sagte er: „Komme ich einst dazu, die Geschichte meiner Schriften zu schreiben, so werde ich vieles über die mir angeschuldigte (sic) Schlüpfrigkeit zu sagen haben. Ich habe besondere Vorstellungen von den Sacris phallicis des grauen Altertums. Es waren die ehrwürdigsten Naturfeierlichkeiten. Sobald der Mensch nur ein Glied an seinem Leibe hat, dessen er sich schämt, hat er seine Unschuld verloren. Man tadelt es, daß nackte Figuren da aufgestellt werden, wo Mädchen im Hause sind. Hätte ich nur recht viel, ich wollte alle meine Zimmer davon anfüllen. Warum ziehn wir denn den Hunden und Ochsen nicht auch Hosen an?\*) Der heiligste Naturtrieb ist durch Pfafferei entadelt und verschrieen worden. Um dieser Bigotterie zu entgegnen, habe ich solche Themen ausgemalt, die ich absichtlich ergriffen habe, nicht daß sie mir, wie Schiller beliebt zu sagen, unglücklicherweise in die Hände gefallen wären.“ Bei einer spätern Gelegenheit wird bemerkt, Bürgers Hohes Lied habe Wieland stets die widrigste Empfindung verursacht, weil es der Frau eines andern gegolten hätte. Er dachte und

---

\*) Das geschieht heut insofern, als seit ungefähr dreißig Jahren die Polizei das Geschlechtsleben der Tiere den Augen des Publikums nach Kräften verbirgt.

empfand also ganz antik, indem ihm unsittlich und obscön zwei durchaus verschiedene Begriffe waren.

Nach der Mitte unsers Jahrhunderts trat eine doppelte Wendung ein, die der Freiheit im allgemeinen und auch in diesem Gebiete nachtheilig war. In der Wissenschaft wurde der Humanismus von den Naturwissenschaften zurückgedrängt, und mit diesen siegte das praktische Interesse, d. h. ohne Umschweife gesprochen, das Geldinteresse über die idealen Interessen. In der Politik verwandelten sich die Träger des Liberalismus aus Gegnern in Stützen der Regierungen. Die Führer des gebildeten Bürgerstandes wurden sehr reich und dadurch eine herrschende Klasse; die mittlern Beamten wurden durch Gehaltserhöhungen und viele noch außerdem durch einen ihren Wünschen entsprechenden Gang der äußern Politik mit dem Staate versöhnt. So gerieten sie in Oppositionsstellung zu den Massen, deren Führer sie bis dahin gewesen waren, und sahen sich genötigt, alle freiern, nach Revolution schmeckenden Ansichten zu verleugnen. Die Verteidigung der Volksrechte überließen sie den Ultramontanen, Partikularisten und Sozialdemokraten; sie selbst waren allemal an der Seite der Polizei und des Staatsanwalts zu finden. Indem sie aber auf die schöne Bezeichnung liberal, die ihnen so viel Ehre eingetragen hatte, und die immer noch viel Anziehungskraft auf die Massen ausübte, nicht verzichten mochten, gerieten sie in eine äußerst schiefe Stellung, sahen sich zur Unwahrhaftigkeit gezwungen und erschienen denen als Feiglinge, die die vorgegangne innere Umwandlung nicht begriffen.

Mit Beziehung auf unsern Gegenstand darf man den meisten der Herren Heuchelei vorwerfen. Sie für ihre Person stehen auf dem Standpunkte der Humanisten, und viele von ihnen gehen noch ein gutes Stück darüber hinaus, indem sie nicht allein

den Geschmack der Alten für aristophanische Komik teilen, sondern sich auch so manches erlauben, was diese als unsittlich verurteilt haben würden. Aber als herrschende Klasse halten sie zur Wahrung ihrer Würde streng auf Wohlstandigkeit, und durch die Sozialdemokratie, die mit dem in höhern Regionen wissenschaftlich begründeten Naturalismus die Massen durchsäuert hat, erschreckt, hegen sie ängstliche Sorge um die bürgerliche Ordnung. Daher stellen sie sich auch in diesem Punkte auf die Seite der Polizei; die Rechte der Natur zu verteidigen überlassen sie einer Gesellschaft unreifer Stürmer und Dränger, die nicht, gleich unsern Klassikern, das Maß in sich selber tragen. Auch in dieser Beziehung sind sie daher in eine schiefe Stellung geraten, die jedesmal recht auffällig wird, wenn es gilt, Angriffe der Ultramontanen auf Luther und auf unsre Klassiker abzuwehren. Beide werden von den Ultramontanen verleumdet, indem das, was vom streng christlichen Standpunkt an ihnen anstößig erscheint, einseitig hervorgehoben, das Große und Edle aber, was der rechtgläubige Katholik auch von seinem Standpunkt aus anerkennen müßte, verschwiegen wird. Aber unsre modernen „Liberalen“ begnügen sich nicht damit, diese Art der Verleumdung zu brandmarken; sie stellen sich, als hielten sie es schon für Verleumdung, daß überhaupt von Luthers Cynismen und von der Erotik in Goethes Leben und Dichtung gesprochen wird. Wären unsre Liberalen echte Liberale, und wären sie vom Geiste Luthers und Goethes befeelt, so würden sie den Angreifern entgegen: „Bildet euch doch nicht ein, daß wir uns darüber ärgern! Das wissen wir selber, daß weder Luther noch Goethe ein Frömmeler, Duckmäuser oder Asket gewesen ist. Gerade darin besteht ja eben das Verdienst dieser beiden Männer, daß sie der Natur zu ihrem Rechte verholfen und aller Pfafferei und Möncherei ein Ende

gemacht oder ihr wenigstens den Nimbus genommen haben. Unfre Moral ist nicht so erhaben wie die eure, aber dafür brauchen wir auch nicht so zu heucheln wie ihr, und dafür kommt es bei uns nicht vor, daß einer mit den Ikarusflügeln einer eingebildeten übernatürlichen Hilfe die irdische Schwerkraft zu überwinden und in den Äther emporzusteigen unternimmt, beim ersten Versuch aber herabstürzt und im tiefsten Rote versinkt.“ So zu sprechen wagt keiner mehr, und so hat denn der Liberalismus, Nebenbuhlern und Nachfolgern das Feld räumend, auch in dieser Hinsicht bankrott gemacht.

Indem die heutige Sitte das Obscöne aus der Öffentlichkeit verbannt, dient sie als Schutzwehr für die Unschuld der Jugend und die Würde der Frauen. Aber dieser Nutzen wird durch den Umstand aufgewogen, daß die Verwechslung und Verschmelzung des sittlich Bösen mit dem Unanständigen die Gewissen verwirrt und abstumpft, sodaß ein Mann, ohne Furcht, in der Gesellschaft unmöglich zu werden, an seiner Frau oder an einem von ihm verführten Mädchen gemein und niederträchtig handeln darf, wenn er nur weder den äußern Anstand verletzt, noch das Strafgesetz übertritt. Andererseits hat die öffentliche Zulassung des Obscönen auf die Sittlichkeit der Alten keinen nachweislich schlechten Einfluß geübt; denn sie war bei den Griechen wie bei den Römern das Ursprüngliche, die Sittenverderbnis aber riß gerade in der Zeit ein, wo Reichthum, Luxus und Bildung das ganze Leben und damit auch den Begriff von Anstand verfeinerten. In der altitalischen Bauernreligion scheint, wie meistens in den Naturreligionen, die vergöttlichte Zeugungskraft den Mittelpunkt gebildet zu haben. Der Phallus spielte bei den Römern fast dieselbe Rolle, wie heute in katholischen Ländern das Heiligenbild; überall war er zu sehen: auf der Straße,

im Garten, im Hause. In kleinem Format diente er als Amulett für einzelne Personen, in großem hatte er die ganze Familie, den Acker und Garten, die Gemeinde und das Kriegsheer zu schützen und zu segnen. Und bei diesen Phallusverehrerern war die Ehe so heilig, daß Rom die erste Ehescheidung erst im Jahre 521 nach Erbauung der Stadt erlebte. \*) Auch ist es charakteristisch, daß Rom zwei seiner großen Staatsumwälzungen auf Entehrung, das einermal einer Matrone, das andremal einer Jungfrau, zurückgeführt hat. Wieviel Revolutionen müßten wir da heute in Deutschland erleiden! \*\*)

Würden Preise ausgesetzt für Auffindung von Verstößen gegen den sittlichen Takt in den griechischen Dramen, so würde da nicht viel zu verdienen sein; dagegen könnte einer reich werden, wenn er als Kritiker heutiger Bühnenstücke für die Nachweisung solcher Schnitzer prämiert würde. Ich kenne ja die heutige Theaterlitteratur nur vom Hörensagen und aus Zeitungs- und Zeitschriftenberichten, aber zwei Stücke: die Versunkene Glocke und Halbes Jugend, die als Zugstücke gelten, sind mir zufällig in die Hände gefallen. Ich habe sie gelesen und beim ersten lachend „Blech“ gesagt, vom zweiten aber geurteilt, daß es nicht auf die Bühne gehöre, sondern an den Ort, wo Luther die Streitschriften seiner Gegner zu verbrauchen pflegte. Ich will mich nicht lange bei der Unmöglichkeit des Hauptcharakters aufhalten. Daß ein sinnlicher Bursche gleich nach dem Abiturienten-

\*) Und das erste parricidium nach dem zweiten Punischen Kriege, wenigstens nach Plutarch (Romulus 22); nach Dionys von Halikarnas ist schon in der Zeit des Tarquinius Superbus ein Bürger des Vatermords beschuldigt und, in ein Ochsenfell eingenäht, ins Meer geworfen worden.

\*\*) Ausführlicher habe ich diesen Gegenstand in der im Verlag der Wiener Wochenschrift „Die Zeit“ erschienenen Broschüre „Sexualethik, Sexualjustiz, Sexualpolizei“ behandelt.

examen zu einer Dirne läuft, das kann vorkommen, nimmermehr aber, daß er, im Hause eines Verwandten gastfreundlich aufgenommen, schon eine Stunde nach seiner Ankunft dessen Tochter oder Pflgetochter als Dirne behandelt; einen jungen Studenten, der dessen fähig wäre, giebt's in ganz Deutschland nicht. Verlieben kann er sich im ersten Augenblick, aber der Unterschied zwischen einem verliebten Studenten und einem jungen Bock oder Stier besteht eben darin, daß sich bei jenem der Geschlechtstrieb unter einem idealistischen Gewande verbirgt, das den Gedanken an ein hochmähiges Benehmen gar nicht aufkommen läßt. Den deutschen Romeo hat man diesen geilen jungen Kerl genannt! Aber es war die angetraute Gattin, zu der Romeo in die Schlafkammer stieg, und Romeo und Julia haben einen geistigen Inhalt, wie ihre Monologe und Dialoge beweisen; von einem solchen verraten die beiden Personen in Halbes Stück nicht das geringste; sie quatschen bloß; er ist, wie gesagt, ein junger Bock, sie eine lüsterne Ziege. Nun hätte ich, im Unterschiede von den frommen Kritikern beider Konfessionen, nichts dagegen, daß ein Bock und eine Ziege auf die Bühne gebracht würden, wenn es die verfeinerte Empfindung unsers heutigen Geschlechts erlaubte, denn Bock und Ziege sind hübsche und spaßhafte Geschöpfe. (In welchem Umfange die verfeinerte Empfindung wirklich vorhanden und wie weit sie nur Schein ist, das würde man wissen, wenn man die Zahl derer kannte, die Halbes Stück mit verzücktem Beifall begrüßt haben, und dazu noch die Zahl derer, deren Entrüstung über das Stück geheuchelt ist.) Aber billigen würde ich das Auftreten der beiden zweibeinigen Tierchen natürlich nur unter zwei Bedingungen. Erstens, daß, wie bei den Athenern, Kindern und Jungfrauen das Theater verschlossen bliebe, zweitens, daß aus dem Bockspiel nicht durch einen

Schuß und ein paar salbungsvolle Redensarten ein Trauerspiel zu machen versucht würde. In Athen wäre Halbe gehncht worden; oder vielmehr, dazu wäre es gar nicht gekommen, denn die Behörde hätte das Stück gar nicht angenommen und den Verfasser wegen grober Verletzung aller sittlichen Gefühle bestraft. Der Kern des Stücks konnte in Athen auf zweierlei Weise behandelt werden. Entweder als Posse. Es wäre etwa — nicht ein junger „Philosoph“ sondern ein junger Ackerflave bei der Kuhmagd erwünscht worden und hätte als Nachtsich zu den gehabt Genüssen eine Tracht Prügel gekriegt. Sollte aber der Gegenstand als Tragödie behandelt werden, so mußten die beiden Hauptpersonen menschliche Charaktere sein, demgemäß eine andre Sprache miteinander führen, und der Verlezer des Gastrechts und der Jungfrauenehre mußte entweder von den Grinnyen verfolgt oder vom Vater oder Bräutigam oder Bruder des Mädchens erschlagen werden. Daß das Mädchen erschossen wird, und zwar zufällig, ist ein noch gröberer Verstoß gegen die Technik des Dramas als der Deus ex machina der Alten. Diesen, als den ersten Erfindern dieser Kunstgattung, kann man es nicht zum Vorwurf machen, daß sie, der Vorbilder gänzlich entbehrend, solche technische Fehler begingen; übrigens haben sie diesen plumphen Kunstgriff doch nur in Fällen angewandt, wo es galt, den drohenden tragischen Ausgang abzuwenden. Außer den kirchlichen Organen beider Konfessionen haben, so viel ich weiß, nur wenige Halbes Stück entschieden gemißbilligt, darunter natürlich die Grenzboten. Was folgt daraus? Daß das durchschnittliche sittliche Empfinden und der sittliche Takt unsers Volkes, oder wenigstens seiner litterarischen Vertreter, auf einer viel tiefern Stufe stehn als das Empfinden und der Takt der Athener im fünften Jahrhundert vor Christus.

Wird nun gefragt, worin eigentlich der Unterschied zwischen der althellenischen und der christlichen Volksmoral bestehe, so müssen wir zunächst jene übernatürliche Tugend des wiedergeborenen Menschen, von der uns die Theologen in Tausenden von Büchern und Schriften so viel Schönes erzählen, von der man aber im Leben so gar nichts spürt, beiseite lassen; sind wir doch schon froh, wenn es die Leute, mit denen wir zu thun haben, an der gewöhnlichen Rechtschaffenheit nicht fehlen lassen, und hoch beglückt, wenn wir einen Edelsinn finden, wie er auch so manchen Heiden geschmückt hat. Aber auch dem kann ich nicht beistimmen, was Döllinger in dem mehrfach angeführten Werke über den Unterschied sagt: „Die Neigung der Menschen überhaupt, die sittliche Verantwortlichkeit für ihre bösen Thaten von sich weg und auf eine außer ihnen befindliche Macht zu schieben, war bei den Griechen nicht minder geschäftig als bei andern Völkern; und so fehlt es denn nicht an Stellen, in denen die böse, fluchwürdige That damit entschuldigt wird, daß der Trieb zur Begehung mit unwiderstehlicher Gewalt vom Schicksal oder von den Göttern in die Seele des Menschen gelegt worden sei.“ Sind wir denn im Christentum auch nur einen Schritt weiter gekommen? Sagt nicht Christus (Joh. 8) seinen Zuhörern, sie hätten nicht Gott, sondern den Teufel zum Vater, dessen Gelüste in ihnen lebten? Sagt er nicht (Joh. 17), er bitte nicht für die Welt, sondern nur für die, die ihm der Vater gegeben habe, die zwar in der Welt lebten, aber nicht von der Welt seien? Schreibt nicht Paulus (Röm. 9), Gott selbst habe den Pharao verstockt, und Gott bereite die Gefäße des Zorns zur Verdammnis, wie der Töpfer aus demselben Stoff nach Belieben Gefäße zur Ehre und Gefäße zur Unehre mache? Haben nicht die größten Theologen von Augustinus bis Calvin und Jansenius, auf solche

Stellen gestützt, der schrecklichen Lehre von der ewigen Vorherbestimmung der Mehrzahl aller Menschen zur ewigen Verdammnis gehuldigt? Machen nicht die strengen Lutheraner der katholischen Kirche noch heute den Vorwurf, sie sei semipelagianisch, weil sie die Wahlfreiheit lehre, die Erlösung und Seligkeit von der freien Mitwirkung des Menschen abhängig mache? Und ist diese katholische Lehre, so schön sie klingt, etwas anderes als eine Reihe schön klingender Worte? Daß da in Worten der Schöpfer von aller Schuld an dem Schicksale der Geschöpfe rein gewaschen wird, ist freilich richtig; aber wer versteht diese Worte? Wer versteht es, daß Gott nicht die Ursache des sittlich Bösen und der ewigen Verdammnis der ungeheuern Mehrzahl der Menschen sei, wenn er diese Welt schafft, obwohl er vorher weiß, daß alles so kommen werde, wie es in Wirklichkeit gekommen ist? Und bekennt sich nicht heute alles, was auf Wissenschaft Anspruch macht, zum Determinismus? Natürlich ohne die allmächtige und unwiderstehliche Urkraft in ein Jenseits fortwirken zu lassen, da man meint, es sei des Übels im Diesseits schon gerade genug. Und wenn die Deterministen, theils aus Rücksicht auf die löbliche Obrigkeit, theils weil sie aufrichtig ihre Mitmenschen lieben und diese durch rücksichtslose Folgerichtigkeit zu schädigen fürchten, die menschliche Verantwortlichkeit retten wollen, sind da etwa die zu diesem Zweck aufgewandten scholastischen Künste mehr wert als die Kunststückchen, womit die Theologen den Schöpfer von der Verantwortung für seine Kinder die Teufel zu entlasten und alle Verantwortung für alles Unheil den Geschöpfen aufzubürden suchen?

Es ist richtig, die griechischen Tragiker lehren, theils mehr philosophisch, daß eine allmächtige Notwendigkeit (heute nennt man sie das Kausalitätsgesetz)

Götter und Menschen beherrsche, teils mehr theologisch, daß die Götter die Sterblichen verblendeten, um sie für ihre Zwecke zu gebrauchen; daß insbesondre die Naturtriebe und die daraus entspringenden Leidenschaften unwiderstehlich seien. Als den Hämön seine Liebe zu Antigone mit dem Vater verfeindet, da singt der Chor zum Gott Croß: „Niemand kann dir ent-rinnen, kein Unsterblicher, keiner aus der Menschen Tagesgeschlecht; wen du fassst, der raset. Reißest auch des gerechten Mannes Sinn zu kränkender Un-bill fort; hast auch jetzt den Hader erregt, welcher Vater und Sohn entzweite.“ Und Jason schreibt alles, was Medea für ihn gethan hat, der Gunst Aphroditens zu. Medea selbst macht die Götter nicht so unbedingt für die eignen Verbrechen verantwortlich. Sie müsse, spricht sie zu dem Pädagogen, notwendigerweise das Schreckliche thun, das sie beschlossen habe: „Denn solches hat ein Gott und mein verkehrter Sinn mir zugeteilt.“ Und in den Troerinnen wider-spricht Hekabe der Helena, die alles auf Aphrodite schieben möchte. „O mache doch die Götter nicht zu Thoren, und beschönige nicht dein Verbrechen! Mein Paris glänzte Göttern gleich an Wohlgestalt; dein Sinn, der ihn erblickte, ward zur Kypris.“ Einen Versuch, das Rätsel zu lösen, macht Euripides im Hippolytus, indem er der Phädra die Worte in den Mund legt:

Nimmer glaub ich, daß aus angeborner Art  
 Der Mensch das Schlimme wähle — ward so vielen doch  
 Einsicht des Rechten; sondern also seh ichs an:  
 Das Tugendhafte wissen und erkennen wir,  
 Thuns aber nicht; aus laffer Trägheit einige,  
 Und andre wieder, weil sie irgend andre Lust  
 Vorziehn der Tugend.

Ganz ähnlich hat sich Augustinus ausgedrückt in der ersten Zeit, nachdem er sich vom Manichäismus los-

gerungen hatte; niemand wähle das Böse um des Bösen willen, sondern nur durch den Schein eines Gutes getäuscht. Man sieht, an Bemühungen, das furchtbare Geheimnis zu ergründen, haben es die Alten nicht fehlen lassen; wie hätte ihnen gelingen können, was bis auf den heutigen Tag niemand gelungen ist?

Weiter sagt Döllinger: „Waren nun auch die tragischen Dichter die Vorstellungen vom Schicksale zu veredeln beflissen, so brachte es das griechische Bewußtsein doch zu keiner Theodicee, und mochte auch in einzelnen Momenten die Idee einer ethischen Weltordnung blitzartig aus dem umgebenden Dunkel des polytheistischen Mythen- und Götterwesens aufleuchten, so ward es gleich wieder verfinstert und verunstaltet. Der Hauptgrund lag darin, daß den Griechen ein lebendiger Begriff vom Wesen des Bösen, der Sünde und die Einsicht in dessen Ursprung mangelte. Selbst die Sprache bot keine präzisen Bezeichnungen für das moralisch Böse, die Sünde dar; dasselbe Wort galt auch für das physische Übel, und ebenso wenig konnte das positiv Böse von dem Schlechten oder Geringen sprachlich gesondert werden.“ Also die Griechen, deren Einbildungskraft die Gestalten der Eumeniden geschaffen hat, sollen keinen lebendigen Begriff von der Sünde gehabt haben? Wo findet man denn heute, von einzelnen Personen und kleinen Konventikeln abgesehen, im Volke ein so tiefes und lebhaftes Schuldbewußtsein, wie es nach dem Zeugnis der Orestes-tragödien bei den Alten geherrscht haben muß? Was Döllinger von den Bezeichnungen sagt, ist doch nur Silbenstecherei. Auch der Deutsche spricht von einem bösen Finger und einem bösen Fall, und auch der Franzose gebraucht *mauvais* und *mal*, der Italiener *cattivo* unterschiedslos für das physische und das moralische Übel. Um aber das „positiv Böse“ aus-

zudrücken, muß auch Döllinger das lateinische Beiwort „positiv“ zu Hilfe nehmen und ist auch so noch nicht sicher, ob er allgemein wird verstanden werden. Ich meinerseits denke mir unter dem positiv Bösen die teuflische Bosheit eines Menschen, in dem der letzte Rest von Liebe erstorben ist, und der keinen andern Genuß kennt, als seinen Mitmenschen Leid zuzufügen. Aus der griechischen Geschichte ist uns kein solches Ungeheuer bekannt, und so hatten die Griechen auch keine Veranlassung, für das „positiv Böse“ eine besondere Bezeichnung zu erfinden. Daß aber die „Einsicht in den Ursprung des Bösen,“ die das Christentum gewährt, so gut wie keine Einsicht sei, habe ich schon ausgeführt.

Einen Vorwurf allerdings sind der Puritaner und der katholische Asket von ihrem Standpunkt aus gegen die Hellenen zu erheben berechtigt, daß sie sich vom Schuldbewußtsein, wie lebhaft sie es auch in einzelnen geweihten Stunden empfunden haben mögen, niemals haben übermannen, sich niemals ihre Heiterkeit dadurch haben trüben lassen. Aber indem Gott den Hellenen diese Gemütsart verlieh, hat er allen spätern Geschlechtern eine unschätzbare Wohlthat erwiesen. Glücksgefühl und Güte sind unzertrennlich voneinander. Leid bessert den Menschen nur, wenn es rasch vorübergeht, dauerndes Leid verschlechtert fast immer den Charakter, und tiefes Schuldbewußtsein ist das schlimmste Leid. Wo es sich einfriszt, da macht es Heiden wie Christen zu Fanatikern und zu Teufeln. Man stelle sich vor, auch die Hellenen wären vom Schuldbewußtsein und von der Furcht vor dem strafenden Zorne der Gottheit übermannt worden! Sie hätten dieser zürnenden Gottheit entweder wie die Semiten Kinder verbrannt oder gleich den Azteken Erwachsene geopfert unter so grausamen Martern, wie sie in den häßlichen Fragenbildern

dieses zum Glück für die Menschheit wenigstens als Nation ausgerotteten Volks dargestellt werden, oder sie hätten alle Menschen, die nicht an Zeus glauben wollten, gefoltert, verstümmelt und dann lebendig verbrannt, oder sie hätten, anstatt ihre fröhlichen Dionysosfeste zu feiern, allwöchentlich einmal mit Heulen und Zähneklappen eine siebenstündige Schilderung der Höllenstrafen angehört. Sie würden dann entweder gar keine Skulpturen und Gemälde hinterlassen haben, oder scheußliche Fragen und Darstellungen von Marter Szenen, die den Geist verdüstern und zu wilder Grausamkeit entflammen. Um wie viel tausend Scheusale und um wie viel Millionen Verbrechen würden diese „Kunstwerke“ die Masse des Bösen auf der Erde vermehrt haben! Wie viel haben dagegen die uns vom Hellenenvolk wirklich hinterlassenen Kunstdenkmäler dazu beigetragen, das Fieber wilder Grausamkeit, dem die europäische Christenheit von Zeit zu Zeit verfällt, zu heilen, uns wieder menschenfreundlich, heiter und gut zu machen! Es ist doch etwas Großes, daß sich unter den vielen tausend uns trotz aller Zerstörungssarbeit barbarischer Jahrhunderte erhaltenen bildlichen Darstellungen der hellenischen Kunst bis in die Römerzeit hinein so äußerst wenige finden, die Mordszenen darstellen, und — so viel ich weiß — gar keine Marter Szenen;\*) Fragen aber nur zum Zweck der Komik. Der Geist, der aus allen diesen in ihrem Charakter übereinstimmenden Bildern spricht, kann kein anderer als ein freundlicher Geist gewesen sein, und ein freundlicher

\*) Bei der Schindung des Marsyas nur die Vorbereitungen dazu. Auch aus der römischen Zeit kennt man keine Abbildungen. Rich hat daher in seinem Illustrierten Wörterbuch der römischen Altertümer zur Versinnlichung des Marterinstruments equuleus einen mittelalterlichen cavaletto dargeboten. Ob die rota beim Foltern so angewandt wurde, wie eine Abbildung des Rades des Trion zeigt, dürfte schwer auszumachen sein.

Geist ist niemals ein schlechter Geist, geschweige denn ein böser. Glückliche, an Leib und Seele vollkommne Menschen zu schauen, war die höchste Freude der Hellenen, und diese Stimmung der Seele ist unvereinbar mit der bewußten Absicht, Menschenglück zu zerstören, also mit dem „positiv Bösen.“ Dem Griechen genügte ein Blick auf die Cumeniden, um sich vom Bösen schauernd abzuwenden; den christlichen Fanatiker bezaubert der Anblick des Teufels, sodaß er sich mit seiner Phantasie in die Hölle hineinstürzt und selbst ein Teufel wird. Danken wir Gott, daß er uns in der griechischen Kunst ein Heilmittel gegen diese Seelenkrankheit bereitet hat!

Nicht also in der Sittlichkeit selbst liegt der Unterschied zwischen Althellas und dem Christentume, sondern in den religiösen Stützen des sittlichen Lebens. Die christlichen Apologeten haben vollkommen Recht, wenn sie darauf hinweisen, wie wenig die Liebesgeschichten und Händel der Götter geeignet waren, den frommen Verehrer zu bessern und zu erheben, während die christliche Dreieinigkeit in der Seele ihres Anbeters nur würdige und erhebende Vorstellungen erregt. Doch sollte man die entfittlichende Wirkung der Mythologie nicht in dem Grade übertreiben, wie es gewöhnlich geschieht. Nur der grübelnde Philosoph verfiel darauf, daß aus den Göttergeschichten gefährliche Folgerungen abgeleitet werden könnten, und unter den Tragikern ist es nur der philosophisch gebildete Euripides, der solche Erwägungen anstellt. Dem gemeinen Manne blieben die Ehebrüche der Götter Mysterien, über die er nicht weiter nachdachte; ihm waren die Götter der Hauptsache nach nicht allein Spender aller guten Gaben, sondern trotz aller Widersprüche in ihrem Charakter auch die Rächer alles Bösen. Es waren immer nur einzelne freche Burschen, die vor einem Ledabilde sagten: „Zeus selber hat

Ehebruch verübt, und ich Menschlein sollte besser sein als er?" Die Masse ließ sich durch solche Widersprüche in der Volksreligion so wenig irre machen, wie unser heutiges Volk, soweit es noch nicht von der Gedankengärung der gebildeten Stände ergriffen ist, durch die bedenklichen Erzählungen des Alten Testaments. Sind doch auch nicht alle Thaten des Heilands zur Nachahmung geeignet. Und zwar hat diese unbefangne, unbeirrte Gläubigkeit, wie Friedländer in seiner römischen Sittengeschichte nachweist, bis in die letzten Zeiten des antiken Heidentums, bis zur Völkerwanderung fortgedauert. Andererseits darf nicht übersehen werden, daß es ja den Bewohnern Griechenlands und Italiens gar nicht eingefallen ist, beim Übertritt zum Christentum ihren Olymp preiszugeben. Sie haben ihn bekanntlich mitgenommen und den Hofstaat des dreieinigen Gottes daraus gemacht. Von den drei göttlichen Personen ist es nur die menschgewordne, zu der sie ein näheres Verhältnis gewonnen haben; mit den beiden andern, die sich nicht vollständig vermenschlichen lassen, wissen sie nicht viel anzufangen.

Weit kräftiger als die reinere und einfachere Vorstellung von Gott wirkt der feste Glauben an die persönliche Unsterblichkeit des Menschen; ja erst hierdurch erlangt der gereinigte Gottesbegriff praktische Bedeutung. Die Griechen glaubten nur an ein Schattendasein nach dem Tode, das eigentlich nichts wert sei. Der ganze Wert des Daseins lag für sie im Diesseits. Daraus folgte, daß, wenn es eine sittliche Weltordnung, eine göttliche Gerechtigkeit gäbe, sie sich unbedingt im irdischen Leben offenbaren und durchsetzen müsse. Da nun das Herrlichste auf Erden, die leibliche und geistige Blüte des Menschen, vergänglich und von kurzer Dauer ist, spätestens im Tode und oft schon vor dem Tode verwelkt, da ferner auf

Erden oft Unrecht und Unvernunft zu siegen scheinen, so mußte diese Wahrnehmung Menschen, die an keine Ergänzung des Diesseits durch ein Jenseits glaubten, tief erschüttern. „O Menschengeschick! — singt der Chorführer im Agamemnon —, wenns glückt, ein Bild ist's, stolz zu schauen; das mißlungne, ein feuchter Schwamm fährt drüber hin und löscht es weg; und mehr als jenes thut mir solch Verlöschen weh.“ Ein leeres Traumbild nennt sich Ödipus in den Phönikerinnen, düstres Wahngewand der Chorgreis im Rasenden Herakles. „Jetzt seh ichs deutlich — ruft Odysseus schmerzlich ergriffen beim Anblick des wahnfinnig gewordenen Ajax —, alle, die wir leben, sind doch nichts als Scheingestalten, leere Schatten nur!“ Den berühmten pessimistischen Schlußchor des Hippolytus brauche ich, da er allgemein bekannt ist, nicht erst anzuführen. Und von dieser Richtigkeit des irdischen Lebens und alles irdischen Strebens überwältigt, mochte sich der Hellene wohl zuweilen fragen, ob es sich lohne, aus Pflichtgefühl einer Versuchung zu widerstehn, einem augenblicklichen Genuß oder Vorteil zu entsagen. Sich alle ernstestn Sorgen aus dem Sinne zu schlagen und die Gaben des Augenblicks zu genießen, schien so gestimmten die einzige vernünftige Philosophie zu sein. Da der Durchschnittsgriecher zu heiter war, Pessimist zu werden, mußte ihn seine Religion zum Hedoniker machen, sobald er anfing, über seinen Götterglauben nachzudenken und ihn kritisch zu zerlegen. Die Götter erschienen nur als verkörperte Abstraktionen, als Sinnbilder von Naturgewalten, von Trieben, von Leidenschaften, von Tugenden und Lastern. Damit verloren sie für den Sünder das Schreckende, um so mehr, als die tägliche Erfahrung statt der waltenden Gerechtigkeit eher das Gegentheil erkennen zu lassen schien. Neoptolemos berichtet dem Philoktet über die vor Ilion gefallnen

Helden und bemerkt dazu: „Niemals raffet gern der Krieg den schlechten Mann hin, nur die Edeln nimmt er stets.“ Als er dann meldet, daß auch Thersites lebe, ruft Philoktet: „Er muß wohl! Denn das Schlechte ging noch nie zu Grund; nein, sorglich stets umhegen es die Himmlischen. Was soll ich dazu sagen? wie es loben, wenn die Götter ich erprobte und sie schlecht erfand?“ Das Christentum hat seine Anhänger mit einem Glauben an die Wirklichkeit des Jenseits und an die persönliche Fortdauer der Menschenseelen erfüllt, der kaum auf natürliche Weise zu erklären ist; nur bei den Mohammedanern erscheint er gleich lebendig und unerschütterlich; hier aber kommt ihm eine glühende Sinnlichkeit entgegen, der er volle und endlose Sättigung verheißt.

Darum bildet der Glaube an die leibliche Auferstehung Christi den Grundstein des christlichen Lehrgebäudes, und ohne diesen Glauben würde das Neue Testament kaum mehr wert sein, als Ciceros Buch über die Pflichten oder die platonischen Dialoge. „Wenn die Toten nicht auferstehn — sagt Paulus im 15. Kapitel des 1. Korintherbriefs —, so ist auch Christus nicht auferstanden. Ist aber Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel, und so sind wir elender als alle andern Menschen.“ Der Durchschnittschrist vertauscht die ersten beiden Glieder dieser Schlußkette und spricht: ist Christus nicht auferstanden, so habe ich auch keine Gewähr für meine eigne Auferstehung; giebt es aber kein Jenseits, so bin ich, der ich um einer eiteln Hoffnung willen auf so manchen irdischen Genuß verzichte, ein Narr und elender als die übrigen Menschen. Nur der Glaube an die persönliche Unsterblichkeit macht jenen Begriff der Persönlichkeit möglich, auf dem die Moralsysteme Kants und Fichtes beruhen. Was in aller Welt sollte uns denn abhalten, einen Menschen von schwachem

Geiste und niedriger Gesinnung, der nichts als tierisches Behagen erstrebt, rein als Werkzeug zu behandeln, wenn wir nicht glauben, daß der Keim einer ewigen Persönlichkeit in ihm stecke? Denn vorläufig ist er gar keine Persönlichkeit. Den Philosophen, die den Glauben an die persönliche Fortdauer preisgeben, die darauf gebaute Moral aber retten wollen, nützen alle ihre Kunststücke nichts; niemals wird man eine aus dem Schoße des Unbewußten aufgetauchte, nach einer kurzen Zeitspanne zerplatzende Seifenblase, ein Ding ohne alle Substantialität, für eine Persönlichkeit halten, niemals auch im Ernste Pflichten anerkennen, wenn kein persönlicher Gott da ist, der sie auferlegt. Ein guter Mensch, der nicht an Gott glaubt, handelt gut und edel, weil und soweit ihn sein Herz dazu treibt, aber eine Verpflichtung dazu braucht er nicht anzuerkennen. So hat auch Leibniz die Sache angesehen. *Si Deus non esset, sapientes (von den Unreifen, vom großen Haufen spricht er gar nicht erst) ad caritatem non ultra obligarentur, quam ex usu suo esset, neque ad honestatem, nisi suae perfectionis causa, cujus in hac vitae brevitate, si anima immortalis non esset, ratio satis haberi non posset.* (Mitteilungen aus Leibnizens ungedruckten Schriften. Von Dr. juris G. Mollat. Zweite Auflage. Kassel, Friedrich Scheel, 1887.)

Erst durch diesen Glauben ans Jenseits erhalten die übrigen Grundlehren des Christentums Wert fürs sittliche und Gemütsleben. An und für sich befriedigen jene Erklärungen des Welträtsels, die der Katechismus enthält, die Vernunft und das Herz so wenig, wie irgend eine alte Mythologie oder Philosophie. Haben wir aber den Glauben an die persönliche Unsterblichkeit gewonnen und zugleich den Glauben, daß der Gott, den wir im Jenseits finden sollen, weder ein kinderfressender Moloch, noch ein

blindes Verhängniß, noch die Naturnotwendigkeit sei, sondern ein Wesen, das nach Christi Worten am besten unter dem Bilde eines gütigen Vaters vorgestellt wird, so verträsten wir unser Verlangen nach der Lösung des Lebensräthfels zuversichtlich aufs Jenseits. Die Bibel- und Katechismuslehren darüber haben dann nur die Bedeutung solcher vorläufigen Erklärungen, wie wir sie den Kindern zu geben pflegen, wenn diese uns über Dinge fragen, die ihnen auf ihrer gegenwärtigen Erkenntnißstufe noch nicht begreiflich gemacht werden können. Die Dogmen vom Teufel und vom Sündenfall, von der Erbsünde und der Erlösung bedeuten dann bloß, daß Gott weder das Böse noch die Unseligkeit des Menschen will, sondern dessen ewige Seligkeit, und daß uns Christus dazu verhilft. Das sind Andeutungen des Zusammenhangs; den Zusammenhang zu durchschauen ist hienieden keinem vergönnt. So flößt uns der christliche Glaube auch das Vertrauen ein, daß unser guter Wille nicht vergebens sei, aber das Geheimniß von Freiheit und Notwendigkeit wird uns dadurch nicht entschleiert. In diesem Vertrauen auf die Vernünftigkeit und Güte der Gottheit, die sich uns erst im Jenseits ganz offenbaren will, besteht die moralische Wirksamkeit des Christentums; denn dieses Vertrauen allein vermag die zagende Seele vor pessimistischer Verzweiflung wie vor frechem Hedonismus zu bewahren. Es ist lächerlich, wenn sich die Darwinianer einbilden, dieses Vertrauen durch das Entwicklungsgesetz, das sie gefunden zu haben meinen, ersetzen zu können. König Kausalität kann uns Heutigen so wenig helfen, wie König Umschwung dem Strepziades. Daß die nebelhafte und teilweise falsche Naturansicht der Alten der klaren Einsicht in eine ziemlich lange Kette von Wirkungen gewichen ist, mag sehr nützlich sein für die Maschinenbauerei, für die Verkehrsanstalten, für die

Färberei, für die Landwirtschaft, mag auch den Erkenntnistrieb in höherm Grade befriedigen, als es die Phantasien und Vermutungen der Alten vermochten, aber unser Gemüt, den Ort unsers Wesens, wo die Seligkeit oder Unseligkeit empfunden wird, lassen alle Herrlichkeiten moderner Naturerkenntnis leer. Es nützt dem Arbeiter, der von einer Maschine zermalmt wird, gar nichts, daß er den Mechanismus dieser Maschine durch und durch kennt und außerdem vielleicht noch weiß, wie viel Kilogramm lebendige Kraft dazu gehören, ihm das Bein aus der Hüfte und den Kopf vom Kumpfe zu reißen oder die Röhrenknochen seiner Oberschenkel zu zerbrechen.

Das andre Große, das die christliche Religion leistet, besteht in den Einrichtungen ihrer Kirche. Die Alten hatten keine Kirche. Ihre *ἐκκλησία* war die weltliche Bürgergemeinde, und der Kultus war nur Anhängsel und Schmuck des bürgerlichen Lebens. Die von dem theokratischen Judentum ausgegangnen Christen organisierten sich als selbständige Kultusgemeinden innerhalb der Bürgergemeinde und ihr gegenüber. Sie erfreuten sich eines geistigern Kultus als Althellas. Wirkten der öffentliche Dionysoskultus und die Mysterien auch nicht sittenverderbend, wie der Christ und der moderne Mensch voraussetzen geneigt sind, so enthielten sie doch auch nichts, was geeignet gewesen wäre, die Gemüter über das Sinnliche zu erheben und die sittliche Kraft zu stärken. Solches that nun zwar das Drama, aber dessen Wirksamkeit blieb auf eine kurze Spanne Zeit beschränkt. Deren Dauer hing von den Personen der Dichter und dem Geschmack des Publikums ab. Der Staat konnte nach dem Tode der drei großen Tragöden weder die Geburt neuer Genies anordnen — Aristophanes, der schon mit Euripides nicht zufrieden ist, läßt in den Fröschen den Aischylus aus der Unterwelt

wieder heraufholen —, noch konnte er die Bürger zwingen, sich jahrhundertlang immer wieder dieselben Tragödien anzusehen. Die christliche Kirche erteilt ihren Gläubigen und deren Kindern seit mehr als achtzehnhundert Jahren einen regelmäßigen Unterricht, der außer tröstenden und stärkenden religiösen Lehren und anmutigen Erzählungen auch die wichtigsten sittlichen Grundsätze nebst kräftigen, mahnenden und warnenden Sprüchen und ungemein anregenden Gleichnissen von wunderbar tiefem und reichem Inhalt mittheilt. Diese Einrichtung gewährt dem sittlichen Streben der christlichen Völker einen festen Halt, macht es ihnen möglich, sich nach großen Umwälzungen und Kriegen, die alle bürgerlichen Einrichtungen zerstören, aus der Verwirrung und Barbarei leicht und rasch wieder zu erheben, und stellt ihre sittlichen Anschauungen sicher gegen die Angriffe der weltlichen Wissenschaft in Zeiten, wo diese, wie in der alten Sophistik und in modernen Zeiten wiederholt, darauf ausgeht, die sittlichen Ideen und die sittlichen Grundsätze wegzudisputieren.

Also der feste Glaube ans Jenseits und die Einrichtungen der Kirche, das sind die beiden Stützen, die das sittliche Leben vom Christentum empfangen hat. Den Inhalt des sittlichen Gemüths konnte dieses nicht ändern, denn der gehört zur Natur des Menschen und entwickelt sich bei allen höher begabten Völkern gleichmäßig, nur daß er außerhalb des Christentums leichter der Verderbnis ausgesetzt ist; jedenfalls hat ihn außerhalb des Christentums und vor ihm kein Volk in solcher Reinheit dargestellt wie die Griechen. Will man durchaus einen Unterschied im Inhalt nachweisen, so könnte dieser höchstens in der dem Christentum eignen Liebe zu den Seelen gefunden werden, die den Glauben an die persönliche Fortdauer und an die mögliche ewige Verdammnis voraussetzt. Es

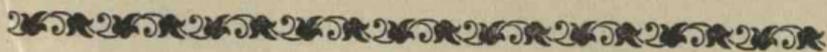
muß zugestanden werden, daß diese Liebe, die sich nicht von selbst entfaltet, sondern durch Reflexion geweckt und durch religiöse Übungen anezogen, daher auch bloß bei Geistlichen und bei sehr frommen Personen des Laienstandes gefunden wird, die uneigennützigste aller Arten von Liebe ist und die einzige von Sinnlichkeit ganz freie und von Naturtrieben unabhängige, daher an sich höher steht als jede andre, auch als die Mutterliebe. Leider aber ist die Grenze zwischen ihr und dem Fanatismus, in den sie leicht umschlägt, so schmal, daß sie leicht gefährlicher werden kann als selbst die geschlechtliche Liebe. So entspricht also auch hier der Stärke des Lichtes die Finsternis des Schattens.

Wenn ich das vorteilhafte Bild der athenischen Volksfittlichkeit, das mir die Dramen darzubieten scheinen, für den Leser nachzumalen versucht habe, so ist es nicht etwa zu dem Zwecke geschehen, die alten Griechen auf Kosten der modernen Deutschen zu verherrlichen. Von der Thorheit, das eine Volk und Zeitalter herauszustreichen und andre Völker und Zeiten schlecht zu machen, bin ich weit entfernt. Meiner Ansicht nach gilt das Gesetz von der Erhaltung der Kraft auch für die geistige Welt, daher muß die einmal vorhandne Menge oder Stärke der Sittlichkeit zu allen Zeiten dieselbe bleiben. Unter Sittlichkeit verstehe ich hier nur das zur Erhaltung des Menschengeschlechts notwendige Gleichgewicht zwischen Selbstliebe und Nächstenliebe; denn die formale Seite der Sittlichkeit, die in dem Mischungsverhältnisse der sittlichen Ideen (z. B. im Vorherrschen der Gerechtigkeit oder des Wohlwollens oder der Freiheit) besteht, ist bei solchen Vergleichen aus dem Spiele zu lassen, weil die Überlegenheit der einen Form über die andre nicht quantitativ gemessen werden kann. Jedes Volk leistet jederzeit, was es seiner Natur=

anlage nach unter den eben obwaltenden Umständen zu leisten vermag. Haben die alten Hellenen das Menschheitsideal reiner, faßlicher dargestellt, als wir Neuern es vermögen, so haben sie dafür auch leichter gehabt: in mäßiger Zahl bewohnten sie ein kleines Land in einem glücklichen Himmelsstrich in einer Zeit sehr einfacher Wirtschaftsverhältnisse und eines Wissens von sehr mäßigem Umfange. Uns Moderne erdrückt die Masse; die Masse der Menschen, die Masse des Wissens, die Masse der Eindrücke; uns verwirrt eine unübersehbare Menge widersprechender Ansichten, uns reißen unversöhnliche Interessen auseinander; und außerdem macht uns, die wir weiter nach Norden wohnen, der Winter das Leben in einer Weise schwer, von der die Völker des glücklichen Südens nichts wissen. Eben deshalb aber bedürfen wir zu unsrer Sammlung und Klärung mitunter des erquickenden Blicks auf einfachere Zustände.

Damit ist der Zweck dieser Betrachtungen und die Absicht des Verfassers ausgesprochen. Ich möchte etwas zur Beantwortung der Frage beitragen, ob der Gedankeninhalt und Formenreichtum der Hellenen wert sei, von uns bewahrt und gepflegt zu werden, und möchte vor dem leichtsinnigen Wegwerfen eines kostbaren Schatzes warnen. Mir scheint: kein andres Geschlecht bedarf so notwendig wie unser heutiges des geistigen Umgangs mit einem in seinen Werken fortlebenden Volke, bei dem wir einfache, verständliche und feste sittliche Grundsätze, Wahrhaftigkeit und Klarheit im Denken, Schönheit und Anmut der Formen, Menschenfreundlichkeit, Herzengüte und Milde, Geiterkeit, Lebenslust und Thatkraft finden.





## Die Sklaverei bei den antiken Dichtern

**H**amerling äußert einmal, er habe sich gewundert, bei den römischen Komikern ein ganz andres Bild der damaligen Sklaverei zu finden als bei den heutigen Gelehrten, die darüber schreiben. Dasselbe war auch mir begegnet und wird jedem begegnen, der sich mit den Komikern nicht allein, sondern überhaupt mit den Dichtern der Alten beschäftigt. Es lohnt sich also wohl, dieses von den gewöhnlichen Darstellungen abweichende Bild einmal zu zeichnen. Zuvor aber möchte ich auch an das Neue Testament erinnern, das in dieser Hinsicht den denkenden Leser noch mehr in Erstaunen setzt. Die drei ersten Evangelien atmen Barmherzigkeit. Wäre die Lage der Sklaven so entsetzlich gewesen, wie man sie uns zu schildern pflegt, so würde Christus ihrer als der bemitleidenswertesten und hilfsbedürftigsten Klasse ausdrücklich gedacht und über die Herren seine Wehe gerufen haben. Keine Spur davon! In den Gleichnissen ist von treuen und fleißigen wie von schlechten und faulen Knechten die Rede, aber die einen wie die andern pflegen so behandelt zu werden, wie sie es verdienen. Werden die Knechte einmal mißhandelt, so geschieht das nicht vom Hausvater, der ein viel zu vornehmer Mann ist, als daß er sich an irgend

jemand thätlich vergreifen sollte, sondern von einem Oberflaven. Es gehört zu den Obliegenheiten eines Haus- oder Gutsverwalters, daß er seinen Mitflaven Speise austheile zur rechten Zeit,\*) und selig ist der Knecht, den der Herr, wenn er kommt, in diesem Stücke pflichtgetreu findet. Wenn aber ein solcher Oberknecht in seinem Herzen spricht: Der Herr wird ja so bald nicht wiederkommen, und wenn er anfängt, Knechte und Mägde zu schlagen, zu essen, zu trinken und sich voll zu saufen, so wird ihn der Herr einmal überraschen zu einer Stunde, wo er es am wenigsten erwartet, und wird ihm seinen Teil bei den Ungetreuen geben. (Lukas 12, 42—46.) Sind es doch auch bis auf den heutigen Tag gewöhnlich nicht die großen Herren, die ihre Knechte plagen, sondern die Oberknechte: Wirtschaftsinpektoren, Fabrik-aufsäher, Unteroffiziere und wie sie sonst heißen. Einmal wird der Patron als ein harter Mann bezeichnet, der ernten wolle, wo er nicht gesät habe, in dem Gleichnis von den Talenten oder, wie Luther übersetzt, Zentnern. Dieses Gleichnis, dessen unendlich tiefe Bedeutung uns hier nichts angeht, ist ganz und gar dem römischen Leben entnommen, denn in der That kam es nicht selten vor, daß der Herr einem Sklaven Kapitalien, sei es zu Wechsel- und Buchergeschäften sei es zu andern Unternehmungen, anvertraute; wie viel er dem Knechte lassen wollte, das stand natürlich in seinem Belieben, wie es auch dem Sklaven freistand, den Herrn zu betrügen oder ehrlich gegen ihn zu handeln. Hart zeigt sich aber jener Herr im Evan-

\*) Einem Berliner Pferdebahnschaffner soll vor ein paar Jahren folgendes begegnet sein. Wie er in seiner sieben Minuten währenden Mittagspause ein paar Bissen essen will, kommt ein Kontrollbeamter, um Revision abzuhalten. Der Schaffner bittet, ihm die paar Minuten zur notdürftigsten Sättigung zu lassen; für diese Widerjeglichkeit wird er mit Entlassung bestraft, verliert er sein Brot.

gelium nur dem dummen und faulen Knechte gegenüber, der Furcht vor seiner Härte vorgeschützt und das Geld vergraben hat; den andern beiden schenkt er Kapital und Zins und giebt dem, der so schon zehn Talente hat, noch das Talent des Dummkopfs dazu, sodaß jener nun ein Vermögen von über fünfzigtausend Mark besitzt. (Matth. 25 und Luk. 19.) Ein Römer, und zwar ein Offizier, spielt die Hauptrolle in einer evangelischen Begebenheit, und einer seiner Sklaven hat die Veranlassung gegeben. Der Centurio zu Kapernaum bittet Jesus (nach Matth. 8; nach Luk. 7 läßt er ihn bitten), seinen Jungen zu heilen, der an der Gicht daniederliege und schreckliche Schmerzen leide. Und er macht so viel mit diesem Jungen her, daß sogar der Gemeinderat des Städtleins ausrücken und bei dem Wunderarzte Fürbitte einlegen muß.\*) In den Straßpredigten der Apostel,

\*) Daß mit dem Jungen — *ὁ παῖς μου* — nicht etwa sein Sohn gemeint ist, sieht man aus Lukas, wo er *δοῦλος* genannt wird. Mit dieser liebevollen Fürsorge eines alten Heiden für seinen Sklaven vergleiche man unter unzähligen Fällen, die wir aus unsrer „christlichen“ Gesellschaft anführen könnten, nur den folgenden. Ein Brauer, der fünfundschwanzig Jahre lang in derselben Brauerei gearbeitet hat, wird entlassen, weil ihn die Gicht arbeitsunfähig gemacht hat. Wegen Bettelns vor Gericht gestellt, sagt er: „Wenn ich mir mein Leben nicht selbst nehmen, sondern solange aushalten will, bis es Gott gefällt, mich zu erlösen, muß ich, aus dem Gefängnis entlassen, wieder betteln und immer wieder betteln. Ich bitte herzlich, verurteilen Sie mich zum Tode, da bin ich erlöst!“ (Berliner Morgenzeitung 1893, Nr. 274.) Die Geschichte vom Hauptmann hat aber noch eine andre Seite, die einmal besonders und zwar gründlich behandelt zu werden verdiente, und über die jedesmal gepredigt werden müßte, so oft sich ein reicher Mann in die Kirche verirrt. Die Ältesten empfehlen den Hauptmann mit den Worten: Er liebt unser Volk und hat uns auch die Synagoge gebaut. Wo hätte man wohl je vernommen, daß ein königlich preussischer Hauptmann, Major oder Oberst am Garnisonorte seinen Konfessionsgenossen, geschweige denn der Gemeinde eines andern Glaubens eine Kirche oder Schule gebaut hätte! Wer nun Friedländers Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms kennt, der weiß, daß dieser römische

z. B. in der berühmten im ersten Kapitel des Römerbriefs, wird Härte gegen die Sklaven nicht besonders gerügt, sie kann also kein hervorstechender Charakterzug des antiken Lebens gewesen sein. Wo in den Episteln die Standespflichten abgehandelt werden, da wird auch der gegenseitigen Pflichten der Herren und der Knechte gedacht, aber in einer Weise, die durchaus auch auf unsre heutigen Verhältnisse paßt. Wenn die Knechte 1. Petri 2, 18 ermahnt werden, den Herren in aller Ehrfurcht unterthan zu sein, nicht allein den gütigen und milden, sondern auch den wunderlichen, so ist damit deutlich genug ausgesprochen, daß die Lage der Knechte nur dann schlimm war, daß ihnen die Versuchung zu Haß und Widerspenstigkeit nur dann nahe lag, wenn der Herr kein normaler Mensch war, sondern einen Sparren hatte. Das griechische Wort, das Luther sehr gut mit wunderbar übersetzt hat, *σκολιός*, bedeutet eigentlich krumm, verbogen, verdreht; die Vulgata übersetzt es statt mit einem lateinischen mit einem andern griechischen Worte *dyscolus*, was schwer zu befriedigen oder mürrisch bedeutet.

Den Begründern des Christentums hat sich also die Sklaverei nicht als eine besonders auffällige Erscheinung aufgedrängt, und wo sie sie gelegentlich erwähnen, da gereicht das, was gesagt wird, den Herren nicht zur Unehre. Wenden wir uns nun zu den

---

Hauptmann zu Kapernaum nicht etwa ein Sonderling war, der den Spott seiner Kameraden zu fürchten gehabt hätte, sondern daß er nur that, was in seinem Stande Sitte war. Großartige Freigebigkeit gegen arme Verwandte, Bekannte und Klienten, namentlich aber Stiftungen und Prachtbauten zu gemeinnützigen Zwecken, nicht bloß für die eigne Vaterstadt, sondern auch für andre Gemeinden, zu denen man irgendwie in Beziehung stand, „Bauen und Schenken,“ wie Friedländer nach Martial sagt, das gehörte in Ultram so wesentlich zur Lebensführung des vornehmen und reichen Mannes, wie heute bei uns ein guter Fasanenstand, ein Stall voll von Rennpferden und ein Feu.

Heiden. Die Sklaventheorien der alten Philosophen und Juristen sind selbstverständlich, wie alle Theorien, aus den wirklichen Verhältnissen abgeleitet. Nichts könnte verkehrter sein als die Vorstellung, die Theorie sei in diesem Falle der Praxis vorangegangen, irgend ein uninteressierter Philosoph oder interessierter Staatsmann hätte den Satz aufgestellt, es gebe zweierlei Arten von Menschen, oder es gebe Wesen, die nur wie Menschen aussähen, in Wirklichkeit aber keine Menschen seien, und daraufhin wäre eines schönen Tages die Sklaverei förmlich eingeführt worden. Vielmehr ist die Sache in Griechenland, in Italien und sonst überall folgendermaßen verlaufen. Vor dem Beginn der geschichtlichen Zeit bestand das Volk aus gleichberechtigten freien Bauern. Einzelne Stammesgenossen waren zu größerem Grundbesitz und damit zu höherm Ansehen gelangt, waren Vornehme und Häuptlinge oder Könige geworden. Diese Vornehmen hätten ihren größern Acker, zu dessen Bebauung die Familienmitglieder nicht hinreichten, nicht bestellen, hätten die mancherlei Luxusgeräte und schönen Kleider, die sie im Hause anfertigen ließen, nicht haben können, wenn sie sich nicht Arbeiter von auswärts verschafft hätten, denn von ihren freien Stammesgenossen dachte natürlich keiner daran, für sie zu arbeiten. Bei den beständigen Fehden der Völker und Stämme mit einander war das nun eben nicht schwierig. Was hätte man wohl mit einem Kriegsgefangnen besseres thun können, als ihn für sich arbeiten zu lassen? Ihn niederhauen, nachdem er zu kämpfen aufgehört und um sein Leben gebeten hatte, wäre eine unnütze Grausamkeit, ihn laufen zu lassen in einer Zeit, wo es noch kein Offiziersehrenwort gab, höchst unflug gewesen. Oder hätte der Sieger den Gefangnen etwa einsperren und ernähren, also selber für ihn arbeiten sollen? Das wäre geradezu

Narrheit gewesen. Daß der Gefangne für den Herrn arbeitete, war das einzig natürliche und, indem es die Arbeitsteilung beförderte, für die Kultur höchst ersprießlich. Hatte man einmal solche Arbeiter, so wurde bald die ganze Wirtschaft auf sie gegründet, und nun waren sie unentbehrlich. Man durfte sie also auch dann nicht fortlaufen lassen, wenn die Gefahr, daß sie noch einmal die Waffen gegen ihren Besitzer ergreifen könnten, vorüber war. Wie sollte man sie festhalten? Man konnte ihnen ihre Lage angenehm machen und sie durch Zuneigung und Gewohnheit fesseln, oder man konnte sie in Ketten arbeiten lassen, oder man konnte ihnen für den Fall, daß sie fortliefen, einen grausamen Tod androhen. Alle diese Mittel wurden abwechselnd angewandt. Das Recht des Siegers über Leben und Tod des Kriegsgefangnen verstand sich von selbst; damit war auch das geringere, das Züchtigungsrecht, gegeben. Einen Staat, der den Herren diese beiden Rechte hätte nehmen oder beschneiden können, oder der sie an ihrer Statt und zu ihrer Bequemlichkeit ausgeübt, etwa den fortgelaufenen Sklaven „wegen Kontraktbruch“ bestraft hätte, gab es nicht, und als später der Staat entstand, befaßte er sich nicht sofort mit allen Kleinigkeiten, sondern ließ vor der Hand einen jeden Hausvater Herr bleiben in seinem eignen Hause. War jetzt stehende Nachfrage nach Sklaven vorhanden, so fanden sich bald auch unternehmende Kaufleute, die aus ihrer Befriedigung ein gewinnbringendes Geschäft machten, sodaß die großen Gutsbesitzer nicht auf einen Krieg zu warten brauchten. Bei dem gänzlichen Mangel völkerrechtlicher Beziehungen zwischen den verschiedenen Stämmen machten sich kühne Abenteurer kein Gewissen daraus, wildfremde Menschen zu berauben oder auch in Person zu rauben. Das Geschäft wurde, weil es gewinnbringend war und gar nicht

entbehrt werden konnte, noch bis in die Zeiten der höchsten Kultur\*) hinein betrieben. Angesehen war dieses Gewerbe gerade nicht. In des Aristophanes „Plutos“ meint Penia, wenn nicht die Not dazu triebe, würde sich niemand auf ein so widerwärtiges Geschäft wie die Menschenjagd einlassen, und Plautus läßt im „Schiffbruch“ den Charmides rufen: Der Mensch muß ein Sklavenhändler sein, er kennt kein Mitleid.

So waren also die Grundbesitzer im natürlichen Laufe der Dinge zu leibeignen Arbeitern gekommen und dadurch Herren geworden, aber ihre Sklaven für eine andre Art von Wesen anzusehen, fiel ihnen selbst dann noch nicht ein, als die Sklaventheorie schon ausgedacht worden war, fiel den Alten so wenig ein, wie es irgend einem Menschen des siebzehnten Jahrhunderts eingefallen ist, auf die Autorität des Cartesius hin die Tiere für seelenlose Maschinen zu halten und den Schrei einer in den Schwanz gezwickten Katze auf die nämliche Weise zu erklären wie den einer Schreipuppe. Die Sklaven blieben Menschen auch in den Augen ihrer Herren, und diese traten in menschliche Beziehungen zu ihnen. Natürlich wird von solchen, die in Gefangenschaft geraten, namentlich wenn es Mädchen edler Abstammung sind, die

---

\*) Der alten Kultur, meinen wir zunächst, ohne jedoch die neuere auszuschließen. Bis in unser Jahrhundert herein wurde der Neger-  
sklavenhandel betrieben, heute nennt mans Kullhandel. Dazu ist dann  
der Handel mit englischen Fabrikkindern, sizilianischen Schwefelgruben-  
knaben, deutschen Rübenkindern usw. gekommen. Um das „Herr,  
ich danke dir!“ (daß ich solcher Greuel nicht fähig bin) mit Andacht  
und Überzeugung weiter beten zu können, lassen wir uns jedes Viertel-  
jahr einmal von den Zeitungen erzählen, wie in Lemberg oder Warschau  
oder Odessa ein Mädchenhändler abgefaßt worden sei, natürlich ein  
polnischer Jude, und wie man ihm seine Beute, bestehend aus zwei  
Mädchen, entrißen habe. Daß in Berlin die Mädchen tagtäglich und  
zu Hunderten verschachert werden, läßt uns der Glanz der Gerechtigkeit,  
der uns umgiebt, nicht sehen.

Sklaverei als das größte Unglück beklagt, und an dergleichen Klagen sind besonders einige Dramen des Euripides reich; aber würde es heute etwa nicht als ein entsetzliches Unglück angesehen werden, wenn sich eine geborne Gräfin als Magd verdingen müßte? Zuweilen kam die Unglückliche noch recht glimpflich davon. Die Sklaverei — meint Tekmessa bei Sophokles zu Ajax, der sie erbeutet und zur Gattin genommen hatte — sei zwar aller Übel schrecklichstes, allein da ich nun dein Weib geworden, „nehm ich liebend teil an deinem Los.“ Selbst Apollon läßt es sich bei Admetos, zu dem er durch des Zeus Beschluß geraten ist, „am Sklaventische“ gefallen (nach Euripides in der *Alkestis*). Die Sklaven sind also Menschen wie andre Menschen, nur durch den Ratschluß der Götter in eine üble Lage versetzt, und eines edeln Menschen ward es nicht würdig erachtet, diese üble Lage noch zu verschlimmern, wie das Wort der Dejanira in den „*Trachinierinnen*“ beweist: Fern sei es, daß ich ihr (der Iole) noch ein weiteres Leid zufüge! Nicht selten stehen die Sklaven ihren Herrschaften als Freunde und Vertraute nahe. Möchtest du wohl von mir einen freundlichen Rat annehmen? fragt ein alter Diener den Hippolytus; und dieser antwortet: Gewiß, sonst wäre ich ja ein Thor! Ehrwürdig ist mir deine Hand, sagt Phädra zu der Amme. Herren und Diener, Frauen und Dienerinnen nehmen den herzlichsten Anteil aneinander. Ich bin in deinem Hause nur ein Knecht, redet einer in demselben Stücke des Euripides den Theseus an, doch bringt in meinem Leben mich kein Mensch dazu, von deinem Sohn zu glauben, daß er böse sei, mögen sich auch alle Frauen an Stricken aufhängen. Dem wohlgesinnten Diener, sagt in der „*Medea*“ die Amme zum Pädagogen, ist des Herrn Leid wie eignes Leid, so hat auch mich der Kummer übermannt. Als Dejanira (in den „*Trachi-*

nierinnen“) vom Leben Abschied nimmt, bricht sie aufs neue in Thränen aus, so oft „auf eines lieben Dieners Angesicht ihr Blick fiel,“ und beim nahenden Tode der Alkestis ist das ganze Haus des Admetos in Thränen aufgelöst. So wenig ward der Sklave verachtet, daß sich Agamemnon in Iphigenie in Aulis nicht scheut, dem alten Diener zu gestehn, er beneide ihn, der in niedriger Verborgenheit sein Leben sorgenlos verbringen dürfe.

Da immerhin der Hochmut mancher Herren schon anfangen mochte, nach einem in der Natur begründeten Unterschiede zwischen den beiden Menschenklassen zu suchen, so weisen die Dichter solche Gedanken ausdrücklich zurück. Was dem Sklaven zur Unehre gereicht, spricht ein Alter im „Ion,“ ist ja nur der Name; sonst ist ein Sklave, wenn er nur wacker ist, in nichts schlechter als ein Freier. Der Bote in der „Helenä“ bezeichnet es als Pflicht des Sklaven, sich mit der Herrschaft zu freuen und zu betrüben, und fügt hinzu: „Mir sei's beschieden, mich zu den edelgesinnten Dienern rechnen zu dürfen, und wurde mir der Name des Freien nicht, so sei doch frei die Seele!“ In demselben Stück spricht der König zur Wortführerin der griechischen Sklavinnen: Dir geziemt nicht, hier zu richten! Wohl geziemt es, erwidert sie, wenn ich zum bessern rate. Dann bin ich der Sklave! ruft Theoklymenos; darauf sie: „Herr genug, um wohlzuthun.“

Fünfhundert Jahre nach Euripides hebt in Rom Juvenal die natürliche Gleichheit der beiden Klassen nachdrücklich hervor. In der vierzehnten Satire spricht er davon, wie die Kinder durch die Beispiele des Vaterhauses entweder zum Guten erzogen oder verdorben würden, und stellt da gleich voran: es sei ein großer Unterschied, ob der Vater ein Wüterich sei, der am Klatschen der Schläge und am Rasseln der

Ketten Vergnügen finde, wegen Kleinigkeiten seine Sklaven mit glühenden Eisen brennen lasse und die Sklavenwohnung auf seinem Landgute zum Zuchthause mache, oder ob der Knabe von Kindheit an zur Sanftmut und Nachsicht bei kleinern Vergeh'n angehalten und ihm die Wahrheit eingeprägt werde, daß Leib und Seele der Sklaven aus denselben Stoffen gebildet sind wie wir. In derselben Satire charakterisiert er einen Geizhals damit, daß dieser seine Sklaven hungern lasse und selbst mit hungre. Der lächerliche Heuchler unsrer Tage läßt seine Sklaven niemals hungern, sondern diese hungern freiwillig; sie verdingen sich „durch freiwilligen Vertrag“ um eine Mark für den Tag oder für die Hose, und wenn sie davon nicht satt werden, so ist das ihre Schuld: warum haben sie sich „bei Abschließung des Vertrags“ verrechnet! Aber wenn sie fortlaufen oder sich mit ihresgleichen verbünden, um einen bessern „Vertrag“ zu erzielen, so ruft „der Kontrahent“ die Polizei, den Staatsanwalt und die Gesetzgebung gegen sie zu Hilfe. Oft genug kann ja der Herr nicht mehr zahlen als einen Hungerlohn. Das kam nun zwar im Altertum auch vor, aber dann war es ein Gegenstand ernstlicher Sorge für den Herrn. In der neunten Satire des Juvenal klagt ein Schmarozer über sein karges Einkommen. Er habe nur noch einen Sklaven; damit könne man sich doch aber so wenig begnügen, wie mit einem Auge; er müsse also noch einen hinzu kaufen; woher solle er aber für zwei Nahrung und Kleidung nehmen? Sollte er sie etwa, wenn sie im Winter frören, auf die Zeit vertrösten, wo die Heupferdchen wieder zirpen würden?

Im Lustspiel tritt natürlich die spaßhafte Seite des Verhältnisses in den Vordergrund. Der Sklave ist da ein Wesen, das der Herr je nach Laune entweder prügelt oder liebkost, mit dem er scherzt oder zankt, das für oder gegen ihn Ränke schmiedet; er

spielt ganz dieselbe Rolle, wie die Diener untergeordneter Art bei Shakespeare, und wie sie Knechte und Bediente auch heute überall spielen, wo die Verhältnisse noch naturwüchsig sind, weder höflich verzopft, noch byzantinisch verummmt, noch juristisch verkünstelt. Nicht wenige Leute benehmen sich gegen ihre Kinder — von den Hunden nicht zu reden — genau so, wie die Herren in der alten Komödie gegen ihre Sklaven. Das Muster eines solchen Herrn- und Dienerpaars sind Dionysos und Kanthias in den „Fröschen.“ Dionysos hat Ursache zu fürchten, daß es ihm an manchen Orten der Unterwelt übel ergehn könne, weil er in dem Löwenfelle des dort unten in schlimmem Andenken stehenden Herakles erscheint; er übernimmt daher des Dieners Ranzen und tauscht mit ihm das Gewand. So oft nun der Bursch Miene macht, die Herrenrolle im Ernst zu spielen, nimmt Dionysos seinen Heldenmantel zurück; droht dann aufs neue Gefahr, so will er sich wieder verkleiden, muß sich aber aufs Bitten verlegen, weil Kanthias nicht mehr Lust hat, schmeichelt ihm und nennt ihn sein liebes Kanthiaschen; bei einer andern Gelegenheit verspricht er ihm ein Würstchen, wenn er artig sein wolle. Im „Frieden“ zählt Trygaios betend alle die Güter auf, mit denen die Friedensgöttin das Volk segnen solle, und vergißt dabei auch die warmen Wintermäntel für die Sklaven nicht. Im „Pluto“ erfahren wir gelegentlich, daß der neugekaufte Sklave beim Eintritt ins Haus mit Nüssen und andern Näschereien beworfen zu werden pflegte, zum Zeichen, daß er in ein wohlhabendes Haus komme, wo er keine Not zu leiden brauche. Lucian läßt in einem seiner Gespräche die Philosophen öffentlich verkaufen. Hermes, der Gerichtsvollzieher, bietet einen Epikureer aus und bezeichnet ihn als einen Atheisten und ein Leckermaul.\*)

\*) Der Verkäufer war verpflichtet, die Fehler des Sklaven anzugeben. Später, in Rom, bestimmten die Juristen, welche Fehler anzu-

Der Käufer zahlt die geforderten zwei Minen und sagt: „Was ich aber fragen wollte, welche Speisen liebt er denn?“ Süßigkeiten, besonders Honigkuchen und Feigen. „O, das ist nicht schwer zu beschaffen; wir werden ihm Stangen karischer Feigen kaufen.“ Über ihre Lage an sich beklagen sich die Sklaven nur selten in der Komödie; öfter klagt der eine oder der andre darüber, daß er seine Not mit dem Herrn habe, wenn oder weil dieser verrückt sei. Aber der Bursche schweigt nicht still zu dem Absonderlichen, was der Herr thut, sondern schildert ihn tüchtig aus, auf die Gefahr hin, Prügel zu bekommen. Dafür ist denn der Herr auch mit Schlägen oder Drohungen schnell fertig, und selbst einem Burschen, der sonst als Herzensfreund behandelt wird, droht man wohl ein Auge auszuschlagen. Solche Drohungen sind dann natürlich nicht ernster zu nehmen als die Drohungen, die ungebildete Leute im Zorn gegen ihre Kinder auszustoßen pflegen, wobei die Redensart: Ich schlag dich tot! ganz besonders beliebt ist.

Wenn sich bei Plautus und Terenz Freie und Sklaven, die etwas miteinander zu schaffen haben, begegnen, so unterläßt keiner von beiden den höflichen Gruß. Trifft der Ankommende einen Bekannten mit seinem Diener, so bietet er seinen Gruß „dem Herrn wie dem Diener.“ Daß der Sklave zur Familie gehörte, war, auch wenn wir das Wort Familie im modernen Sinne nehmen, keine leere Redensart. Von den katholischen Pfarrwirtinnen geht die Sage, sie pflegten im ersten Jahre: des Herrn Schweine, im zweiten: unsre Schweine, im dritten: meine Schweine

---

geben seien, und darunter wurden, sehr charakteristisch, auch die Leidenschaft fürs Theater und die Gemäldeliebhaberei genannt. Namentlich griechische Sklaven mögen auf ihren Botengängen bei jedem Kunstwerke zehn geblieben sein und sich so manchmal stark verspätet haben.

zu sagen. Die Sklaven der Alten blieben im zweiten Jahre stehn; bei allem, was die Familie und das Haus des Herrn betrifft, sprechen sie in der ersten Person der Mehrzahl: wir, uns, unser. In den „Brüdern“ des Terenz kommt Mischinus in Verdacht, seiner Braut, der Tochter des Sostrata, das Eheversprechen gebrochen zu haben. Deren treuer Sklave Geta nimmt sich das so zu Herzen, daß er sich vor Wut nicht kennt und wünscht, es möge ihm nur einer vom Hause des Übelthäters, „der uns zu Grunde gerichtet hat,“ begegnen, damit er ihm den Schädel einschlagen könne, dem bösen Buben selbst will er vorher noch die Augen ausreißen. Ein Freund der Witwe giebt diesem Geta das Zeugniß, daß er „für einen Sklaven kein schlechter Mann“ sei und mit seiner Hände Arbeit die beiden mittellosen Frauen ernähre. Im „Schuß“ des Plautus wirbt Philto für seinen Sohn um die Schwester des Lesbonikus. Dieser leichtfertige junge Mann hat alles durchgebracht und nur noch ein Landgütchen übrig, das er der Schwester zur Aussteuer geben will, da er sie doch unmöglich ohne Mitgift vermählen könne, denn dadurch würde er sie ja zur Buhlerin stempeln. Darüber ist nun sein Knecht Stasimus unglücklich; wovon, fragt er, sollen wir denn leben, wenn du unsre Nähramme weggiebst? Nun nimmt er den Philto beiseite und lügt das Blaue vom Himmel herunter, um ihm das Gütchen zu verleiden was ihm um so leichter gelingt, als dieser ohnehin aus Mitleid mit Lesbonikus von vornherein auf Aussteuer verzichtet hat. Freilich ist des Stasimus Sorge keineswegs uneigennützig, denn um sich selbst thut es ihm nicht weniger leid als um den Herrn. Er fürchtet, daß dieser, wenn er vollends fertig sein werde, als Söldner Dienste nehmen und er als Troßknecht werde mitziehen müssen.

Die Sklaven der Komödie sind fast sämtlich Haus=

fflaven, hie und da erscheint ein ländlicher Gutsverwalter. Nur bei Aristophanes, wo es noch kleinbürgerlicher zugeht, spielen auch Ackerbaukslaven eine Rolle, später gehören diese nicht mehr zur Gesellschaft (die Fabrikkslaven natürlich erst recht nicht), kommen daher in der spätern Komödie, der griechischen wie der ihr nachgebildeten römischen, nicht mehr vor. Diese spätere Komödie hat keine politischen Tendenzen mehr, sondern ist rein bürgerliche Charakterkomödie. Sklaven sind gewöhnlich die Intriganten des Stücks. Dazu waren sie gewissermaßen vorgebildet, weil lügen, betrügen und stehlen spezifische Sklavenlaster sind. Sie konnten es darin um so mehr zur großartigsten Virtuosität bringen, da sich der Staat nicht einmischte, der heutzutage schon bei der harmlosesten und entschuldigbarsten Dieberei eines jungen Menschen einschreitet und die Intrigantenlaufbahn kurz dadurch abschneidet, daß er den Erwischten zum „Verbrecher“ stempelt und zeitweilig aus der Gesellschaft ausschließt; nur in der Form der Hochstapelei kann der in Spitzbubenkünsten geübte noch zeitweilig mit der respektablen Gesellschaft in Verbindung treten. Im Altertum hing das Schicksal des Sklaven allein von seinem Herrn ab. Dieser konnte ihn kreuzigen lassen oder auf sein Landgut oder in den Steinbruch schicken, aber wegen Kleinigkeiten pflegte er nicht so grausam zu sein. Den Prometheus läßt Lucian sagen, Zeus sei doch wahrlich höchst unvernünftig, daß er über einige Stückchen stibizten Opferfleisches in solchen Zorn gerate und so furchtbare Strafen verhängt. „Um wieviel verständiger betragen sich hierin die Menschen, von denen man erwarten sollte, daß sie sich leichter ereiferten als die Götter; trotzdem würde keiner von ihnen seinem Koch die Strafe der Kreuzigung zuerkennen, wenn er beim Fleischkochen mit dem Finger Brühe leckt oder sich ein Stückchen Braten abschneidet. Werden sie einmal sehr

zornig, so versehen sie dem Ertappten ein paar Büffe oder Ohrfeigen, ans Kreuz jedoch ist noch nie einer wegen solcher Dinge bei ihnen geschlagen worden.“ Übrigens erreichte der Herr mit Ohrfeigen nicht viel, und wenn er gröber wurde und die förmliche Geißelung verhängte, noch weniger. Denn jetzt stahl der Bursche erst recht, schon aus Rache. Gestohlner Wein, gestehn die Sklaven, schmecke doch immer am besten, fast noch besser aber schmecke es, wenn man die Geheimnisse des Herrn austragen und über seine Fehler klatschen könne, aus Rache für empfangne Schläge; das erquicke den ganzen Menschen bis ins Innerste hinein. So drückte denn der Herr lieber anderthalb Augen zu, bis es einmal gar zu arg wurde. Es kommt wohl vor, daß der Bursche berauscht aus dem Keller oder vom Ge-  
lage dahertaumelt und an der Hausthür ein aus andern Ursachen losbrechendes Gewitter spürt. Na, meint er in diesem kritischen Augenblick gemüthlich, da verkriech ich mich in einem Winkel und schlafe meinen Rausch aus; bis dahin wird das Unwetter wohl ausge-  
getobt haben. Der Herr ist übrigens nicht der einzige Geärgerte; auch der Oberflave wird wütend, wenn er merkt, daß der Kellermeister die besten und teuersten Weine unten allein aussäuft und nur das Schlechteste für den Tisch des Herrn herausschickt, denn so kommen ja auch sämtliche Mitsklaven zu kurz. Vor einiger Zeit erzählte der Vorwärts folgendes aus einer mittel-  
deutschen Stadt. Im Hospital wohnt eine über sechzig Jahre alte Frau, die sich aber den Lebensunterhalt — ich glaube mit einem Lumpentram — selbst verdient und nur den Fehler hat, daß sie sich gern einmal ein Rauschchen antrinkt. Eines Abends nun, wo sie angeheitert nach Hause gekommen sei, habe sie der Aufseher mißhandelt. Andern Tags sei sie aufs Rathhaus beschieden und dort vor dem Bürgermeister — ob auch andre Magistratspersonen dabei waren oder nicht,

habe ich vergessen — unter Zuziehung eines Arztes mit einem Stocke geprügelt worden. Der Bürgermeister sandte darauf dem Vormwärts eine Berichtigung, die der Hauptsache nach lediglich eine Bestätigung war. Nur wurde die Frau als unverbesserliche Trunkenboldin bezeichnet, die schon öfter öffentliches Argerniß gegeben habe; an jenem Abende sei sie neben ihrem Hundefarren auf der Straße liegend angetroffen worden. Mit den Schlägen sei es nicht schlimm gewesen; die Frau sei dabei vollständig bekleidet geblieben (das fehlte auch gerade noch, daß ein deutscher Magistrat des neunzehnten Jahrhunderts einer alten Frau die Röcke aufheben ließe!), und es sei dazu ein schwaches Stöckchen benutzt worden, die Strafe habe mehr schrecken als wehthun sollen (wozu wurde dann der Arzt zugezogen, was die „Berichtigung“ ausdrücklich bemerkt?). Nun, auf die Stärke der Hiebe kommt hier so viel nicht an. Im alten Griechenland oder Rom wird eine solche Roheit kaum vorgekommen sein; daß ein Mann eine Frau schlägt — von den Mißhandlungen der Sklavinnen durch Damen wollen wir später reden —, kommt in der Komödie nur einmal vor; im „Goldtopf“ prügelt der vor Geiz verrückte Euklio die alte Magd zum Hause hinaus, weil er fürchtet, sie könne seinen Schatz entdecken oder habe ihn schon entdeckt. Aber daß ein mit obrigkeitlicher Würde bekleideter Mann eine alte Frau vor seinen Augen mit Vorbedacht hätte abprügeln lassen, das ist dem Geiste des Altertums nach nicht gut denkbar. Und wegen dieser Ursache! Ein schöner Anblick ist es ja freilich nicht, wenn eine alte Frau betrunken im Kinnstein liegt. Aber da die Betreffende bloß einen Hundefarren hat, kann sie nicht in der Equipage nach Hause fahren, wie Herren, die sich beim Diner angeheitert haben, und wenn sie täglich ein kräftiges Mittagessen und dazu ihr Glas Portwein hätte, würde sie überhaupt

keinen Schnaps trinken. Was auch die Temperenzler sagen mögen, ein Tropfen Alkohol thut alten Magen wohl und wird namentlich bei fader Kost zur Erhaltung der Spannkraft notwendig. Auf dem Dorfe lieben alle alten Frauen den Schnaps leidenschaftlich und machen kein Hehl daraus; Stadtfrauen haben nur zu viel Selbstbeherrschung, um ein für unanständig geltendes Gelüst zu verraten. Für unanständig gilt natürlich nur der billige Alkohol, im regelmäßigen Weingenuß findet niemand etwas unanständiges, der macht im Gegenteile vornehm. Und ist es ein Verbrechen, wenn eine arme alte Frau ihr Glend einmal auf ein Stündchen vergessen, sich in heitre Stimmung versetzen, den Schmutz und die Lumpen, die sie umgeben, einmal durch ein verklärendes Medium sehen will? Das Dichtergenie — auch die religiöse Schwärmerei ist Ausfluß der dichtenden Phantasie — bringt das ohne Alkohol fertig; ist aber die Lumpensammlerin verpflichtet, ein Dichtergenie zu sein? Edler und achtungswürdiger ist sie, wenn sie trotz beständigen Magenkrampfs keinen Schnaps trinkt; thut sie aber — nun, wer's haben kann und trotzdem noch nie in seinem Leben Champagner gekostet, die Jagdflasche immer nur mit Wasser statt mit Kognak oder Rotwein gefüllt hat, der werfe den ersten Stein auf sie! Wer ihr aber Brügel zudiktieren will, der lasse vorher unsre sämtlichen Korpsstudenten öffentlich auspeitschen!

Also dem Intrigantengenie wurde die Entwicklung nicht abgeschnitten, es konnte sich voll entfalten und ausleben. Aufgabe eines solchen Burschen ist es nun in der Komödie gewöhnlich, dem Sohne bei seinen Liebchaften zu helfen: Geld für die Kuppler zu schaffen, den Vater zu hintergehn, die Vermählung mit einer ungeliebten Braut zu vereiteln, die Geliebte zur Gattin zu machen. Der Sklave hilft dem Jüngling entweder aus reiner Gutmütigkeit, oder mit dem

Hintergedanken, daß man es mit dem zukünftigen Herrn nicht verderben dürfe, in welchem Falle er wohl darüber klagt, wie schwierig seine Lage zwischen zwei Feuern sei, oder aus reiner Lust an Ränken und Possen, oder aus allen diesen Gründen zugleich. Der Sohn ist dem treuen Helfer in der Not stets von Herzen dankbar, und wenn sich dann am Schlusse alles in Wohlgefallen auflöst und der Alte bloß noch, um den Rest seiner Galle loszuwerden, den Schurken kreuzigen oder in die Mühle schicken will, so bittet ihn jener los. Manchmal macht dem Alten selber die Pfliffigkeit des Kerls Spaß, und es kommt vor, daß er mit diesem eine Wette eingeht, er werde sich nicht überlisten lassen, aber verspielt und dem Halunken auch noch etwas herauszahlen muß. Ein echt menschlicher Zug! Können doch bis auf den heutigen Tag selbst die frömmsten und steifleinensten Zeitungen nicht umhin, interessante Gaunerstückchen aufzunehmen, weil sie den Geschmack ihres Publikums wohl kennen: alle diese vornehmen Herren und würdigen Matronen freuen sich über einen schlau durchgeführten Betrug, vorausgesetzt, daß nicht sie die Geprellten sind. Seinen höchsten Triumph feiert der listige Sklave, wenn es ihm gelingt, zwei zugleich zu pressen, deren Interessen einander entgegengesetzt sind, und deren jeder ihn gegen den andern zu benutzen gedachte. Den Gipfel der Frechheit läßt Plautus den Tranio im „Hausgeist“ erklimmen, der dem Haussohn nicht allein bei seinen Streichen geholfen, sondern ihn geradezu verführt hat. Während der Sohn und ein Freund des Vaters, der eine exemplarische Züchtigung fest beschlossen hat, den Erzürnten zu besänftigen bemüht sind, hält jener keinen Augenblick sein loses Maul, und da seine Gönner ihn beschwören, doch endlich einmal still zu sein, schneidet er wenigstens noch Gesichter. Zuletzt unterstützt er ihre Bitten gar noch mit dem schönen Versprechen:

Thu nur, was die sagen! Bis morgen stell ich wieder was neues an, und du kannst mich dann für das alte und neue zugleich gerben lassen. Der Vater schenkt ihm trotzdem die Strafe.

Doch ist der Ränkeschmied nicht der einzige Sklaventypus der Komödie. Es kommen rechtschaffne Sklaven vor, die es, wie Strobilus im „Goldtopf,“ für ihre Pflicht halten, den Haussohn vor Thorheiten zu bewahren. Den edeln Jüngling, der für seinen Herrn und Jugendfreund sein Leben aufs Spiel setzt und Qualen erduldet, vertritt Lyndarus in den „Kriegsgefangnen.“ Wie unbedingt der Herr seinem Leibdiener zu vertrauen pflegte, sieht man aus den Menächmen, wo Messenio nicht allein den Beutel des Herrn hat, sondern auch den Herrn zur Sparsamkeit mahnt. Wenn Shakespeare in seiner Bearbeitung (1. Aufzug, 2. Szene) dem Dromio von Syrakus Worte in den Mund legt, die es gewagt erscheinen lassen, daß ihm der Herr eine bedeutende Geldsumme anvertraut, so ist dieser Satz nicht dem Original entnommen. Endlich kommt der Verwalter vor, dem der Herr vor Antritt einer langen Reise sein ganzes Haus anvertraut hat, und der seines Amtes mehr oder weniger treu waltet. Daß dieser Fall sehr häufig gewesen sein muß, sehen wir aus dem Neuen Testament.\*) Die Anziehungskraft der Parabeln Jesu auf die Gemüter beruhte eben darauf, daß sie Zug für Zug dem wirklichen Leben entnommen, nicht geistreich erfommene und künstlich komponierte Märlein waren. Der Herr glaubte sich also im allgemeinen auf so einen alten, bisher umsichtig und treu erfundenen Sklaven verlassen zu können, auch wenn dieser monate-

\*) Noch häufiger kam, wie wir aus Ciceros Briefen sehen, das Umgekehrte vor, daß ein Sklave oder Freigelassener in ferne Länder geschickt wurde, um dort für den Herrn Geld zu erheben und andre Vertrauenssachen zu erledigen.

und jahrelang allein und ohne Aufsicht schaltete. Zuweilen fand er sich einigermaßen getäuscht. So im „Phormio“ des Terenz Demipho, der bei der Rückkehr erfährt, daß sein Sohn ein armes Mädchen geheiratet habe und den Oberflaven Geta mit den ironischen Worten begrüßt: „Si willkommen, du wackerer Hüter, du wahrhafte Stütze des Hauses, dem ich bei der Abreise meinen Sohn anvertraut habe!“ Zuweilen ist aber der Verwalter auch wirklich treu, grämt sich über des Sohnes liederliche Wirtschaft, wünscht, der Alte möge recht bald zurückkehren, und begrüßt ihn mit aufrichtiger Freude, wenn er dann kommt. So der schon erwähnte Stasimus im „Schaz.“ Zwar hat der Mann auch sich selber nicht vergessen. Als Lesbionikus, der gute liederliche Junge, einmal Rechnung macht, um zu sehen, wo sein Geld eigentlich hingekommen sei, erinnert ihn Stasimus noch an einen Posten: „und was ich gestohlen habe?“ Allein er hat doch eigentlich recht gethan, daß er nicht alles zum Kuckuck gehen ließ; im Grunde genommen hat er für den Herrn mitgestohlen. Da er den Verlust des Gütchens drohen sieht, beschließt er, sein Talent zurückzufordern, das er ausgeliehen hat, damit er Reisegeld habe, und es ist nicht daran zu zweifeln, daß er, wenn es so weit gekommen wäre, seinen ganz anständigen Zehrpennig mit Lesbionikus ehrlich geteilt haben würde. Im „Hausgeist“ gerät der treue Gutsverwalter Grumio mit dem Erzhalunken Tranio, dem Verführer des Haussohns, zusammen. Jener kommt in die Stadt, um Geld auf Viehfutter zu holen, wird beim Anblick der Schlemmerei, die er da mit ansehen muß, und über die er sich schon lange gegrämt hat, von Wut ergriffen und hält dem Tranio eine derbe Strafpredigt. Dieser von Salben duftende feine Herr verspottet den „stinkenden Bauer“ und prahlt, er werde auch in Zukunft nach seinem Geschmack weiterleben

bei Wein und Mädchen; Grumio möge sich nur nicht um die Erziehung des jungen Herrn, sondern um die seiner Ochsen bekümmern. Zuweilen ermuntert der brave Knecht sich selbst mit einer drolligen Ermahnungs- und Lobrede, hält sich die Pflichten eines treuen Dieners vor und preist sich glücklich, daß er keine Schläge zu fürchten brauche wie die schlimmen Buben, die nur durch Ränke der verdienten Strafe eine Zeit lang entgehn können; mit solchen möge er nichts zu schaffen haben, ja nicht einmal an einem Tische essen. Es entspricht nur einem auch heute noch nicht ausgestorbenen Geschmack, wenn gerade so ein guter Tropf in seiner Dummheit seinem Herrn einen recht schlechten Dienst erweisen und arg hineinfallen muß, wie Harpax im „Pseudolus.“

Spieleu die landwirtschaftlichen Sklaven in der Komödie keine Rolle, bewegen sie sich für gewöhnlich im Hintergrunde und treten nur gelegentlich einmal vor, so genießen sie dafür die Ehre, Gegenstand einer besondern Dichtungsgart geworden zu sein: die Daphnen und Chloen samt Damon und Tithyrus, Korydon und Alexis sind Sklaven. Selbstverständlich haben die Idyllendichter nicht die Absicht gehabt, gerade Sklaven zu besingen; sie feierten das Landleben und insbesond're das Hirtenleben, und auch freie Kolonen werden ihnen als Modelle gedient haben, aber hie und da tritt ein Zug hervor, der die Unfreiheit der handelnden Personen andeutet oder ausdrücklich erwähnt. In Virgils erster Ekloge z. B. erzählt Tithyrus dem Meliböus, wie er nun doch endlich auf seine alten Tage ein freier Mann geworden sei:

O Meliböus, ein Gott hat mir die Ruhe bereitet!  
 Er ist's, der mir gewährt, daß frei mir weiden die Kühe,  
 Und ich selbst kann spielen nach Lust auf der ländlichen  
 Flöte.

Daß dem Dichter die freie und die unfreie ländliche Bevölkerung als ein Ganzes erscheint, daß er die alten wie die jungen Hirten und Hirtinnen als liebenswerte und anmutige Gestalten vorführt, ihr Liebesleben so zart schildert, das ist doch, mit heutigen Zuständen verglichen, etwas großes. Virgil war selbst Grundbesitzer und praktischer Landwirt; freilich nur ein kleiner, dafür aber hoch angesehen am Kaiserhofe. Man denke sich einen schlesischen oder pommerschen Gutsbesitzer hoffähigen Ranges, wie er die Liebesverhältnisse seiner Knechte und Mägde besingt und die alten Knechte mit den jungen Preiswechselgefänge aufführen läßt! Undenkbarer Gedanke! Der Mann hat ja auf seinem Gute nur Küpel und Lämmel, oder Ochsen, Schweinehunde und Koblöffel, wenns hoch kommt Kerls, und daneben Bälger und Menscher, wie könnte so was besungen werden! In der Humoreske allenfalls können sie vorkommen als Tölpel und Trullen, wie denn schon Shakespeare die Leute niedern Standes, namentlich die Bauern, mit der Bezeichnung „Clown“ auf die Bühne zu bringen pflegt. Jünglinge und Jungfrauen giebt's jetzt zwar auf dem Lande in Norddeutschland wieder, aber nur bei den evangelischen Geistlichen, und zwar erst, seitdem diese Sozialpolitik treiben. In den Alpen hat es immer Buben gegeben, und in den jungen Alpler, gleichviel ob er Knecht oder Freier ist, darf sich auch eine Dame von Stande verlieben, ohne sich lächerlich zu machen. Ein Verbrechen begeht sie ja damit; ihr Papa wird jeden, der ihre Verirrung oder das unbegründete Gerücht von einer solchen Verirrung unter die Leute bringt, mit der Reitpeitsche oder mit dem Revolver züchtigen, und die Gesellschaft einschließlich der Rechtsgelehrten wird diese Wiederherstellung der gekränkten Familienehre gutheißen; das bringt nun einmal unser amtliches Christentum und unsre verfassungsmäßige Gleichheit mit sich. Aber

lächerlich macht sie sich nicht. Wie kommt das? Weil das Alpenvolk nicht so geprügelst und mit Füßen getreten worden ist wie die niedere ländliche Bevölkerung des nordöstlichen Deutschlands und sich daher die aufrechte Haltung, den freien Blick und den edeln Gesichtsschnitt der Vorfahren erhalten hat, weil es sich in seinem freien Hirten-, Jäger- und Holzhackerleben die Spannkraft des Geistes und Körpers, die Anmut der Bewegungen, die Unbefangenheit und Sicherheit des Benehmens bewahrt hat, und weil einige neuere Dichter seine Sprache gesellschafts- und bühnenfähig gemacht haben.

Dieses poetische Landleben nun, nach dem sich die edeln Geister der alten Weltstadt zurücksehnten, gerade so wie viele Geister unsrer heutigen immer mehr städtisch werdenden Zeit, war keineswegs so selten, wie man sich heute allgemein vorzustellen scheint. Kleinwirtschaft war in Italien, wie heute so auch damals, die vorherrschende Form der Landwirtschaft; die Großwirtschaft, schreibt Friedländer (1. Bd., S. 368), „bestand regelmäßig aus einem Komplex von Kleinwirtschaften. Für die kleinen Eigentümer aber, wohl auch in einigem Umfange für die Selbstwirtschaft des Gutsherrn, waren im Laufe der Zeit mehr und mehr Kleinpächter eingetreten; und der ältere Plinius kann bei seinem bekannten Ausspruch, daß der Großgrundbesitz Italien zu Grunde gerichtet habe und nun auch die Provinzen, wohl nur an die Verdrängung der ansässigen Kleinbauern durch die eigentumslosen Kleinpächter gedacht haben.“ Das wird dann urkundlich bewiesen.

Die Sklavenwirtschaft haben wir uns nun den Andeutungen der Dichter nach so zu denken, daß es erstens noch kleine Bauern gab, die mit einem oder ein paar zur Familie gehörigen Sklaven wirtschafteten wie vor alters, daß es zweitens größere Gutswirt-

schaften gab, die plantagenmäßig betrieben wurden und einen Sklavenzwinger (ergastulum) hatten, und daß drittens Sklavenfamilien in eignen Häuschen wohnten, teils als Pächter, teils als angestellte Winzer, Rinder-, Schaf- und Ziegenhirten, ungefähr in der Lage des göttlichen Saubirten Gumaios und des Ziegenhirten Melantheus. (Siehe übrigens den Schluß der zweiten Abtheilung des dritten Theiles dieser Schrift.) Besondere Schweinehirten scheint es nicht gegeben zu haben, sondern jede unfreie Bauernfamilie mästete für sich einige Schweine, wie das von jeher überall bei Bauern Sitte gewesen ist. Daß die Gutsbesitzer, auch die wohlhabenden, um die Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Christus noch selbst zu arbeiten pflegten, sieht man aus dem Heautontimorumenos (Selbstquäler) des Terenz;\*) hätte Menedemus

---

\*) Hätte Terentius so lange nach Christus geschrieben, wie er vor ihm gelebt hat, so würden die Apologeten nicht verfehlen, dieses Lustspiel als einen Beweis dafür anzuführen, wie sehr damals christliche Denkungsart auch schon die Heiden beeinflusst habe. Menedemus bereut es tief, seinen Sohn durch Härte zur Flucht aus dem Vaterhause getrieben zu haben. Wie er, nachdem er die Abreise des Sohnes erfahren hat, betrübt nach Hause kommt und die Sklaven sich um ihn bemühen, ihn zu trösten und zu pflegen, da macht er sich bittere Vorwürfe: soviel Arbeit und Sorge wird auf mich einzelnen Mann verwendet, und mein Sohn schmachtet vielleicht im Elend! Ich bin nicht würdig, zu genießen! Ich will entbehren, für ihn, der doch vielleicht noch einmal zurückkommt, arbeiten und sparen! So verkauft er denn alle nicht unbedingt notwendigen Sklaven und arbeitet täglich von früh bis spät auf einem Acker, den er eigens zu diesem Zwecke gekauft hat, nahe am Grundstücke des Chremes. Dieser kann es nicht mit ansehen, wie sich der alte Mann, sein neuer, ihm bis dahin unbekannter Nachbar, plagt, redet ihm ab, dringt in ihn, die Ursache seines Kummers zu offenbaren, läßt sich nicht abweisen; auf des Menedemus Wort: Was gehts dich an? erwidert er mit dem berühmten Verse: Homo sum, humani nihil a me alienum puto. Ähnlich Philto im „Schaf“ zu dem verarmten Lesbonikus: „Ich bin ein Mensch, du bist es auch. Beim höchsten Gott, nicht dein zu spotten kam ich her, das wär nicht recht!“ Ist das alles nicht christlich und modern sentimental zugleich?

die Ackerarbeit nicht von Jugend auf geübt, so hätte er nicht mit sechzig Jahren graben und pflügen können. Aber auch zu Virgils Zeit muß es noch Freie genug gegeben haben, die es nicht für Schande erachteten, mit Hand anzulegen; er selbst hat ohne Zweifel, wie man aus seinen Georgika schließen muß, wenn auch nicht gerade gegraben, gepflügt und Dünger geladen, so doch den Weinstock, die Obstbäume und die Bienen mit eigner Hand besorgt und die übrigen landwirtschaftlichen Arbeiten mit Verständnis und Liebe geleitet. Aber auch die schweren Arbeiten kann er nicht für des Freien unwürdig gehalten haben. Denn er hat doch wahrlich nicht lauter Sklaven vor Augen, wenn er (Georgika I, 121) lehrt, der ewige Vater habe nicht gewollt, daß die Landwirtschaft etwas leichtes sei, sondern dem Landmann allerlei Schwierigkeiten bereitet, um alle Kräfte der Seele zu wecken, zu üben, die Trägheit auszutreiben, die Künste zu erzeugen: *curis acuens mortalia corda, nec torpere gravi passus sua regna veterno*. Er schildert dann mancherlei Schwierigkeiten und schließt mit dem herrlichen:

*Tum variae venere artes: labor omnia vincit  
Improbis et duris urgens in rebus egestas.*

Diese Erziehung zu den Künsten und zu der alles überwindenden Arbeit durch Not hat nach des Dichters Meinung der Göttervater doch gewiß nicht einem Volke von Sklaven zgedacht, sondern gerade den

---

In der Liebe und Ehrfurcht vor den Eltern können die Jünglinge des Plautus und Terenz allen heutigen zum Muster dienen; auch ihre Heimlichkeiten gehn mehr aus der Furcht, den Vater zu betrüben, als aus der Furcht vor Strafe hervor. Luther hat denn auch oft hervorgehoben, daß in Sittengesetz und Leben zwischen Heiden, Juden und Christen kein Unterschied sei; eben deshalb dringt er so darauf, das Gesetz gering zu achten und auf den Glauben allein zu setzen, weil es ja der Glaube allein sei, der uns zu Christen mache, von Juden und Heiden unterscheide.

edelsten, zur Herrschaft berufenen Stämmen. Und wie preist er (II, 520 ff.) dann das Glück des Landlebens, an dem er selbst mit ganzer Seele hing: den Wechsel der Verrichtungen, deren jede ihr anziehendes hat und mannigfaches Interesse erregt, den schönen Wechsel von Arbeit und Ruhe, die gemüthlichen ländlichen Feste, die Umzüge ums Feld, die eigentümlichen Freuden, die jede Jahreszeit bietet, das Glück eines unschuldigen, trauten Familienlebens!

Es schenkt der Herbst vielfarbige Früchte,  
Und hoch reift die balsamische Traube an sonniger Fels-  
wand.

Schmeichelnd hangen indes am Ruffe des Vaters die  
Kleinen;

Keuschheit herrscht in dem sittsamen Haus, milchschwellende  
Euter

Senken die Kühe herab, und fett im fröhlichen Grafe  
Kämpfen die Böcke, mit Hörnern sich stoßend, gegenein-  
ander.

Feste ordnet er selbst; dahingestreckt in dem Grafe usw.

Wie glücklich, ruft er in demselben Buche (B. 458), wäre der Landmann, wenn er es nur selbst erkennen möchte!

Breist Virgil am Schlusse dieser Schilderungen die alten Sabiner und Latiner, die so gelebt und mit ihrer urwüchsigem Volkskraft Rom groß gemacht hätten, so darf man das doch nicht so verstehn, als ob zu seiner Zeit diese Art Leben ausgestorben gewesen wäre. Tief hat sich z. B. seinem Gedächtnis die Erinnerung an einen armen aus Cilicien stammenden Greis eingepägt, der bei Tarent ein kleines, zu Getreidebau und Viehzucht ungeeignetes Gütchen besaß, auf dem er Gemüse baute und Blumen pflegte, und der sich reich wie ein König dünkte (Georgika IV, 125). Nur Abbilder dessen, was sie vor Augen sahen,

nicht Phantasiegebilde oder historische Gemälde pfliegen die alten Dichter zu liefern. So preist zwar auch Juvenal (XIV, 160) das frühere Geschlecht, wo zwei Jugera dem verdienten Veteranen genügten, seinen Topf mit Brei zu füllen, für ihn selbst, die in den Wochen liegende Frau, die vier Kindlein, die um sie herum spielten, drei ihre eignen und eins von der Sklavin, und die ältern Brüder, die vom Pflügen heimkommen. Aber er schildert auch ein einfaches ländliches Mahl, wie er es selbst liebt. Dabei warten nicht geschniegelte ausländische Knaben auf, sondern die derben und züchtigen Söhne des Ruhhirten und des Schäfers, die nur für den heutigen Tag einmal ihr schlicht geschnittnes Haar gekämmt haben (XI, 145). Friedländer führt noch andre Zeugen dafür an, daß auf dem Lande und in der Provinz noch strenge Sitten herrschten; die Einfachheit des Lebens außerhalb Roms lobt Juvenal u. a. auch III, 170 ff. Bei alledem wird zwischen Freien und Sklaven kein Unterschied gemacht. Zu welchen Leistungen die angefiedelten Sklaven verpflichtet waren, ist aus den Dichtern nicht zu ersehen. Nicht selten mag ihr Verhältnis der heutigen Halbwinnerschaft ähnlich gewesen sein, d. h. sie werden einen bestimmten Teil des Ertrags ihrer Wirtschaft dem Herrn in natura abgeliefert und das übrige für sich behalten haben. Man sieht sie über ihr Vieh frei verfügen, z. B. Lämmer und Böcklein als Preise bei Wettgefangen aussetzen. Tityrus erklärt, wie es komme, daß er grau geworden sei, ehe er sich habe frei kaufen können. Daran sei die Galatea, seine frühere Geliebte schuld. So lange er die gehabt, habe er nicht sparen können.

Fällte das Beil auch noch so oft aus der Herde ein  
Schäflein,

Preßt ich auch noch so fetten Käse undankbaren Städtern,  
Wie ist schwer von Gelde die Hand mir zu Hause gefehret.

Erst, seitdem erß mit der Amaryllis halte, könne er sparen. Übrigens lebten diese unfreien Kolonisten wie auch viele Hausflaven für gewöhnlich in ordentlicher Ehe, wenn auch vor dem Gesetze ihr Verhältnis nicht als *connubium*, sondern nur als *contubernium* galt, daher vom Herrn getrennt werden konnte, wenn es ihm einfiel, eins von beiden zu verkaufen. Ein humaner Herr that das allerdings nicht. Wie Micio in den „Brüdern“ dem Syrus die Freiheit schenkt, bittet dieser, auch seine Gattin (*uxorem*) Phrygia frei zu lassen; die Bitte wird gewährt.

Freilich sah das italienische Landleben nicht überall idyllisch aus: ein Teil der Ackerbauflaven arbeitete gefesselt. Auf einem geschnittenen Steine sieht man den Saturn als Sklaven dargestellt, wie er sich ermüdet und mit traurigem Antlitz auf den Videns stützt. Die Fußringe sind untereinander durch eine Fessel (*compes*) und diese durch eine zweite vorn herunterhängende Kette mit dem Eisenringe verbunden, der um den Leib geht. Die Nacktheit der Figur würde für sich allein den Sklavenstand noch nicht angezeigt haben, denn bei Arbeiten im Freien trug man keine Kleider, wenn es warm war; auch Cincinnatus mußte sich erst ein Gewand aus dem Hause holen lassen, um die Abgesandten des Senats zu empfangen, die ihm die Ernennung zum Diktator ankündigten. *Nudus ara, sere nudus*, rät Virgil, und nach Johannes 21, 7 stand Petrus beim Fischen nackt im Rahne. Damit wären wir bei der Schattenseite der Sklaverei, den Sklavengreueln, angelangt.

Für gewöhnlich scheinen\*) nur solche Ackerflaven in Fesseln geschlagen worden zu sein, die zur Strafe für ein Vergehen aus dem Hause aufs Land geschickt

---

\*) Nach den Dichtern; über die Bestätigung des Scheins durch die Ackerbauschriststeller siehe den dritten Teil dieser Schrift.

worden waren. In der Komödie fürchtet der Sklave und droht ihm der Herr an: einfache Schläge, förmliche Auspeitschung, wobei er an den Füßen aufgehängt wurde, Folterung, die Mühle, den Acker, den Steinbruch, als letztes das Kreuz. Tyndarus in den „Kriegsgefangnen“ wird zum Schmiede geschickt, um eingeschmiedet zu werden, und dann in den Steinbruch. Wie es ihm da ergangen sei, erzählt er bei der Rückkehr: „Solche Hölle giebt's keine mehr in dieser Welt, als ich sie bestand im Steinbruch! Dort wird die Mattigkeit der Glieder durch Arbeit ausgepeitscht;\*) wie man kleinen Kindern Pferdchen giebt, so gab man mir dieses Hämmerchen zum Spielzeug.“ Tyndarus hatte als Leibpage des Haussohns, ehe ihn das Unglück traf, niemals schwere Arbeit verrichtet. Soweit es sich um Bestrafung handelte, hat die Fesselung\*\*) nichts auffälliges. Der Herr war der Richter seiner Sklaven, und sein Privatgefängnis vertrat in allen Fällen, wo nicht fremde Personen die Verletzten waren, die Stelle unsers heutigen öffentlichen Gefängnisses.\*\*\*) Bis 1849 arbeiteten in Preußen die Festungssträflinge in Ketten (sie trugen halbierte Kleidung; die rechte Hälfte war gelb, deshalb nannten wir sie Kanarienvögel) und die Galeerensträflinge Italiens, wenn ich nicht irre, heute noch. Bei unsern Militärsträflingen bildet das geladne Gewehr der begleitenden Soldaten den Ersatz für die Kette. Schwere Verbrecher, die nicht im Freien arbeiten, liegen auch bei uns noch in Ketten, und Personen, die eines schweren Verbrechens angeklagt sind, werden

\*) In den Marmorbrüchen von Carrara verrichten der Hunger und die Soldatenflinte den Dienst der Peitsche.

\*\*) Genus ferratile, Kettenreiber, wie Donner übersetzt, werden die *compediti* in der Komödie spottweise genannt.

\*\*\*) Diese Seite der römischen Rechtspflege hebt Gibbon (Londoner Ausgabe von 1862) Bd. V S. 318 hervor.

so aus der Untersuchungshaft vor Gericht geführt; ja es ist in neuerer Zeit vorgekommen, daß ein anerkannt ehrenwerter Mann gefesselt über die Straße geführt wurde, dessen Verbrechen darin bestand, daß er in einer öffentlichen Versammlung Ansichten über die Monarchie vorgetragen hatte, die wissenschaftlich durchaus berechtigt und unter den Gelehrten sehr verbreitet sind, wenn sie auch von den in Preußen amtlich geltenden einigermaßen abweichen. Sollten aber bei den Römern überhaupt alle Sklaven gefesselt worden sein, die im Freien schwere und unangenehme Arbeiten zu verrichten hatten, so wäre das gerechtfertigt gewesen und nicht im mindesten zu verwundern. Denn kein Mensch, es müßte denn ein Heiliger sein, der sein Fleisch kreuzigen wollte, unterzieht sich ungewungen solchen Arbeiten, die leibliche Pein verursachen, ohne innerlich zu befriedigen; wer sie verrichten soll, der muß irgendwie angebunden werden. Der heutige Polizeistaat besorgt das durch ein raffiniert ausgeklügeltes System von Gesellschaftseinrichtungen und Strafen. Manchem besitzlosen Menschen, der sich nicht jeder, auch der peinvollsten Arbeit unterzieht, ja der nur einmal dabei verschmaufen will, bereitet er ein Schicksal, dem das antike Ergastulum vorzuziehen wäre. Auf diese Weise bewirkt er, daß sich auch zu den widerwärtigsten, schwersten, gesundheitschädlichsten und lebensgefährlichsten Arbeiten jederzeit Menschen in Menge drängen, ja daß sie um Aufnahme betteln und es als ein schreckliches Unglück beklagen, wenn sie entlassen werden. Es giebt Gifthütten, in denen der junge Mensch — ältere Personen werden gar nicht zugelassen — binnen zehn Jahren zu einem schwindstüchtigen Krüppel wird, und doch fehlt es dort niemals an Arbeitern. In Wien ist, wie das Sozialpolitische Zentralblatt in Nr. 4 des Jahrgangs 1893/94 berichtete, von der Verbandsleitung genossenschaftlicher

Krankenkassen ermittelt worden, daß dort 17872 franke Personen in Arbeit standen, darunter über 500 Bäcker- und Konditorgesellen, die an ekelhaften Hautkrankheiten und Geschwüren und an hochgradiger Tuberkulose leiden; sie wagen nicht, sich ein paar Tage oder Wochen ins Krankenhaus zu legen, weil sie wissen, daß ihre Stellen sofort besetzt werden würden und sie dann auf der Straße umkommen müßten. In Mannheim sind nach dem Vorwärts, Jahrg. 1894, Nr. 202, im August 1893 die Arbeiter des Lagerhauses einmal eine Woche hindurch täglich 18½ Stunden beschäftigt worden. Sonnabend nachmittag fühlten sie sich so erschöpft, daß sie um vier Uhr um die Erlaubnis baten, nach Hause zu gehn. Das wurde ihnen rundweg abgeschlagen, auch einem, der noch anführte, daß seine Frau schwer krank im Wochenbette liege. Um acht Uhr konnten sie nicht mehr und gingen ohne Erlaubnis nach Haus; zur Strafe wurden Montag früh acht Mann entlassen. In manchen Geschäften, wo die Arbeit an sich nicht unangenehm ist, wie in Verkaufsläden und Speisewirtschaften, wird das Leben der Angestellten durch eine drakonische Haus- oder Geschäftsordnung zum Sklavenleben gemacht; sogar Kapitalistenblätter vom reinsten Wasser haben sich vor einigen Jahren einmal veranlaßt gesehen, die „Geschäftsordnung“ des „Welthauses“ Hugo Simon in Berlin (gegenüber dem Abgeordnetenhaus) dem Urtheile des Publikums zu überantworten. Erst seit wenigen Jahren haben Gesetzgebung und Polizei begonnen, diesen Unmenslichkeiten zu steuern.

Dem antiken Patron stand kein Polizeistaat zur Verfügung, der ihm seine Sklaven im Geschirr erhalten und für Fortgelaufne kostenlosen Ersatz geliefert hätte. Zwar von den Hausklaven, deren Arbeit meistens darin bestand, daß sie, wie die orien-

talischen Hausflaven und bei uns die Bedienten vornehmer Häuser, einander müßig gehn halfen, von den Meiern, Winzern, Hirten hatte er nicht zu fürchten, daß sie fortliefen, denn sie alle führten ein behagliches Leben ohne Sorgen, und gelegentlich eine Ohrfeige oder eine Tracht Prügel waren für Leute, die den Ehrbegriff eines überfeinerten Geschlechts nicht kannten, nichts schlimmeres als die Schläge, die sich gesunde Jungen bei Balgereien freiwillig holen. Aber dem Steinbrucharbeiter z. B. lag die Versuchung nahe. Wurde er freilich erwischt, so ward er ans Kreuz genagelt; allein einer Sklaverei, die nicht bloß dem Namen nach Sklaverei ist, zieht ein frischer Mann den Tod, selbst den schmerzhaftesten, bei weitem vor. Und die Todesgefahr konnte um so weniger von dem Wagnis abhalten, als die Aussicht auf glückliches Gelingen nicht gering war. Wir müssen uns nur gegenwärtigen, daß sich die Bewohner des römischen Reichs der unbeschränktesten Freizügigkeit erfreuten. Von den Säulen des Herakles bis an den Euphrat, von der libyschen Wüste bis zum Pistenwall konnten der Kaufmann, der Vergnügungsreisende, der Abenteurer, der Bettler, der Gaukler, der entlaufne Sklave und der — Apostel einer neuen Lehre umherschweifen und jeder seinem Gewerbe nachgehn, ohne von einem Gendarmen angehalten und um seine Papiere befragt zu werden, ohne von Steuerbeamten, Grenzjägern oder sonstiger Polizei belästigt zu werden. So unähnlich die Apostelgeschichte und der Bagabundenroman des Petronius in allem übrigen sein mögen — sieht doch die Nebeneinanderstellung beinahe wie eine Lächerung aus —, darin kommen sie überein, daß sie beide diese köstliche und unvergleichliche Freiheit bezeugen. Gehört doch ein entlaufner Sklave zu den neutestamentlichen Personen. Dem Philemon, der in Kolossä in Kleinasien gewohnt haben mag

(Kolosser 4, 9), war sein Sklave Onesimus entlaufen. Dieser kam nach Rom, wurde mit Paulus bekannt und ließ sich taufen. Paulus schickte ihn seinem Herrn zurück, bat diesen, dem vormalig Ungetreuen zu verzeihen und ihn freundlich wieder aufzunehmen, und zwar jetzt als Bruder, und verpflichtete sich, den Schaden, der dem Philemon etwa erwachsen sein möge (vielleicht hatte Onesimus seinem Herrn das Reisegeld gestohlen), aus seiner Tasche zu ersetzen.

Da die Willkür des Herrn in der Behandlung der Sklaven in Rom, wenigstens in der ältern Zeit, durch Gesetze nicht eingeschränkt war, so konnten harte, jähzornige und grausame Herren ihren Leidenschaften den Zügel schießen lassen, d. h. wenn sie reich waren, denn der arme Bauer nimmt sich wohl in acht, seinen Sklaven zum Krüppel zu schlagen; kostet ihm doch der Ersatz bares Geld. In Griechenland, namentlich in Athen, stand das Leben des Sklaven unter gesetzlichem Schutz, zu Zeiten auch sein Leib. So erfahren wir aus dem „Plutus“ des Aristophanes, daß der Sklave nicht geschlagen werden durfte, wenn er für eine religiöse Feier bekränzt war; ganz allgemein wurde es zu Zeiten verboten, wo der Staat Sklaven im Kriege zu verwenden gedachte. In Rom hing die Behandlung lediglich von den Vermögensverhältnissen und der Gemüthsart des Herrn ab. Doch wurden auch hier böse Herren durch die Volkssitte und die Volksstimme einigermaßen gezügelt, in älterer Zeit überdies durch die Hügel des Zensors. Das Wort, womit der Hirt im „König Ödipus“ dem zum Schlage ausholenden Arm des erzürnten Herrn begegnet: „Schlage nicht mich alten Mann!“, kommt auch in der römischen Komödie vor. Es galt also nicht für geziemend, einen bejahrten Sklaven zu schlagen. Wüteriche, wie sie Juvenal beschreibt, richteten sich Folterkammern ein und hielten sich eigne Folter-

meister, aber sie galten eben als Wüteriche, und der Volksmund wird sie so wenig geschont haben wie Juvenal. Dieser Satiriker wird nicht der einzige gewesen sein, der das Mitleid für eine wesentliche Eigenschaft der Menschennatur und die Grausamkeit für eine unnatürliche Verirrung erklärt (XV, 132):

Mollissima corda

Humano generi dare se natura fatetur,  
Quae lacrymas dedit.

Sinnlose Grausamkeiten, theils um sich einen bestialischen Genuß zu verschaffen, theils aus zügelloser Laune und Leidenschaftlichkeit verübt, kamen übrigens mehr bei Frauen als bei Männern vor. In der berühmten Stelle von Juvenals 6. Satire (von Vers 219 an) verlangt die Dame vom Gatten, er solle einen Sklaven freuzigen lassen. Der Mann erwidert: Wodurch hat er denn die Todesstrafe verdient? Wer hat ihn denunziert? Wo sind die Zeugen? Wenn es sich um ein Menschenleben handelt, kann man doch nicht lange genug zögern. Worauf die liebenswürdige Vertreterin des zarten Geschlechts sagt: Du Dusekkopp! der Sklave soll ein Mensch sein? Mag er auch nichts verbochen haben — hoc volo, sic jubeo, sit pro ratione voluntas! Wie manche römische Damen ihre Sklavinnen bei der Toilette quälten, ist oft beschrieben worden. Hadrian verwies eine Dame wegen ihrer Grausamkeit gegen ihre Sklavinnen nach einer Insel und nahm den Herren das Recht, die Sklaven willkürlich zu töten.

Könnte man nun diese Mißhandlungen einerseits und das, was die Abhängigen und Untergebenen in den modernen Kulturstaaten leiblich zu erdulden haben, andererseits je auf einen Haufen bringen und diese Haufen miteinander vergleichen, wobei die Kopffzahl der beiderseits betroffenen Menschenklasse zu

berücksichtigen wäre, so ist es fraglich, ob uns Heutigen nicht der größere Haufe zusiele. Bei uns werden die Mißhandlungen auf zweierlei Weise verübt: die liberale Welt giebt dem mittelbaren, die konservative dem unmittelbaren Verfahren den Vorzug. Der Liberale ist ein zu humaner, zu erleuchteter und zu fortgeschrittner Mann, als daß er gegen einen Untergebenen, selbst wenn dieser ein Mißethäter wäre, den Stoß erheben sollte. Wie einst die heilige Kirche, quae non sitit sanguinem, die Keger dem weltlichen Arm übergab, daß er sie verbrenne, so übergiebt der Liberale den Schuldigen dem Staate, und wenn dieser durch seine Stoßmeister prügeln läßt, so — hört das der Liberale nicht. Bei weitem großartiger ist jene Veranstaltung zur Züchtigung von Faulheit, Ungeßchicklichkeit und Unbotmäßigkeit, die man freie Konkurrenz nennt. Der Hausindustrielle prügelt seine Kinder und läßt sie Nächte hindurch arbeiten, um dem Fabrikanten billige Ware liefern zu können. Der Fabrikarbeiter geht „ganz freiwillig“ in eine Fabrik oder Grube, wo eine kleine Unaufmerksamkeit oder Nachlässigkeit nicht selten mit dem Tode oder Zermalmung oder Ausreißung eines Gliedes gestraft wird. In England (ohne Wales, Schottland und Irland) hat die Zahl der Betriebsunfälle in der Industrie, ohne die Secunfälle, in den ersten acht Monaten des Jahres 1893 5400 betragen. Im Deutschen Reiche waren 1891 über siebzehn Millionen ländliche und Industriearbeiter gegen Unfälle versichert. Auf je 1000 Versicherte kamen 11,79 (im ganzen also über 200 000) Verletzte und 2,74 (im ganzen 47 648), denen eine Entschädigung zuerkannt wurde.

Dem konservativen Geiste entspricht mehr die unmittelbare „Züchtigung.“ Im Londoner Standard, sowie im Evening Standard und in der Christian World

hat man längere Zeit hindurch folgende Anzeige gelesen: „Die Tochter eines Geistlichen, die auf strenge Zucht hält, erteilt an unbotmäßige Knaben, Mädchen und Erwachsene Lektionen. Der Brief mit Ratschlägen 5 Shilling, eine Konsultation im Hause 6 Shilling, körperliche Züchtigung von 8 Shilling 6 Pence an Honorar nach der Entfernung. Ruten usw. 1 Shilling 6 Pence das Stück. Mrs. Peirce, Lime Cottage, Pancers=road, Hounslow.“ Ein Bericht=erstatte der Truth hat die Dame — natürlich gegen Entrichtung von 6 Shilling — ausgeforscht, und sie hat ihn überzeugt, daß sie mit ihrer „Methode“ — sie ist außerordentlich stark — den stärksten Willen zu brechen vermöge; seitdem ihr einmal ein erwachsenes Mädchen solchen Widerstand geleistet hat, daß sie beim Ringen ein Fußgelenk brach, legt sie den Opfern vor der Auspeitschung Hand= und Beinschellen an; auch wird der Mund verbunden. Die Virtuosa hat es schon bis zur „Züchtigung“ von Männern gebracht. Da die zuchtliebende Dame eine Engländerin ist, so braucht kaum bemerkt zu werden, daß sie stets die Bibel bei sich trägt — daraus liest sie den Gezüchtigten vor, während sie gefesselt und am ganzen Leibe zitternd in einer Ecke stehn — und die Whiskeyflasche.\*)

In Deutschland haben wir zwar keine gewerbsmäßigen Auspeitscherinnen, aber die sind auch wohl kaum nötig. Wird doch auch so schon genug geprügelt. Geprügelt wird in der Familie, geprügelt

---

\*) Wie diese beiden „Kulturgüter“ nebst dem dritten, den Nothwerkzeugen, von den Weißen den Farbigen gebracht werden, das bildet einen ständigen Gegenstand der Klage für die Frommen und des Hohnes für die Unfrommen. Auf dem Religionskongreß zu Chicago rief der Brahmine Marasima Charya im Hinblick auf die Engländer, die „in der einen Hand die Bibel, in der andern die Rumflasche“ nach Indien gekommen seien: „O, daß wir nie ein europäisches Gesicht gesehen hätten!“ (Christliche Welt 1893 Nr. 48.)

wird in der Werkstatt, geprügelt wird in der Schule, geprügelt wird auf dem Gutshofe, geprügelt wird im Gefängnis, geprügelt wird an manchen andern Orten, die wir nicht erst nennen wollen. Im Gefängnis zu Schtershausen platzt beim ersten Hiebe die Haut; die andern gehn auf das rohe Fleisch, wie Boshart erzählt. Er ist zwar dafür aufs neue eingesperrt, aber nicht zum Widerruf seiner Behauptungen gezwungen worden. Es ist ja auch gar nicht denkbar, daß sich ein Mensch solche Einzelheiten, wie er sie mitteilt, sollte aus den Fingern saugen können. Die „gute“ Presse hat seine Mitteilungen um die Wette totgeschwiegen; ich kenne sie nur aus der Berliner Morgenzeitung. Es ist richtig, daß die Gesetze der Prügelfreiheit der Brotherren und Vorgesetzten Schranken ziehn. Eltern werden zuweilen wegen Mißhandlung ihrer Kinder vor Gericht gezogen, allerdings gewöhnlich erst, nachdem der Tod die Opfer erlöst hat, und Lehrer, Meister, Brotherren werden zuweilen von den Gezüchtigten oder deren Angehörigen wegen Überschreitung des Rechtes der väterlichen Züchtigung verklagt. So kommt es denn öfter zu Prozessen. Ein Landrat z. B. hatte ein Dienstmädchen wegen losen Maaßes der gnädigen Frau gegenüber so mit dem Möbelausklopfer bearbeitet, daß ihr Rücken zehn Schwielen davontrug; das Gericht fand jedoch nicht, daß er sein Züchtigungsrecht überschritten habe, und sprach ihn frei. Auf einem Gute in Sachsen weigerte sich ein alter Arbeiter mit einem lahmen Bein, morgens um vier Uhr Wasser zu pumpen. Der Ökonomieverwalter J., achtundzwanzig Jahre alt, schleppte ihn hin und ließ ihn unterwegs fallen, sodaß der alte Mann ein Bein brach. Die Ferienstrafkammer zu Dresden verurteilte J. zu 15 Mark Geldstrafe. Nach einem Bericht der Boffischen Zeitung vom 12. November 1893 aus

Löbau stand dort der Rittergutsbesitzer H. auf B. (die Vossische Zeitung schreibt die Namen aus) vor Gericht, der schon mehrfach wegen Gewaltthätigkeiten bestraft war, unter anderm wegen Aussetzung einer Arbeiterfamilie bei strenger Kälte. Diesmal hatte er eine polnische Magd mit Fußtritten und mit der Reitpeitsche so zugerichtet, daß sie wegen Verletzung eines Auges ärztliche Behandlung brauchte. Die Magd war entlassen worden, aber gegen den Befehl des Herrn noch mehreremal zurückgekehrt (wahrscheinlich um um Wiederaufnahme zu bitten), das hatte seinen Zorn erregt. Herr H. wurde zu 100 Mark Geldstrafe verurteilt, die Magd aber erhielt als Pflaster auf ihr Auge — eine Woche Gefängnis wegen Hausfriedensbruchs. Also: Unannehmlichkeiten — von Strafe zu reden, wäre in den meisten Fällen lächerlich — kann sich einer durch Grobheit bei Ausübung seines Züchtigungsrechts allerdings zuziehn, das wird ja aber eben von den Konservativen als ein abnormer Zustand beklagt, und seit der großen Wendung im Jahre 1878, wo man allen liberalen Verirrungen abschwor, hören auch die mittelparteilichen Blätter, obwohl sie bis auf den heutigen Tag noch gar zu gern ein wenig liberal scheinen möchten, nicht auf, über den Verfall der Autorität zu jammern und die Notwendigkeit ihrer Wiederherstellung zu predigen. Untersucht man aber die Autorität auf ihren Kern, so findet man oft keinen, als das unbeschränkte Recht, zu prügeln.

So roh nun auch diese modern konservative Gesinnung sein mag, sie ist mir, weil ehrlicher und mutiger, immer noch lieber als die modern liberale. Im liberalen Lager kassiert man den baren Ertrag der körperlichen Leiden seiner ärmern Mitmenschen schmunzelnd ein — ohne unsägliche Leiden der untern Klassen giebt's ja keine „billigen Arbeitskräfte“ —

und bewahrt dennoch sein Gewissen und seinen Ruf frei von dem Vorwurf der Härte und Grausamkeit. Der Teufel selbst hätte nichts feineres erfinden können, als den Ersatz der persönlichen Herrschaft des Brotherrn durch die unpersönliche Herrschaft des Kapitals, und überhaupt dieses ganze moderne System der Abwälzung aller persönlichen Verantwortung auf Kollegien, Staatsgesetze, Naturgesetze und andre unpersönliche Mächte, die der Unterdrückte nicht fassen kann. Der antike Mensch war ehrlich und starkmütig genug, die Verantwortung seiner Handlungen vor aller Welt auf sich zu nehmen. Die Lage eines Sklaven war das Produkt seines eignen Charakters und des Charakters seines Herrn. War der Herr ein guter Mensch, so hatten es die guten unter seinen Sklaven gut, und verarmte er, so hungerte und frore er mit den wenigen, die er etwa behielt. War der Herr ein Bütterich und machte er seinen Sklaven das Leben zur Hölle, so war er sich dessen bewußt, der Urheber der Leiden seiner Sklaven zu sein, und die Welt wußte es und nannte ihn einen Unhold, und er wußte es, daß ihn seine Sklaven und das Volk verabscheuten; es las nicht die Bibel, um mit Hilfe von Bibelstellen sich und der Welt vorzulügen, daß ihn der Eifer für Gottes Ehre und für die Gerechtigkeit verzehre, und daß er seine Sklaven abraudere, nur um sie vor der Sünde zu bewahren. Jeder entfaltete ungehindert seinen Charakter und erschien vor aller Welt als das, was er wirklich war, wie er sich ja auch der leiblichen Nacktheit nicht schämte. In den „Brüdern“ befehrt sich Demea, der nicht grausam, sondern nur streng und ein wenig geizig war, zur Milde seines Bruders Micio, um auch so von aller Welt geliebt zu werden wie dieser.

Daß die Sklavin etwaigen ungebührlichen Zumutungen des Herrn gegenüber wehrlos ist, bildet

eines der stärksten Bedenken gegen die Sklaverei vom christlichen Standpunkt aus. Doch hat auch in dieser Beziehung das antike Leben ohne Zweifel ebenso hoch über seiner Theorie gestanden, wie unser Leben unter der seinigen steht. Im kleinen Haushalt wird die Eifersucht der Frau die Sklavin so weit behütet haben, daß es auf den alten Bauernhöfen durchschnittlich nicht schlimmer zugegangen ist als auf unsern heutigen. Was aber die Luxusklavinnen der Reichen anlangt, so wird ihre Abhängigkeit, abgesehen von besonders krassen Fällen, nicht schmachvoller gewesen sein, als die vieler heutigen Kellnerinnen, Konfektionsarbeiterinnen und Schauspielerinnen. Wäre Sklaverei und Verurteilung zur Unzucht ein und dasselbe gewesen, so hätte Paulus seinen Rat 1. Kor. 7 ganz anders gefaßt. Er rät in diesem Kapitel, jeder solle in seinem Berufe bleiben, und sagt B. 21: „Bist du als Knecht berufen, so bekümmere dich das nicht (*μή σοι μελέτω*), kannst du aber frei werden, so mache lieber davon Gebrauch“; er hätte dann den Knechten und Mägden gebieten müssen, die Freiheit um jeden Preis zu suchen. Im *Curculio* läßt Plautus die Planesium aus den Händen des Kupplers, dessen Sklavin sie ist, als Jungfrau in die ihres Bräutigams übergehn; ja sie bittet ihren Bruder, der sie aus der Sklaverei befreit, für ihren bisherigen Herrn mit den Worten: „Bruder, richt ihn nicht zu Grunde, mag er immer schuldig sein! Fein und fittsam hielt er mich zu Haus.“\*)

Prostituiert werden durften nur Sklavinnen; schon die Verführung eines freien Mädchens war

---

\*) Luther lobt den Terenz, weil er sehr züchtig sei, und die Komödien der Alten überhaupt, weil sie die Jünglinge von der Unzucht abzögen und zur Ehe lockten, an zwei Stellen seiner Tischreden: Walchs Ausgabe von Luthers Werken, 22. Band, Spalte 1775 und 2278.

strafbar. Die Alten waren also in diesem Punkte strenger als die modernen Staaten. Doch findet man nirgends angedeutet, daß die käuflichen Mädchen so schmachvoll, so rein als Sache behandelt worden wären (worin doch gerade das eigentlich Unfittliche liegt) wie bei uns; sowohl bei den römischen Lyrikern wie in der Komödie und in Lucians Hetärengesprächen (die, nebenbei bemerkt, nicht zotenhaft sind) erscheinen ihre Verhältnisse als wirkliche Liebesverhältnisse. Bei Plautus und Terenz findet das Verhältnis gewöhnlich in der Ehe seine Legitimation und Vollendung, indem die freie Geburt des Mädchens nachgewiesen und damit das entgegenstehende Hindernis beseitigt wird. In der „Schwiegermutter“ des Terenz, wo die Sache anders verläuft, begiebt sich die Hetäre Bacchis zur Gattin ihres frühern Geliebten, um diese durch Aufklärung eines geheimnißvollen Umstandes aus großer Angst und Noth zu erlösen; dieser Liebesdienst kostet sie doppelte Selbstüberwindung, weil sie sich schämt, einer ehrbaren Frau unter die Augen zu treten.

Zu den schwärzesten Flecken der Sklaverei gehört, daß sie die eigentümlichste und zugleich unheimlichste Blüte des römischen Volkslebens, die Gladiatorenspiele, möglich gemacht hat. Bei den Dichtern erfahren wir nun darüber zwar nichts, was den gewöhnlichen Darstellungen dieser Greuel widerspräche, aber wir dürfen es doch nicht unterlassen, diese ebenso abstoßende als großartige Erscheinung unserm Bilde einzufügen. Aus dem römischen Volksleben ist sie mit solcher Nothwendigkeit hervorgegangen, daß man sich wundern müßte, wenn sie fehlte. Wenn in Athen das Theater in erster Linie der ernstesten dramatischen Muse gewidmet war, so sind dafür die Athener eine kleine Stadtgemeinde und die geistige Aristokratie der ganzen alten Welt gewesen. Bei dem derben Bauern- und Kriegervolke Latiums mußte das, was in Athen mit

fortschreitender Bildung an die zweite Stelle rückte: die Pöffe, den Vorrang oder die Alleinherrschaft behaupten, solange ihm nicht etwas noch kräftigeres den Rang ablief. Dieses Kräftigere entwickelte sich aus den gymnastischen und Kampfspiele, wie sie bei jedem ritterlichen und rüstigen Volke in irgend welcher Form geübt zu werden pflegen, auf die natürlichste Weise von der Welt, denn die unaufhörlichen Kriege mußten den Geschmack verwildern und lieferten zugleich das Material; zu was besserem hätte man Kriegsgefangne, die dem Gemetzel des Schlachtfeldes entkommen waren, verwenden können, als dem souveränen Pöbel der Welthauptstadt, in dessen Dienste ja dem Namen nach die Feldherren immer noch auszogen und kämpften, den gefahr- und mühelosen Anblick einer wirklichen Schlacht zu bereiten?\*) Und je mehr Rom die Aloat der Welt wurde, desto weniger konnten die Veranftalter der großen Volksvergönigungen über den Geschmack des Publikums im Zweifel sein. So hoch auch die meisten Kaiser an Bildung über der Gese des Pöbels standen, darin gerade kam ihr Geschmack mit dem der Masse überein, daß es ihrer göttergleichen Macht schmeichelte, glänzende militärische Schauspiele aufzuführen und dabei mit Menschenleben zu spielen. Sie nahmen um so weniger Anstoß an dem Unmenschlichen und Rohen solcher Schauspiele, als dieses vom Großartigen und Schönen der Inszenierung verdeckt und gewissermaßen verklärt wurde. Den schlechten unter den Kaisern aber diente das Amphitheater als Treibhaus, ihre Götter- und Bestienanlage zur vollsten Pracht zu entfalten.

Die Grundbestandteile dessen, was in Rom

---

\*) Übrigens sind trotzdem die Römer nicht die Erfinder dieser grauenamen Spiele gewesen, sie haben sie in Etrurien und Kampanien kennen gelernt.

Theater und Arena darboten: Pantomimen und Tänze, gymnastische Übungen, Wettrennen und Wettlaufen, Ring- und Fechtspiele, werden bei allen rüstigen, ritterlichen und dabei ästhetisch empfindenden Völkern, d. h. vorzugsweise bei den europäischen, immer beliebte Volksvergünstigungen bleiben. Die Freude an der Schönheit des Menschenleibes und an der Anmut seiner Bewegungen, das Hochgefühl der Lösung kräftiger Muskelspannungen, das Wohlgefallen an Proben wunderbarer Gewandtheit und Geschicklichkeit, die Lust am kühnen Wagen und am gegenseitigen Anprall gewaltiger Kräfte, die sich miteinander messen, sind nie versiegende Quellen des ästhetischen Genusses. Wie in allem übrigen, so bildet auch im Theatergeschmack das Reich der östlichen Mitte den entgegengesetzten Pol zum europäischen Wesen. Während wir auch bei solchen dramatischen Aufführungen, die sich ausschließlich an Geist und Herz wenden und die edelsten Empfindungen erregen, bei den Helden und Heldinnen eine angemessene leibliche Erscheinung fordern, treten die chinesischen Schauspieler in der lächerlichen Vermummung barbarischer weiter Gewänder auf, um ihre konventionellen Redensarten herunterzuhaspeln; denn bei diesem äußerlich wohl- anständigsten und innerlich verdorbensten Volke der Welt ist der Lebensinhalt zum rein tierischen, dafür aber desto sorgfältiger versteckten Sinnengenuß und zur Befriedigung einer grenzenlosen Eitelkeit durch nichtige Formen zusammengeschrumpft. Der europäischen Art der Volksbelustigungen liegt die Versuchung zum Überschreiten der Grenze nach verschiedenen Richtungen hin nahe. Daß die Griechen selbst in der Zeit, wo sie eigentlich schon aufgehört hatten, ein Volk zu sein, immer noch Maß genug in sich selbst trugen, der Einführung der in Rom Mode gewordenen Schlächtereien ins Theater Widerstand zu

leisten, habe ich schon erwähnt. Bei uns Modernen verbieten die amtlich anerkannten, wenn auch in verhüllter Weise täglich übertretenen Gesetze der Humanität öffentliche Grausamkeiten als Volksbelustigungen. Doch sieht man deutlich, wie der Geschmack der Massen über die dadurch gezogene Grenze hinausstrebt. Gymnastische Produktionen finden kaum noch Gnade, wenn sie nicht lebensgefährlich und über die Maßen schwierig sind, Tänzerinnen verlegen ihre Aufführungen in den Löwenzwinger, und die seit einigen Jahren beliebten Ringkämpfe und Boxereien von Athleten stehen hart an der Grenze des Gladiatorentums, namentlich in Nordamerika, wo die Berichte über die Zahl der Wunden und Beulen, die die Boxer davongetragen haben, zur beliebtesten Zeitungslektüre gehören sollen. Überhaupt ist im modernen Zirkus das alte Amphitheater wieder auferstanden; er wagt nur noch nicht, ganz das zu sein, wozu ihn das Publikum gern machen möchte. Auch das Klatschen der Ohrfeigen, das in der römischen Pötte dem Pöbel soviel Vergnügen bereitete, haben die Clowns zum Entzücken der kleinen und der großen Gassenjungen wieder eingeführt. Aber derselbe Geschmack bekundet sich auch außerhalb der Arena, und nicht bloß beim großen Publikum. Die Treibjagden, das Taubenschießen, die Distanzritte, die Studentenmensuren, alle diese Arten von Sport vertragen das Wohlgefallen am Blutvergießen und Züge von Grausamkeit. In den Stierkämpfen der Spanier, in den Hahnenkämpfen und den Boxereien der Engländer haben wir solchen Sport als althergebrachte und geheiligte Nationalsitte.

So berechtigt und selbstverständlich übrigens unser Abscheu vor der Roheit des römischen Theaterpublikums ist, so übel angebracht würde unser Mitleid sein, wenn wir es allen Opfern jener blutdürstigen Schaumut ohne Unterschied widmen wollten. Für

Kriegsgefangne war es bei weitem nicht das schlimmste Schicksal, vor den Augen eines vieltausendköpfigen Publikums mit dem Ruhme der Tapferkeit bedeckt zu fallen. Auf dem Schlachtfelde ruhmlos hingemeßelt zu werden, wäre schlimmer gewesen, in Ketten auf den Acker oder in den Steinbruch geschickt zu werden, namentlich für Angehörige eines wackern deutschen Stammes, geradezu entsetzlich. Außer den Kriegsgefangnen waren es die Verbrecher, aus denen sich die Gladiatorenschar rekrutierte. Die Verurteilung zum Gladiatorenkampf oder zur Tierheße bedeutete eine verschärfte Todesstrafe. Vielleicht war aber diese Strafe weniger grausam als unser Zuchthaus. Da man zum Fechterspiel nur starke mutige Männer brauchen konnte, so wird die Arena meistens die Strafe für verübte Gewaltthaten gewesen sein. Man bedenke, welche Höllepein bei uns ein Mensch erleiden muß, den hitziges Blut, heftige Leidenschaften, überquellende Kraft, starrer Eigensinn zu Verbrechen hingerissen haben! Sehr häufig ist es gerade die Enge der Umgebung, der Druck der Verhältnisse, der Mangel eines nützlichen Wirkungskreises, die Unmöglichkeit, einen solchen zu erlangen, gewesen, was den Mann zum Feinde der fesselnden Ordnung machte und ihn einen gewaltsamen Durchbruch versuchen ließ. Zur Strafe dafür lassen wir dann einen solchen Kraftmenschen seine Tage in engster Haft hinschleppen, zapfen ihm die geistige und leibliche Energie allmählich ab, sodaß er langsam verkommt. War schon das mittelalterliche Hängen und Köpfen milde im Vergleich zu unsrer vermeintlichen Humanität, so war die Verurteilung zur Arena geradezu eine Wohlthat für solche Kerle; sie konnten nochmals ihre Kraft erproben — in strahlender vergoldeter Rüstung noch dazu — und im fessellosen Widerstande gegen Hindernisse, der ihr Lebensselement gewesen war, unter dem Beifallsturm

von 50 000 Zuschauern untergehn. Wie gräßlich ist im Vergleich damit das Lebensende der vielen, die bei uns alljährlich in Lumpen verfaulen und verschmachten, nachdem sie sich jahrelang, nur noch Vogel-scheuchen, keine Menschen mehr, im Kote gewälzt haben und in den Kot getreten worden sind! Drittens wurden auch Sklaven dazu verwandt und in den Gladiatorenschulen besonders dafür gedrillt. Aber auch das kann nicht als ein besonders trauriges Schicksal angesehen werden, denn für solche bedeutete die Arena keineswegs, wie für Verbrecher und Kriegsgefangne, den sichern Tod; vielmehr wurde vom Vermieter häufig ausgemacht, daß das Leben geschont werden mußte, und den Tapfersten winkte sogar eine glänzende Laufbahn: ein berühmter Name, kostbare Ehrengaben, Reichtum, Freiheit, und da natürlich nur geeignete Personen, also mutige, starke und gesunde Männer für diesen Beruf bestimmt wurden, so werden nicht wenige darunter gewesen sein, die trotz der harten Disziplin der Gladiatorenschule ein solches Leben und einen solchen Tod dem Verkümmern in gewöhnlicher Sklavenarbeit vorzogen. Drängten sich doch sogar Freie zu diesem Beruf, obwohl er „infam“ machte. Freilich waren das zunächst nur verzweifelte Kerle, die mit der Gesellschaft gebrochen hatten, aber dann doch auch solche, die nur die Lust am Sport und die Eitelkeit trieb. Und wie sich bei uns viele Damen wie toll gebärden, wenn es gilt, einem Klaviervirtuosen, Sänger oder Schauspieler zu huldigen, so waren die römischen Damen vorzugsweise in Gladiatoren vernarrt. „Mag einer, sagt Juvenal (VI, 108), auch noch so häßlich sein, daß er ein Gladiator ist, macht ihn in den Augen der Frauen zum Hyazinth; und während die Gattin des Beamten ihren schwachen Magen und die Seefrankheit vorschützt, wenn sie den Gemahl auf einer Berufsreise begleiten soll, geht sie

mit so einem Kerl starken Magens durch und spielt unter rohem Schiffsvolk mit harten Tauen.“ Bessere Männer und Jünglinge freilich, die nur durch Not gedrängt dieses verzweifelte Handwerk ergriffen, mögen sich unter dem verworfnen Gefindel unglücklich gefühlt haben, meint Friedländer, dessen Darstellung (II, 358 bis 391) ich bei diesem Blick auf das Gladiatorenwesen gefolgt bin. Daß bei der Willkürherrschaft, die sich hohe Beamte und später die Kaiser anmaßen durften, hie und da auch unschuldig Verurteilte und sogar freie Bürger, die gar nicht angeklagt waren, zum Vergnügen des Böbels in die Arena geschleppt werden konnten, das gehört in ein andres Kapitel. Übrigens hat Augustus ein paar Edikte gegen übertriebne Grausamkeit erlassen, Hadrian aber verboten, Sklavinnen wider ihren Willen zu prostituieren und Sklaven ohne Angabe des Grundes in die Fectschule zu verkaufen.

In den Grenzboten ist einmal als das eigentlich empörende an der antiken Sklaverei hervorgehoben worden, daß die Sklaven der Griechen und Römer nicht sämtlich Sprößlinge niedriger stehender Volksstämme gewesen seien wie bei der modernen Neger-  
sklaverei, sondern zu einem großen Teil Angehörige von Kulturvölkern, mitunter sogar hoch und fein gebildete Männer. Aber gerade das ist es ja, was an der modernen Fabriksklaverei empört. Wären es nur Slaven und stumpfsinnige Analphabeten, die heutigen Tages zu Erdarbeiten verdungen, in Fabriken und Schächte gesperrt werden, so würde schon ein gewisser Grad von Sentimentalität dazu gehören, das anstößig zu finden; allein es sind größtentheils Deutsche, Söhne und Töchter unsers Volks, Menschen von derselben Blutmischung, demselben Körperbau, demselben Gesichtsschnitt, demselben geistigen und leiblichen Anlagen wie wir; Menschen, die in der Volksschule die

Grundlage gewonnen haben, auf der sie sich, wenn sie die Gelegenheit gehabt hätten, auch vollends unsre Bildung hätten aneignen können. Es klingt uns sehr anstößig, wenn wir vernehmen, daß zu Rom die meisten Ärzte Sklaven oder Freigelassene gewesen seien. Aber wenn wir andrerseits erfahren, wie Ärzte unfreier Abstammung oft zu großem Vermögen gelangten, und wie sich nicht wenige durch großartige Stiftungen einen Namen gemacht haben, so müssen wir doch sagen, daß die Aussichten für einen gescheiten und tüchtigen Unfreien nicht schlecht gewesen sein können. Und seine Lage wird auch schon vor der Freilassung, die ja nie ausblieb, nicht sehr drückend gewesen sein. Es kam wohl vor, daß sich ein unfreier Arzt lästige Bedingungen gefallen lassen mußte, wenn sein Herr selbst Arzt und daher auf Erfolge in der Praxis eifersüchtig war und die Konkurrenz fürchten mußte; allein davon, daß ein solcher Diener das Herrenrecht auf schimpfliche Weise zu kosten bekommen hätte, davon findet sich doch keine Spur.

Überhaupt waren die Aussichten der geschickten und tüchtigen Sklaven, von den schönen nicht zu reden, gar nicht gering. Diener in einem großen Hause zu sein, war an sich schon ganz ebenso ein Glück, wie heute der Lakaiendienst bei Vornehmen. Die Satiren und Epigramme der Zeit sind voll von Klagen über die Unverschämtheit und den Übermut, den sich der arme Freie von diesem Gefindel gefallen lassen müsse. Die kaiserlichen Sklaven waren allesamt Personen von Bedeutung; sie trieben Luxus nach dem Vorbilde des Herrn, erwarben Vermögen und starben nicht selten sehr reich. Die große Ungebundenheit des Lebens erleichterte überdies das Eintreten abenteuerlicher Glücksfälle, wie Friedländer (I, 297) einen mitteilt. Eine Frau Gegania erstand in einer Auktion einen korinthischen Randelaber; als Zugabe bekam sie

einen buckligen und auch sonst häßlichen Sklaven, Clesippus, mit, den besonders zu versteinern nicht zu lohnen schien. Der Bursche wurde ihr Liebhaber, und beim Tode setzte sie ihn zum Erben ihres bedeutenden Vermögens ein. Minder auffällige, aber nicht weniger erfolgreiche Laufbahnen waren sehr häufig. Was hat dagegen ein heutiger ländlicher Tagelöhner, was ein Fabrikarbeiter, was ein Bergmann für Aussichten? Es steht fest, daß er elend leben und elend sterben wird, und daß alle seine Kinder und Kindeskinde in demselben Elend dahinleben werden. Seine Lage ist schlechthin aussichtslos, und das Dunkel seiner Tage wird von keinem Lichtstrahl der Hoffnung erhellt. Ein römischer Sklave, Terenz, konnte als beliebter Lustspielsdichter glänzen, im Orient erlangen nicht selten Sklaven die höchsten Stellen im Staate, im Mittelalter konnte der Sohn des Schweinehirten Reichskanzler und Papst werden, bei uns versperren die herrschenden Stände dem talentvollen Sohne des Armen jede höhere Laufbahn.

Die Freilassung bestand natürlich nicht darin, daß der Herr den Sklaven nackt und bloß laufen ließ und ihm sagte: Du bist fortan frei, dir dein Brot zu verdienen, wo und wie du kannst. Diese Art von Freilassung ist eine Erfindung des modernen Staats, und es müssen sehr naive Leser sein, denen man sie bis auf den heutigen Tag immer noch in Zeitungen und Lehrbüchern als eine Wirkung reinsten Humanität und als die höchste Errungenschaft der Neuzeit anzupreisen wagt. Im Altertum kam freilich der Fall auch vor, daß ein Herr im Zorn seinen Sklaven fortjagte; das war jedoch eine harte Strafe, nicht ganz so hart wie das Kreuz, aber von den nicht besonders mutigen und unternehmungslustigen, namentlich von ältern Leuten mehr gefürchtet als eine Geißelung oder die Mühle; war es doch für den wohlversorgten

Sklassen dasselbe, wie für den Sohn eines wohlhabenden Mannes die Verstoßung und Enterbung. Im „Selbstquäler“ will Chremes seinen Sohn Clitipho und dessen Freund und Gehilfen, den Sklaven Syrus verstoßen. „Was wird nun aus uns? jammert Syrus; du wirst vielleicht bei deiner Schwester Unterkunft finden, aber was soll ich anfangen?“ Kaufte sich der Sklave frei, so war es selbstverständlich, daß er nicht sein ganzes Erspartes darauf verwandte, sondern noch genug übrig behielt, um sich damit eine Existenz zu gründen. Die hauptsächlichsten Quellen des Gelderwerbs, die den Sklaven offen standen, sind gelegentlich schon erwähnt worden; für die Hausklaven kamen noch Trinkgelder hinzu, deren Ertrag nicht unbedeutend gewesen sein muß, denn der übliche Satz betrug sechs Sesterzien, also 1,20 Mark; mehr bekam der Klient von seinem Patron auch nicht als tägliche Sportel, und der sollte davon leben! Schenkte aber der Herr die Freiheit, so schenkte er gewöhnlich auch eine Geldsumme dazu. Sehr häufig waren die testamentarischen Freilassungen, verbunden mit Vermächtnissen an die Freigelassenen. Der durch Wohlthätigkeit und Großmuth hervorragende jüngere Plinius stiftete 1866666<sup>2</sup>/<sub>3</sub> Sesterzien (nicht ganz 400000 Mark) mit der Bestimmung, daß die Zinsen von hundert seiner Freigelassenen bezogen, nach deren Tode aber alljährlich zu einem großen Festschmause für die Bürgerschaft seiner Vaterstadt Como verwandt werden sollten.

Daß nach Einführung des Christentums bei Freilassungen oft christliche Beweggründe mitwirkten, ist zwar nicht zu bezweifeln; allein die von christlichen Apologeten verbreitete Ansicht, als ob erst das Christentum den Anstoß zur Emanzipation der Sklaven gegeben habe, kann nicht aufrecht erhalten werden; war das Freigeben doch schon zur Zeit der Geburt Christi etwas so gewöhnliches, daß es Augustus einzuschränken

bemüht war und die Zahl der Sklaven, die testamentarisch freigegeben werden durften, auf höchstens hundert in jedem Falle festsetzte (Friedländer I, 391).\*) Doch auch die Ansicht der materialistischen Geschichtsschreiber, daß die Sklaverei überall genau so lange beibehalten wird, als sie Vorteil bringt, daß die Freilassungen beginnen, sobald die Sklavenwirtschaft aufhört, rentabel zu sein, und daß sie genau in dem Umfange wachsen, als die Rentabilität abnimmt, auch diese Ansicht, deren grundsätzliche Richtigkeit nicht bestritten werden kann, reicht zur Erklärung gerade der testamentarischen Freilassungen nicht aus, da ja bei diesen die Rentabilität keine Rolle spielen konnte; es ist unmöglich zu bezweifeln, daß in vielen Fällen Großmut, Humanität, persönliches Wohlwollen als Mitursachen thätig waren. Jedenfalls stehen die antiken Patrone, die ihre Freigelassenen zu versorgen pfl egten, hoch über den modernen Landlords Englands und anderer Länder, die ihre nicht mehr rentablen Leibeigenen einfach ins Elend jagen, sowie über den Großindustriellen, die den in ihrem Dienste graugewordenen, sobald es nicht mehr mit ihm gehn will oder die Geschäftslage Einschränkung der Produktion rät, aufs Pfl aster setzen, die dann, wenn ihnen der Staat die Erhaltung der in ihrem Dienste arbeitsunfähig gewordenen wenigstens zum Teil auflegt, nicht aufhören, über die „der Industrie“ aufgebürdete unerschwingliche Last zu jammern.

Über die Lage der Fabriksklaven hören wir bei

---

\*) Gibbon findet (I, 176) diese Beschränkung gerechtfertigt, da die massenhafte Zufuhr aller möglichen ausländischen Bestandteile die Bürgerschaft verschlechtern mußte und eine Gefahr für den Staat werden konnte. Eben deshalb wurde der Freigelassene auch nicht sofort Vollbürger. Die persönlichen Beschränkungen, denen er als Klient seines frühern Herrn und nunmehrigen Patrons unterworfen blieb, zählt Gibbon Bd. V S. 290 auf.

den Dichtern gar nichts und bei Friedländer, dem doch kaum eine Quelle entgangen ist, nicht viel. Daß die Fabrikation mit Hilfe von Sklaven ein andres Aussehen gehabt haben muß als unsre heutige, die mit Maschinen betrieben wird, versteht sich von selbst. Wahrscheinlich hat ihr das römische Reich und namentlich die Stadt Rom die Begründung eines neuen Handwerkerstandes und die Blüte des Kunsthandwerks zu verdanken gehabt. Da der souveräne Böbel das Arbeiten verlernt hatte und sich auch für zu gut dazu hielt, so kamen fleißige Freigelassene in Menge empor, die das Gewerbe, das sie in der Fabrik oder Werkstatt ihres Patrons gelernt hatten, für eigne Rechnung weiter betrieben. Der Kleingewerbbestand des kaiserlichen Rom bestand größtenteils aus Freigelassenen, die meist behaglich lebten, und von denen es nicht wenige zu einem bescheidenen Wohlstand brachten. Ihr ehrbares und gemüthliches Innungsleben hat Friedländer I, 298 ff. eingehend beschrieben.

Auch diese Charakteristik des antiken Sklavenlebens hat nicht den Zweck, die alten Griechen und Römer auf Kosten der modernen Deutschen zu loben. Daß sich die römische Welt nicht vollkommener politischer und sozialer Gesundheit erfreut haben kann, beweist ja der Untergang des Reiches zweihundert Jahre nach seiner höchsten Blüte, und neben der Auflösung alles kräftigen Volkstums, womit die natürliche Grundlage der Staatenbildung schwand, wird der starke Prozentsatz von Sklaven gerade im herrschenden Volke eine Hauptursache der Schwäche gewesen sein. Aber wer will den jetzigen europäischen Völkern mehr als zweihundert Jahre selbständigen Daseins verbürgen? Zwar zeigen sie einerseits noch viel Lebenskraft, andererseits aber leiden sie ersichtlich an gefährlichen innern Krankheiten, und deren hauptsächlichste ist die verdeckte Sklaverei, in der ihre Besitzlosen schmachten,

und deren Haß gegen die Besitzenden. Den Schein zu zerstören, womit Redensarten und juristische Formeln die Wirklichkeit verhüllen, und die Dinge zu zeigen, wie sie sind, war der Zweck dieses Aufsazes. Mit der Aufhebung der persönlichen Unfreiheit und der Verleihung der Staatsbürgerwürde an alle erwachsenen männlichen Wesen sind den Staaten zwei ungeheure, vor dem neunzehnten Jahrhundert noch niemals in der Weltgeschichte dagewesene Aufgaben gestellt, für deren wirkliche Lösung aber noch kein Staatsmann einen Finger gerührt hat. Da nun aber der Widerspruch zwischen dem, was ist, und dem, was nach dem Buchstaben des Gesetzes sein soll, täglich unerträglicher wird, so werden sich die Staatsmänner der Lösung des Widerspruchs, der Entscheidung nach der einen oder der andern Seite hin nicht mehr lange entziehen können; sie werden endlich einmal erklären müssen, ob die Aufhebung der Standesunterschiede und insbesondre der Sklaverei nur eine thörichte Verirrung gewesen ist, ob die Leibeigenschaft und der Sklavenmarkt mit oder ohne *castata* (Schaugerüst) wiederhergestellt werden, oder was sonst geschehn soll.

Die Sklaverei ist die einer gewissen Kulturstufe angemessene und unter gewissen politischen Verhältnissen unvermeidliche Arbeitsverfassung. An und für sich hat sie mit Moral und Humanität so wenig zu schaffen wie irgend eine andre Arbeitsverfassung; bei jeder Arbeitsverfassung können die Menschen tugendhaft und lasterhaft, human und inhuman sein, im Verkehr miteinander sowohl aufopfernde Nächstenliebe als brutale Selbstsucht, Härte und Grausamkeit erweisen. Das Neue Testament enthält nicht ein Wort der Mißbilligung des Instituts, ja es verurteilt nicht einmal jene Wirkung der Sklaverei, die wirklich als ein Schandfleck des klassischen Altertums bezeichnet werden muß: die Folter, an den Stellen, wo sie erwähnt wird.

(Es geschieht dies im Gleichniß Matthäus 18, 34: *παρέδωκεν αὐτὸν τοῖς βασιλοῦσι* und in der Lebensgeschichte des Apostels Paulus, Apostelgeschichte 22, 24 ff.) Jede Arbeitsverfassung trägt eben ihre eigentümlichen Gefahren für Moral und Humanität in sich; bei unsrer heutigen entspringen sie daraus, daß einerseits kein Mensch persönlich für die Lage des andern verantwortlich gemacht werden kann, und daß andererseits jedermann bei Strafe der bürgerlichen Achtung gezwungen ist, per fas et nefas so viel Geld wie möglich herauszuschlagen, während in der Sklavenwirtschaft die Gefahren aus der absoluten Gewalt des Herrn über seine Arbeiter und Diener entspringen. Um die Anwendung der Folter gegen die Sklaven richtig zu würdigen, muß man bedenken, daß an der Macht des Herrn über Leben und Tod der Sklaven in der Alten Welt nirgends gezweifelt wurde; Gajus sagt (Institutionum I § 52), diese Gewalt der Herren sei *juris gentium\**) (welcher Ausdruck im römischen Recht die allen Völkern gemeinsamen Rechtsgrundsätze und Einrichtungen bedeutet, nicht das, was wir heute Völkerrecht nennen), während er im § 55 die eigentümliche Gewalt des Hausvaters über die in rechtmäßiger Ehe gezeugten Kinder als *jus proprium civium Romanorum* bezeichnet. Und zweitens ist zu bedenken, daß bei allen Kulturvölkern der Alten Welt mit alleiniger Ausnahme der Griechen und Römer\*\*) das Martern, Foltern und Verstümmeln von Freien in der sogenannten Rechtspflege und sogar zu Kultuszwecken sowie der Kriegsgefangenen an der Tagesordnung war\*\*) (Diodor Siculus erwähnt es unzähligemal

\*) *nam apud omnes peraeque gentes animadvertere possumus, dominis in servos vitae necisque potestatem esse*, fügt er hinzu.

\*\*) Mit Barbareien gegen Kriegsgefangne, wie sie bei den Orientalen, dann später bei den Byzantinern, im christlichen Mittelalter und in den Religionskriegen des sechzehnten und siebzehnten

als Sitte der Karthager bei Erzählung der Kriege, die diese auf Sizilien führten), daß es also schon ein ungeheurer Fortschritt war, wenn grausame Prozeduren auf die Sklaven beschränkt blieben. Über die Art dieser Prozeduren und über den Umfang ihrer Anwendung läßt sich Genaueres nicht ermitteln. Was ich bei den unten genannten Autoren\*) gefunden habe, will ich kurz zusammenstellen.

Bekanntlich wurde den Sklaven, die ja juristisch nicht als Personen galten, keinerlei Rechtsfähigkeit eingeräumt; sie konnten daher weder als Kläger noch als Zeugen auftreten, streng genommen auch nicht verklagt werden, sondern nur entweder von ihren Herren gezüchtigt oder auf Staatsbefehl als Schädlinge aus der Welt geschafft werden. Wenn man dennoch ihres Zeugnisses vor Gericht nicht entbehren zu können glaubte, so erpreßte man ihnen die erforderlichen Aussagen auf der Folter und unterschied diese Aussagen von den *μαρτυρίαι* der Freien. Den psychologischen Ursprung der Zeugenfolter hat Reitemeier richtig erraten. Im Falle jemand ein Geständniß wünscht oder braucht, das ihm nicht ohne weiteres gemacht wird, fühlt er sich versucht, es mit Gewalt zu erpressen, und

---

Jahrhunderts üblich gewesen sind, haben sich die Griechen niemals, die Römer erst vom zweiten punischen Kriege an und ganz ausnahmsweise, auch nicht in so scheußlicher Weise wie die spätern „Christen“ befleckt. Auch das Niedermegeln der ganzen männlichen Einwohnerschaft einer eroberten Stadt oder das Verkaufen aller in die Sklaverei war nicht ausnahmslose Regel, sondern geschah nur, wo es die politische Notwendigkeit zu gebieten schien. Andernfalls bewilligte man den Unterworfenen Verträge. Darüber wird, soweit es Rom betrifft, im dritten Teile gehandelt, über solche Verträge bei den Griechen siehe Boeckh, Staatshaushalt der Athener, S. 762.

\*) Boeckh, Die Staatshaushaltung der Athener, zweite Ausgabe. Meier und Schömann, Der Attische Prozeß. Reitemeier, De origine et ratione quaestionis per tormenta apud Graecos et Romanos commentatio, Goettingae 1783. Guggenheim, Die Bedeutung der Folterung im attischen Prozeß. Philippi, Der Areopag und die Epheten.

leidenschaftliche und rohe Menschen pflegen dieser Versuchung solchen Personen gegenüber, über die sie Gewalt haben, z. B. ihren Kindern gegenüber, bis auf den heutigen Tag nachzugeben. Was Wunder, daß eine häusliche Sitte, die sich Sklaven gegenüber von selbst verstand, ins öffentliche Recht überging! Im Zeitalter der Reflexion konnten die Athener eine so barbarische Maßregel nicht mehr anwenden ohne einen Versuch, sie vor der Vernunft zu rechtfertigen. Sie sagten daher, da der Sklave seiner Lage nach notwendig verlogen sein müsse, da er zudem oft ein Barbar sei und entweder eine barbarische oder gar keine Religion habe, so sei seiner schlichten Aussage nicht zu trauen. Dagegen dürfe man annehmen, daß eine Aussage wahr sei, wenn der Mensch trotz heftiger körperlicher Schmerzen dabei bleibe. Die Athener waren freilich nicht so einfältig, daß sie nicht auch die Unzuverlässigkeit erpreßter Aussagen eingesehen hätten; in den Prozessen wird daher sowohl das Für wie das Wider von den Parteien hervorgehoben; natürlich hebt die Partei, die von der Folter ein ihr günstiges Geständnis erhofft, das Für, die andre das Wider hervor. Je nach Lage des Streits bot der Prozeßführende entweder seine Sklaven zur Folterung an oder forderte er die Folterung der Sklaven oder eines um die Sache wissenden Sklaven des Gegners. In Privatprozessen konnte die Folterung privatim, ohne Zuziehung einer obrigkeitlichen Person vorgenommen werden, in öffentlichen Prozessen nur vor der Obrigkeit, in Staatsprozessen natürlich auf deren Anordnung. Die Folterung von Bürgern war in der besten Zeit Athens ausdrücklich verboten. Fremde und Metöken konnten gefoltert werden, und es sind einige Fälle solcher Folterungen überliefert. In der Zeit des Demosthenes, wo das Volk den drohenden Untergang des Staates vor Augen sah und durch Spionensfurcht

toll geworden war, wurde die Folter mitunter gegen Bürger angewandt. Auch die Fälle, wo freie Fremde und Metöken gefoltert wurden, werden entweder durch Gefährdung des Staates oder durch Parteileidenschaft erklärt, soweit es sich nicht darum handelte, von Leuten, die eines Mordes angeklagt waren, den Verrat der Mitschuldigen zu erpressen. Daß Tyrannen wie zu andern Gewaltmitteln so auch zur Folter griffen, ist aus der Geschichte der Pisistratiden bekannt. Folterungen von weiblichen Personen und von παῖδες werden wenige berichtet; zudem wird bei einigen Berichten die Echtheit angezweifelt, und παῖς wird, wie in der Bibel, auch jeder nicht zu alte Diener genannt; das Wort entspricht dann unserm deutschen „Bursche.“ Ein Buhlnabe wird einmal zur Folterung gefordert, der Antrag aber mit der Begründung abgelehnt, daß der Junge von freier Geburt sei.\*) Überhaupt werden die Anträge auf Folterung öfter abgelehnt als angenommen und sind sehr oft gar nicht ernstlich gemeint; man bietet seine Sklaven an oder fordert die des Gegners, weil man sich durch das Unterlassen dieser gerichtlichen Förmlichkeit verdächtig machen würde. In einem Falle, wo der Verklagte die πρόκλησις des Gegners annimmt, erklärt er die Prozedur für unvernünftig und ungerecht, nur gezwungen gebe er den Menschen dazu her (Demosthenes Rede gegen Pantainetos, Kapitel 978 und 979 der Dindorffschen Ausgabe). Auch ist zu beachten, daß βασανίζειν nicht jedesmal, wo es vorkommt, foltern bedeutet, da es auch für jede scharfe Befragung gebraucht wird. Daß das Folterrad auch zur Bestrafung von Sklaven angewandt wurde, ist bezeugt; möglich, aber nicht sicher

\*) Nach dem spätern römischen Recht durfte niemand vor vollendetem fünf- und zwanzigsten Jahre gefoltert werden; in den Hexenprozessen sind nicht bloß zarte Jungfrauen, sondern sogar kleine Kinder gefoltert worden.

verbürgt ist, daß man es ausnahmsweise auch gegen Freie als Strafurteil, zur Verschärfung der Todesstrafe, angewandt hat. (In Rom wurde die Todesstrafe oft durch vorhergehende Geißelung verschärft.) Die Art, wie das Folterrad angewandt wurde, ist, wie gesagt, nicht genau zu ermitteln; der ans Rad Gebundene scheint gleichzeitig gegeißelt worden zu sein. Leider ist auch in Griechenland, in Rom später häufig die Folter auch schon durch Brennen und Schneiden verschärft worden, doch wird nichts erwähnt von solchen teuflischen Prozeduren, wie sie bei den Henkern und Folterknechten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts üblich gewesen sind. Was Döpler, auf den Schönemann verweist, in seinem „Schauplatz derer Leibes- und Lebensstrafen“ über den römischen *equuleus* anführt, beruht auf Konjekturen und ist nicht sicher verbürgt. Stellen in Aristophanes zusammen mit Apostelgeschichte 22, 24 berechtigen zu der Vermutung, daß die peinliche Befragung (*ἡ βάσανος*) oft nur in einer Geißelung bestanden habe. Die Vulgata hat freilich an dieser Stelle, der Tribun habe befohlen, den Paulus *flagellis caedi et torqueri*, im Griechischen aber steht: *μάλιστα ἀνεταζοῦναι αὐτόν*, durch Geißelung zu inquiren.

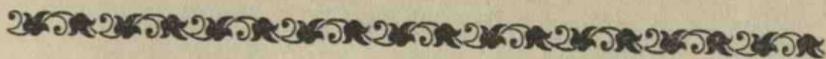
Die Folter mag nun so oft oder so selten, so grausam oder so mäßig angewandt worden sein, wie sie will, eine Barbarei bleibt sie und ein böser Schandfleck auf dem leuchtenden Bilde antiker Bildung und Humanität. Die Barbarei ist um so ärger, als die Zeugnisfolter nicht bloß zur Ermittlung des Thatbestandes bei Kapitalverbrechen, sondern auch bei Privatprozessen angewandt wurde, wo es sich nur um streitige Geldsummen handelte, und als der Herr des gefolterten Sklaven Anspruch auf Schadloshaltung hatte, wenn ihm der Mensch ganz oder teilweise arbeitsunfähig gemacht wurde, sodaß also der Sklave

rein als Sache behandelt wurde. Wenn aber Reitemier die Sache so darstellt, als hätten in Athen und in Rom alle Gerichtsstätten und Häuser unaufhörlich von dem Geheul der Gefolterten wiedergehallt, so übertreibt er in ganz ungeheurer Weise, wahrscheinlich um zu zeigen, wie viel menschlicher doch die Christen seien, die nur ausnahmsweise folterten; ganz abschaffen will nämlich auch er die Folter nicht, die zu seiner Zeit in den meisten christlichen Staaten noch zu Recht bestand. Nicht allein der geschilderte Charakter der Griechen schließt die Zulässigkeit einer solchen Annahme aus und der schon erwähnte Umstand, daß sich keine Abbildungen von Folterszenen finden — Völker, die Wohlgefallen an solchen haben, bilden sie auch ab; man denke an die Assyrer, die Mexikaner und die mittelalterlichen Märtyrer-, Höllen- und Fegefeuerbilder, z. B. die Illustrationen zu Dantes Hölle! —, sondern auch die politische und wirtschaftliche Lage der Griechen und bezeugte gesetzliche Einrichtungen sprechen dagegen. Daß es in Athen zeitweilig aus politischen Gründen verboten war, die Sklaven zu schlagen, ist bereits angeführt worden. Die Spartaner, um noch einen andern Griechenstaat zu erwähnen, stellten in der Schlacht bei Platää 5000 ihrer eignen Leute, 10000 Lakonier und 35000 Heloten; wie wäre das denkbar, wenn diese Heloten daheim unaufhörlichen Mißhandlungen ausgesetzt gewesen wären! Dann aber erfreuten sich die Sklaven in Athen, wie in Rom, gesetzlicher Schutzmittel; sie konnten, wenn sie grausam behandelt wurden, in ein Asyl fliehen und bitten, daß sie an einen andern Herrn verkauft würden; hatte einer die Mittel zum Loskauf, so konnte er durch Erlegung des Kaufpreises die Freilassung erzwingen. Als Asyl für Sklaven in Athen nennt Schömann das städtische Theseum, das Theseum im Piräus, den Altar des Mitleids auf dem Markte, den Altar des Zeus

ἀγορας, die Altäre der Zwölf Götter, den Dianenaltar zu Munchia, den Eumenidenaltar auf dem Areopag „und vielleicht noch einige andre.“ Dem Buche „Die Philosophie und die Lebensauffassung des Griechentums“ von Eleutheropulos (Berlin, Ernst Hofmann u. Komp., 1899) entnehme ich noch folgende zwei für die Lage der athenischen Sklaven bezeichnenden Stellen. Demosthenes sagt in der dritten Philippika, zu Athen sprächen die Fremden und die Sklaven ihre Meinung freimütiger aus, als es in manchen andern Städten die Bürger zu thun wagen dürften. Und in der dem Aristoteles zugeschriebnen Abhandlung über den athenischen Staat wird über die Zuchtlosigkeit der athenischen Sklaven geklagt: „es ist nicht erlaubt, sie zu schlagen; auch weicht dir ein solcher Bursche nicht aus. Sie kleiden sich so schön wie die Bürger, und völlige Redefreiheit (*ισονομίαν*) haben wir den Sklaven den Freien gegenüber eingeräumt.“ *ἰσάγοριε* bedeutet eigentlich Gleichberechtigung im Reden; *ἰσάγοριε* und *ἰσονομίε* waren der Stolz des athenischen Volkes.

Was vom christlichen Standpunkt unbedingt verwerflich und schlechtthin unzulässig ist an der antiken Sklaverei, das ist die juristische Formulierung des Sklavenverhältnisses, wonach der Sklave grundsätzlich nicht als Person, sondern als Sache behandelt wird. Doch sind die Christen, wo es ihr Vorteil gebot und die Zeitumstände gestatteten, auch vor dieser Formulierung nicht zurückgeschreckt, wie die Geschichte des Negerklavenhandels beweist und die der Leibeigenschaft in Holstein, Neuvorpommern und dem Baltenslande.





## Der Römerstaat

**P**olybius hält es für ausgemacht und allgemein anerkannt, daß die Geschichte die beste Lehrmeisterin der Staatsmänner sei; in unsern Tagen liest man oft: nichts sei gewisser, als daß sich aus der Geschichte keine praktischen Verhaltensmaßregeln ableiten ließen, weil keine einmal dagewesene Lage wiederkehre. Wer hat Recht? Vernehmen wir einen alten Praktikus! Wenn ich erwäge, schreibt Machiavelli in der Einleitung zu seinen Discorsi über die ersten zehn Bücher des Livius, „wenn ich erwäge, in welchem Grade das Altertum verehrt wird, wie gar mancher um hohen Preis einen antiken Torso kauft, um ihn immer bei sich zu haben, sein Haus damit zu schmücken, ihn von einem Künstler nachbilden zu lassen, welche Mühe sich dann dieser mit der Nachbildung giebt; wenn ich andrerseits sehe, wie die tugendhaften Handlungen, die in den alten Staaten von Königen, Feldherren, Bürgern, Gesetzgebern und andern Patrioten vollbracht worden sind, mehr bewundert als nachgeahmt, vielmehr geslohen werden, sodaß uns von antiker Tugend keine Spur mehr geblieben ist, so kann ich nicht umhin, mich zu verwundern und gleichzeitig zu betrüben; umsomehr da ich sehe, daß man in Privathändeln und in Krankheiten zu den Richtersprüchen und Heilmitteln seine Zuflucht nimmt, die

die Juristen der Alten gefällt und ihre Ärzte verordnet haben. Bei der Neuordnung von Staatseinrichtungen dagegen, bei der Gesetzgebung, bei der Verwaltung, im Kriegswesen, beim Streben nach Vergrößerung der Staaten nimmt sich kein Fürst noch Staat noch Staatsbürger die Alten zum Muster. Das kommt hauptsächlich daher, daß man die Geschichte nicht gehörig kennt, weil man sie nur oberflächlich liest. Man ergötzt sich an der Fülle und dem Wechsel der Begebenheiten, aber an Nachahmung denkt man nicht; die hält man nicht allein für schwierig, sondern für unmöglich. Als ob sich der Himmel, die Sonne, die Elemente, die Menschennatur gegen früher geändert hätten!" Die Erwähnung der den Alten entlehnten Justiz und Heilkunst wäre ja ganz geeignet, uns die Lust zur Benutzung antiker Vorbilder gründlich auszutreiben, aber der letzte Satz verdient Beachtung. Die Menschennatur ändert sich nicht, und wenn wir Vermutungen darüber anstellen wollen, wie gewisse Lagen und Vorkommnisse auf die Betroffenen wirken werden, so können wir getrost die Geschichte befragen, die uns für alle erdenkbaren Fälle wenn auch nicht gleiche, so doch ähnliche Lagen und Begebenheiten darbietet. Der historische Prozeß mischt die unveränderlichen psychologischen und geographischen Elemente zu immer andern Kombinationen; jene sind das Alte und Beharrliche, diese das immer Neue, das nie vorher dagewesen ist und kein zweitesmal wiederkehrt; in jenem liegt die Möglichkeit einer praktischen Verwertung der Weltgeschichte, dieses warnt vor übereilten Folgerungen und verbietet sklavische Nachahmung.

Unter allen Staaten der Vergangenheit sind es nun die des klassischen Altertums, deren Geschichte man mit Recht immer für höchst lehrreich gehalten hat, weil sie alle erdenkbaren Wandlungen aufweist,

sodaß diese Staaten sozusagen die Paradigmata der politischen Formen- und Abwandelungslehre sind, und weil ihre Träger von echt europäischem Geiste erfüllte Völker, ja die Schöpfer dieses Geistes gewesen sind. Und zwar ist die römische Geschichte als das vollständigere Paradigma die wichtigste, indem sich Rom vom Bauern- und Stadtstaat zum Großreich ausgewachsen hat. In den neuern vortrefflichen Weltgeschichten fehlt es nun zwar nicht an Hinweisungen auf die Gegenwart und an praktischen Winken, aber es dürfte doch auch nicht ganz überflüssig sein, einmal das politisch Lehrreiche aus der römischen Geschichte herauszuheben und in einer vollständigen Übersicht zusammenzustellen. Die nachfolgenden Betrachtungen wollen dieses Große nicht leisten, sondern nur ein bescheidner Versuch sein. Auf streitige Fragen läßt sich der Verfasser, der zu ihrer Schlichtung nicht das Hülfzeug besitzt, nicht ein, sondern nimmt das, was die neuern Darstellungen bieten, als zuverlässige Grundlage. Und diese neuern, aus den Ergebnissen der Kritik aufgebauten Bilder des alten Rom unterscheiden sich nicht so gar sehr von den ältern Darstellungen, die unbefangen den römischen und griechischen Geschichtschreibern folgten. Geht es doch bei der Geschichtsforschung nicht viel anders zu als bei einem Zivilprozeß: die zweite Instanz stößt das Urteil der ersten um, die dritte stellt es wieder her. Der Hauptsache nach sieht die römische Geschichte bei Köfizer und Schmidt\*) (in Spamers Illustrierter Weltgeschichte) nicht viel anders aus als bei Livius. Auch die übel berufenen Reden will ich mich nicht scheuen fleißig zu benutzen. Daß Meturia ihrem Sohne Coriolan nicht auf offnem Felde eine Rede wird ge-

\*) Mit seiner schönen Abhandlung über die neuen römischen Ausgrabungen im vorjährigen 48. Grenzbotenheft scheint Schmidt die Verhandlungen der dritten Instanz einleiten zu wollen.

halten haben, die an Länge mit einer Bebel'schen Reichstagsrede und mit den Predigten der geflohensten Pastoren wetteifert (Dionys von Halikarnaß VIII. Buch, Kap. 48 bis 53), das versteht sich von selbst, aber irgend etwas muß sie doch gesagt oder wenigstens weinend und schluchzend gedacht haben, und das wird nichts andres gewesen sein, als was der redselige Historiker breit ausspinnet. So haben auch die Senatoren nicht schweigend beisammengesessen und die Tribunen und Demagogen in den Volksversammlungen keine stummen Figuren gespielt; und hat Valerius nicht gesagt, was ihn Dionys sagen läßt, so ist's vielleicht Horatius gewesen, und ist's nicht gerade im Jahre 492 vor Christus gesagt worden, so doch vielleicht hundert Jahre später einmal. Wenn Livius und Dionysius nicht wenigstens den Hauptinhalt dieser Reden in der mündlichen oder schriftlichen Überlieferung vorgefunden, sondern sie geradezu erdichtet hätten, dann müßte man sie als Dichter vom Range Shakespeares preisen, denn diese Reden entsprechen nicht allein auf das genaueste der jedesmaligen Lage, sondern stellen uns diese Lage und die handelnden Personen leibhaftig vor Augen. Die Divinationsgabe dieser Autoren wäre um so mehr zu bewundern, da zu ihren Lebzeiten die Klassenkämpfe längst vorüber waren; ihnen mußte es weit schwerer fallen, solche Kämpfe zu verstehen, als uns heutigen, die wir welche erleben.

## 1. Religion

Wenn Paulus früher nach Rom gekommen wäre als nach Athen, so würde er nicht die Athener, sondern die Römer die gottesfürchtigsten — oder abergläubischsten — aller Menschen genannt haben. Die Religion der Römer war, wie jede ursprüngliche Religion, Naturreligion, d. h. man ehrte die Gottheit

in ihren physikalischen Rundgebungen. Von der griechischen unterschied sie sich dadurch, daß die Römer, denen die lebhafteste Phantasie und der Schönheitsdurst der Griechen abging, ihre Götter nicht zu lebenswahren und lebenswarmen Menschengestalten fortbildeten, von denen man Geschichten erzählen, denen man Abenteuer andichten, die man durch Liebschaften, Heiraten und Kinderzeugung untereinander und mit den sterblichen Menschen verwandtschaftlich verknüpfen konnte: sie hatten keine Mythologie, sie hatten von Haus aus auch keine Götterbilder. Döllinger schreibt in seinem 1851 erschienenen Werke „Heidentum und Judentum“ S. 469, die römische Religion biete zwei sich auf den ersten Blick völlig widersprechende Eigentümlichkeiten dar, indem ein monotheistischer Zug durch sie gehe, während ihr polytheistischer Trieb eine größere Menge von Göttern hervorgebracht habe als die Religion irgend eines andern Volks. Fünfzehn Jahre später, wo sein polemischer Geist die Aufmerksamkeit von den Gebrechen des Heidentums und der Reformatoren ab auf die des Papsttums und der romanischen Katholiken gewandt hatte, würde er wohl diesen Satz auch mit der Einschränkung „auf den ersten Blick“ nicht mehr geschrieben haben. Die Katholiken sind allezeit, so lebhaft sie dagegen protestieren mögen, Monotheisten und Polytheisten zugleich gewesen. Aber auch die Protestanten, die natürlich noch lebhafter protestieren werden, sind wenigstens theoretisch beides. In der Realencyklopädie von Herzog und Blitt steht zu lesen: Die Engellehre „ist ein integrierender Teil der Lehre vom Reiche Gottes. . . . Insofern, wohl aber auch nur insofern es sich um das Reich Gottes handelt, beherrschen sie auch (als Völkerengel) die Völkergeschichte, insonderheit die Stellung der für das Reich Gottes freundlichen und feindlichen Potenzen.“ Der Unterschied zwischen christlichen Engeln und heidnischen

Göttern mag so groß sein, wie er will, wesentlich ist er nicht; in beiden Fällen haben wir übermenschliche Zwischenwesen, durch die das Urwesen auf unsre sichtbare Erdenwelt einwirkt. Der Verfasser des Artikels „Engel“ in der Encyclopädie fügt freilich vorsichtig hinzu: „Mit alledem sind sie für uns Gegenstände heiliger Scheu, niemals aber Gegenstände der Verehrung und Anbetung.“ Das protestantische Volk ist heute viel zu sehr von irdischen Sorgen eingenommen, als daß es sich über das Jenseits den Kopf zu zerbrechen oder seine Phantasie mit der Vorstellung von Engeln und Teufeln zu beschäftigen Zeit hätte. Aber wenn es mit der Urkraft des Volksgemüths an Engel glaubte, würde es sich durch kein kirchliches Verbot abhalten lassen, so mächtige, völkerbeherrschende Wesen zu verehren, um sie sich freundlich zu stimmen. Eben während ich dieses schreibe, lese ich im 10. Heft der Grenzboten von 1899, daß sich Bismarck die Gottheit dualistisch, und daß er sich Zwischenwesen zwischen Gott und Menschenwelt, Planetengeister, gedacht hat. Auch die streng monotheistischen Juden und Mohammedaner können die Engel, die Heiligen und sinnlich wahrnehmbare Erscheinungen Gottes nicht entbehren.\*) Wo immer den Christen zugemutet wird, ihre Verehrung auf den Unsichtbaren, Unfaßbaren, Unvor-

---

\*) Die Juden wurden zur Strafe für ihre unaufrichtbaren polytheistischen Geliüste in die Gefangenschaft geschickt, die Nachkommen des gebessert zurückgekehrten kleinen Theils aber fielen unter den Seleuciden in hellen Haufen dem verlockenden Götterdienste der Griechen zu. Nur der glühende und gewaltthätige Fanatismus der Makkabäer und später der Pharisäerpartei war imstande, den Monotheismus als Volksreligion aufrecht zu erhalten. Bei den heutigen Juden ist dieser möglich, weil sie ganz und gar im Diesseits, im Weltlichen aufgehen, sodaß ihrem Kultus eigentlich der echt religiöse Inhalt fehlt. Die Mohammedaner brauchen nicht mehr als einen Gott zu verehren, weil dieser eine ihrer wollüstigen Phantasie einen ganzen Himmel voll überirdischer Wesen zu genießen giebt.

stellbaren zu beschränken, wo ihnen nicht wenigstens die menschliche Person Jesu als Gegenstand der Verehrung gelassen wird, da sinkt die religiöse Temperatur auf einen Grad herab, bei dem sie keinen Antrieb zur Teilnahme am Kultus mehr enthält. Was diesen dann hier und da noch aufrecht erhält ist Gewohnheit, bäuerlich-konservatives Hängen an alter Sitte, wofern nicht, wie bei den amerikanischen Sekten, allerlei Sonderbarkeiten locken, oder wie in England einerseits eine katholisierende Form des Gottesdienstes, andererseits Opposition gegen die Staatskirche und Verschmelzung der Religion mit sozialen Bestrebungen das Kirchenwesen lebendig erhält. Die Fähigkeit, sich ohne Einbuße an religiöser Wärme auf den einen Gott streng beschränken zu können, ist immer nur wenigen Ausnahmemenschen, den echten Mystikern, eigen gewesen. Die Philosophie endlich zwingt dazu, aus der Idee Gottes alles zu entfernen, was der Phantasie und dem Verstande einen Inhalt darzubieten geeignet wäre, sodaß unter allen großen deutschen Philosophen der letzten 150 Jahre nur einer an der Persönlichkeit — nicht Dreipersönlichkeit — Gottes festzuhalten vermocht hat. Den übrigen löst sich Gott in das Weltwesen auf, das nur in seinen einzelnen Teilen und Erscheinungen wirkliches Dasein erlangt.\*) Damit sind

\*) Was die Theologen anlangt, so erklärt z. B. Konrad Rudolf im ersten vorjährigen Heft der Preussischen Jahrbücher: „Ich halte die überlieferte Gottesidee, so wie sie wenigstens noch von einem erheblichen Teil der Theologen und vor allem der religiös interessierten Laien festgehalten wird, für anthropomorph bis in ihre Grundlagen.“ Nur indem man sich Gott als einen herrschsüchtigen Menschen vorstelle, der andre zwingen wolle, seine Meinung anzunehmen, könne man auf den Gedanken kommen, Gott mache den Glauben zur Bedingung der Seligkeit. Als Gott könne nur ein Wesen gedacht werden, das „alles Liebenswerte mit der gleichen verständnisvollen thatkräftigen Liebe umfaßt und fördert, alles nicht Liebenswerte, d. h. alles irgend einem Teil der Welt nachteilige, ebenso thatkräftig bekämpft und aus dem Weltganzen ausschheidet.“ Julius Raftan entgegnet ihm.

wir wieder beim Polytheismus angelangt, nur daß den Naturerscheinungen, deren gesetzmäßigen Verlauf man heute kennt, keine Verehrung mehr dargebracht wird. Verehrt wird nur die höchste bekannte Verwirklichung des Urwesens, der Mensch, und zwar natürlich der bedeutende, der große Mensch; diesem setzt man Standbilder, diesem singt man Hymnen, diesem feiert man Feste. Damit sind wir auf einem weiten Umweg zum frühesten Stadium der griechischen und zum spätesten der römischen Religion, zur Vermenschlichung der Götter und zur Vergöttlichung der Menschen, zur Apotheose, zurückgelangt. In allen diesen Wandlungen erweist jedoch das Christentum der nachrömischen Menschheit den Dienst, daß es davor behütet, den einen Gott über seinen mannigfachen Offenbarungen ganz zu vergessen, und daß es die Betrachtung und Verehrung der Geschöpfe nicht so leicht in groben Aberglauben ausarten läßt; um diesen zweiten Dienst wirksam leisten zu können, hat der Christenglaube allerdings der Beihilfe der modernen Naturwissenschaften bedurft. Aus dieser Betrachtung ergiebt sich, daß Monotheismus und Polytheismus einander nicht widersprechen, sondern aufeinander angewiesen sind. Ein Polytheismus, dem jede Erinnerung an den einen Gott entschwunden ist, kann nicht mehr Religion, sondern nur Aberglaube genannt werden; ein Monotheismus, der auf das polytheistische Element, d. h. auf die Einbeziehung der Geschöpfe in den Kultus (der Leib Jesu ist doch wohl auch ein Geschöpf) ganz verzichtet, verliert auf die Dauer die Lebenswärme und die Fähigkeit, einen vollstümlichen Kultus zu erzeugen oder im Gange zu erhalten.

Augustinus hat der Thatfache, daß die römischen Götter eigentlich nur Äußerungen, Erscheinungen oder Kräfte des einen verborgnen Gottes sind, das erste Kapitel des vierten Buches seines Werkes *De Civitate*

Dei gewidmet. Wenn Jupiter, schreibt er da, die Seele dieser Körperwelt ist, die diese aus den vier Elementen aufgebaut hat, wenn er es ist, der sie erfüllt und bewegt; wenn er einzelne Teile dieser Welt gewissermaßen von sich absondert und zu seinen Brüdern und Schwestern macht, wenn er als Äther die unter ihm ausgegossene Luft als Juno umfängt, wenn er dann wieder Himmel ist, Äther und Luft zusammen, und die Erde als die von ihm umfangne Gattin aufgefaßt wird, wenn er im Meere Neptun, in der Tiefe des Meeres Salacia, im Innern der Erde Pluto und Proserpina, im Feuer des häuslichen Herdes Vesta, in der Schmiedeeise Vulkanus, droben am Himmel Sonne, Mond und Sterne, in den Weissagenden Apoll, in der Kaufmannsware Merkur, im Janus der Beginner, im Terminus der Begrenzende oder Bollender, Saturn in der Zeit, Mars und Bellona im Kriege, Liber in den Weinstöcken, Ceres im Getreide, Diana in den Wäldern, Minerva in den Geistesanlagen ist, wenn er auch im Götterpöbel noch steckt, wenn er es ist, der dem Kindlein als Göttin Ops zur Geburt verhilft, der ihm als Gott Vaticanus den Mund zum ersten Schrei öffnet, der es als Göttin Levana mit dem Vaterarm aufhebt, der es als Cunina in der Wiege schützt und ihm später als Fortuna Barbata den Bart wachsen läßt (es folgt noch eine ganze Vitanei, die ich auslasse); mögen diese unzähligen Götter nun als Teile oder als Kräfte des einen Gottes aufgefaßt werden, wenn sie im Grunde genommen nur ein Gott sind, was würden die Heiden verlieren, wenn sie's klugerweise kurz machten und nur diesen einen Gott verehrten? Ob Augustinus, wenn er heute lebte, diese Frage wohl auch an die christlichen Neapolitaner richten würde? Ganz so arg wie ihre heidnischen Vorfahren treiben die es nun freilich noch nicht. Denn das ist die eine der hervorstechendsten Eigentümlich-

keiten der römischen Religion, daß derselbe Rationalismus, der ihr den Gedanken an den einen Gott lebendig erhielt, zugleich auch die Zahl der Götter ins grenzenlose vervielfältigte. Der Römer oder richtiger gesagt der Italiker war nüchterner Verstandesmensch und machte nicht aus der Sonne einen schönen jungen Mann, der seinen Wagen über den Himmel führt, sondern die Sonne blieb ihm die Sonne, ein wunderbares, mächtiges, wohlthätiges Wesen; ebenso das Herdfeuer, die nahrungspriepende Erde, der wachstumsfördernde Regen. Daß alle Naturerscheinungen und Naturkräfte miteinander in Verbindung stehen und durch eine gesetzgebende Macht zum harmonischen Ineinanderwirken gezwungen werden, konnte seinem scharfen Verstande nicht entgehen; dieser ahnte also den einen Gott, der in allen Geschöpfen wirkt; und an diese Ahnung konnten dann später die Philosophen anknüpfen. Und da die Naturerscheinungen ineinander fließen, so flossen den Italikern auch die Götter ineinander, wobei nicht, wie bei den Griechen, eine Mythologie, Poesie und Plastik im Wege stand, die jedem Gott seine anschauliche, ihn von den Brüdern unterscheidende Gestalt und seinen umgrenzten Wirkungskreis verliehen hätte. Ein und dieselbe Wirkung konnte ganz ebensogut von Jupiter wie von Juno oder Fortuna erwartet werden. Aber eben weil nicht die Phantasie anschauliche Göttergestalten schuf, sondern der Verstand die in der Natur und im Menschenleben vorkommenden Erscheinungen zusammensuchte und jede auf eine göttliche Einwirkung zurückführte, war damit der Weg zu einer schlecht hin grenzenlosen Götterproduktion oder vielmehr Fabrikation gegeben. Wenn eine Stimme ruft: Die Gallier kommen, so wird diese Stimme nicht, wie bei den Griechen geschehen sein würde, einem der schon bekannten hilfreichen Götter zugeschrieben, sondern sofort ein eigener Gott: *Mars*

Locutius, gemacht, dem man an der Stelle, wo der Ruf vernommen worden ist, eine Kapelle baut. Man war so fromm, daß man bei keiner Bewegung eines Gliedes, bei keiner Benutzung eines Werkzeuges, bei keinem Stadium des Wachstums einer Pflanze die Mitwirkung und den Beistand der Gottheit auszuschießen oder fortzudenken wagte, und indem man nun für jede solche Mitwirkung einen besondern Gott annahm, schuf man sich jenen abgeschmackten Götterpöbel mit den lächerlichen und zum Teil anstößigen Namen, der dem klügsten Volke der Welt den Vorwurf zugezogen hat, die albernste Religion ausgetiftelt zu haben. Dies ist die Seite der Sache, an der Augustinus vorzugsweise sein Mütchen kühlt. Wohnt nicht dort, wo die Tugend ist, auch die Treue, spottet er in dem mit dem zwanzigsten Kapitel des vierten Buches beginnenden Abschnitte; wozu baut man also neben dem Tempel der Virtus auch noch der Fides einen Altar? Erkennt man, daß Tugend und Glück Geschenke Jupiters sind, warum betet man nicht ausschließlich zu Jupiter um diese Gaben? Will man aber die Virtus und die Felicitas durchaus zu Göttinnen machen, so sollte man sich doch wenigstens mit diesen beiden begnügen; was kann denn ein vernünftiger Mensch, der die Tugend und das Glück hat, außerdem noch wünschen und brauchen? Tugendhaft und glücklich kann man doch wohl nicht ohne Geist sein, was braucht man denn noch besonders von Minerva zu erbitten? Und an der ist's noch nicht genug; es muß noch der Gott Catius dazukommen, der die Leute geiseit macht. Wenn eine Gebärende Glück hat, so geht doch wohl alles gut von statten; aber nein, die Felicitas genügt nicht, außer ihr muß die Lucina helfen. Wer Glück hat, sollte man meinen, der müsse auch Geld haben. Fehlgeschossen! Das bringt erst die Göttin Pecunia, oder vielmehr sie bringt es nicht,

sondern das Kupfer besorgt der Aesculanus und das Silber sein Sohn Argentinus. Den Argentinus, bemerkt Augustin treffend, haben sie wohl darum zu des Aesculanus Sohne gemacht, weil das Kupfergeld früher im Gebrauch gewesen ist als das Silbergeld; warum haben sie aber nun nicht dem Argentinus noch einen Sohn Aurinus gegeben, da wir doch heute auch Goldmünzen haben? An einer andern Stelle bemerkt er, Jupiter selbst werde Pecunia genannt, weil ja dem Gelde alles gehöre. Hätte man ihn Reichtum genannt, so würde sich das hören lassen, denn der Inbegriff alles Reichtums sei Gott allerdings, wie auch jeder gute Mensch reich sei, während man den Geldbesitzer, der arm an wahren Gütern sei und von der Begierde nach mehr Geld verzehrt werde, arm nennen müsse.

„Was für eine Theologie, ruft er aus, die dem höchsten Gott den Namen des Dinges beilegt, das noch nie ein weiser Mann begehrt hat!“ Na na! Und im neunten Kapitel des sechsten Buches macht er sich darüber lustig, daß zur Nahrungsaufnahme zwei Göttinnen erforderlich seien, die Eß- und die Trinkgöttin, daß man zum Gebrauche der Art die Intercedona, zu dem des Mörsers den Bilumnus, zu dem des Besens die Deverra nötig habe. Dann kommt er auf die Ehe und führt an, daß zur Verbindung von Mann und Weib der Jugatinus, zur Einführung der Neuvermählten ins Haus des Mannes der Domiducus, zur Konstatierung der Thatsache, daß sie drin ist, der Domitius notwendig sei, und daß dann noch die Göttin Manturna dafür Sorge müsse, daß sie auch drin bleibe. Das möge hingehn. Aber noch mehr? *Parcatur humanae verecundiae: peragat cetera concupiscentia carnis et sanguinis procurato secreto pudoris. Quid impletur cubiculum turba numinum, quando et paranymphe inde discedunt?* Was ihn aber nicht abhält, die sämtlichen Götter und Göttinnen, die hier

in Thätigkeit treten, und ihre Berrichtungen zu nennen und den Mann zu verspotten, der doch eine recht klägliche Figur mache unter diesem Schwarm von Göttern und Göttinnen, die sein Amt verrichteten. An einer andern Stelle zählt er die Götter auf, die alle notwendig sind, damit eine Kornähre zustande komme; es sind ihrer eine ganze Menge. Der eifernde Kirchenvater hat eben den Sinn des Polytheismus nicht verstanden. Während der griechische Götterhimmel die idealisierte Menschheit ist, personifiziert der Römer nicht bloß alle Naturvorgänge, sondern auch alle menschlichen Berrichtungen, um seinen Glauben auszudrücken, daß weder die Natur irgend etwas schaffen noch der Mensch irgend etwas thun könne ohne den Gott, der alles in allem wirkt. Es ist die Lehre Christi und Pauli in einer recht groben und abgeschmackten Hülle.

Nun hatte aber — das macht die Sache noch verwickelter — jede solche Gottheit nicht etwa fürs ganze Weltall ihren Dienst zu verrichten, sondern jede Stadtgemeinde besaß ihre eignen Gottheiten. Wurde eine fremde Stadt bekriegt, so mußten deren Götter gebeten werden, es nicht übelzunehmen; war sie erstürmt, so hat man die Götter, ihre alte Stätte zu verlassen und nach Rom überzusiedeln. Allerdings gilt das nicht vom „Götterpöbel,“ sondern nur von den größern Göttern. Besonders feierlich ist es nach des Livius Bericht (5, 20 ff.) bei der Einnahme von Veji zugegangen. Als der Fall der Stadt unmittelbar bevorstand, schrieb Camillus, dessen tiefe Frömmigkeit sich in allen entscheidenden Wendungen seiner politischen und Feldherrnlaufbahn äußerte, an den Senat: Durch die Güte der unsterblichen Götter, durch seinen Kriegsplan und die Ausdauer der Soldaten sei Veji nun endlich in die Gewalt des römischen Volkes gebracht. Vorm letzten Sturme betete

er nach angestellten Auspizien vor dem versammelten Kriegsvolk: „Unter deiner Führung, o pythischer Apollo [die heimischen Götter genügten dieser unerfättlichen Frömmigkeit schon nicht mehr], und von deinem Geiste getrieben (tuoque numine instinctus) schreite ich zur Zerstörung der Stadt Veji; dir gelobe ich den zehnten Teil der Beute. Zugleich auch bitte ich dich, Königin Juno, die du Veji bewohnst, daß du uns Siegern in unsre Stadt folgest, die in Zukunft die deine sein wird; ein deiner Größe würdiger Tempel wird dich dort aufnehmen.“ Nachdem der Diktator in der eingenommenen Stadt dem Gemetzel Einhalt gethan hatte, erhob er die Hände zum Himmel und betete: wenn sein Glück und das des römischen Volkes einem der Götter oder Menschen zu groß scheint, so möge es dem römischen Volke vergönnt sein, diesen Neid mit einem möglichst geringen, öffentlichen und Privatunglück zu besänftigen. Nach Beschaffung der materiellen Schätze begann man dann die Götter „nicht nach Räuberart, sondern nach Art Verehrender“ überzuführen. Die Jünglinge, die zur Überführung der Königin Juno auserlesen wurden, mußten ihren Leib durch ein Bad reinigen und weiße Gewänder anziehen. Dann betraten sie ehrfurchtsvoll den Tempel und legten mit heiliger Scheu Hand an das Bild der Göttin, das sonst nur Priester aus einem bestimmten Geschlechte hatten berühren dürfen. Einer von ihnen, „sei es auf göttlichen Antrieb oder aus jugendlichem Mutwillen,“ fragte: „Willst du nach Rom gehn, Juno?“ Die übrigen riefen: die Göttin habe genickt, und später entstand die Sage, sie habe sogar: Ich will! gerufen. Jedenfalls ließ sie sich leicht von ihrem Sitze heben und forttragen. Unbeschädigt wurde sie auf den Aventinus, „ihren ewigen Sitz“ gebracht, wo ihr Camillus den Tempel baute, den er gelobt hatte. Die Zeit des bildlosen Kultus war

damals schon vorüber. Aber nicht bloß jede Stadt hatte ihre eignen Götter, sondern auch jede der Sondergemeinden auf den Tiberhügeln, die nach und nach zu einer Gemeinde verschmolzen, und die Plebs hatte keinen Teil an den Göttern der alten Geschlechter. Als die drei Gemeinden der Ramnes, Tities und Luceres auf dem tarpejischen Felsen ein gemeinsames Heiligtum zu errichten beschloßen, mußten die dort residierenden sabiniſchen Götter „evociert,“ d. h. durch Opfer und durch die Verheißung andrer Tempel weggelockt werden. Bei dreien gelang das nicht: Terminus (ein Stein), Juventas und Mars wollten nicht weichen; sie mußten in den Umkreis des neuen Tempels eingeschlossen werden. Von dessen drei Zellen wurde die mittelfte dem kapitoliniſchen Jupiter eingeräumt, während in den andern beiden Juno und Minerva Platz nahmen. In diesem Tempel wurden auch die sieben großen Reliquien des römischen Volkes aufbewahrt: ein ionischer Stein,\*) der thönerne Jupiterwagen aus Beji, die Asche des Drestes, das Szepter des Priamus, der Schleier der Helena und die zwei vom Himmel gefallnen Gegenstände: ein Schild (ancile)\*\*) und ein Bild der Pallas (Palladium, Döllinger 472—474). Die Zeichen, mit denen die Götter in solchen Fällen ihre Zustimmung gaben und auch sonst ihr Wohlgefallen oder Mißfallen an irgend etwas ausdrückten, waren dieselben, die der einfältige Glaube an katholischen Heiligenbildern wahrnimmt: Nicken, Bewegung der Augen, Weinen, Schwitzen; zuweilen wurden Stimmen gehört.

Die erste der beiden Haupteigenheiten der römischen Religion, ihr Rationalismus, ermöglichte oder

\*) Vermutlich der Gott Terminus und zugleich „Jupiter der Stein.“

\*\*) Die Geschichte des vom Himmel gefallnen Schildes erzählt Plutarch im dreizehnten Kapitel seines Numa.

begünstigte wenigstens die zweite, daß sie ganz politisch war. Indem die Religion weiter nichts war als die Auffassung des Natur- und Menschenlebens von seiner göttlichen Seite her, die Betrachtung der Veränderungen und Wirkungen abgesehen von ihrem menschlichen Träger und Vermittler, mußte diese Religion das gesamte Leben ohne Rest umfassen und durchdringen; sie war keine Sonntagsreligion, keine Angelegenheit müßiger Beschauung in Ruhestunden oder an Ruhetagen. Und das Leben des Römers war durchaus politisch. Nur darf man bei dem Worte politisch nicht an unsre heutige Politik denken. Wie die heutige Religion nur für die Theologen Lebensinhalt, für die übrigen Menschen eine Feiertagsangelegenheit und für die, die keine Kirche mehr besuchen, gar nicht mehr oder nur als Gegenstand unfruchtbarer Spekulationen und noch unfruchtbarern Zankes vorhanden ist, so ist heute auch die Politik eine Angelegenheit für die Männer vom Fach, für die übrigen nur als Zeitvertreib beim Zeitungslesen und auf der Bierbank vorhanden und sonst nur, soweit ein Standesinteresse in Frage kommt, durch dessen Vertretung man sich gewöhnlich mit dem Gesamtinteresse in Widerspruch setzt, sodaß diese Art von Politik vielmehr Antipolitik heißen müßte. Die antike Polis, und das gilt ganz besonders von der römischen, war die Gesamtheit der Hausväter eines kleinen umgrenzten Bezirks, eine große Familie, wie sie denn auch aus der erweiterten Familie, der gens herausgewachsen war, indem sich die ursprüngliche gens in mehrere gentes verzweigte. Jedes Haus war ein Heiligtum, das *Vesta*, die Göttin der Herdflamme, behütete, mit all den übrigen Göttern, die man anrief, deren tägliche und immerwährende Hilfe man zu jeder Verrichtung brauchte, die alle bösen Dämonen von der Schwelle abwehrten; hier walteten der Haus-

vater als Priester und die Mutter als Priesterin. Wie das Haus durch seine Gründung, so wurde der Stadtbezirk ein heiliger, geweihter Ort, ein templum,\*) durch die Furche, die man bei der Gründung mit dem Pfluge zog; durch diese Umgrenzung waren die Götter, die man anrief, an den Ort gebannt. In Rom zunächst Jupiter, Quirinus und Mars, die Götter der drei verbündeten Gemeinden, denen ihre Stätten auf dem Kapitol, auf dem Quirinal und in der dazwischenliegenden Ebene angewiesen wurden, während „der Gottheit des römischen Herdes, der Vesta, wie billig unmittelbar neben oder vielmehr in dem Hause des Königs am Palatin die Stätte bereitet ward, an die die Vorratskammer (penates) sich angeschlossen. Sechs keusche Jungfrauen unterhielten, gleichsam als die Haustöchter des römischen Volkes, das heilsame Feuer des gemeinen Herdes“ (Mommsen). In einer solchen Gemeinde konnte von einer scharfen Scheidung zwischen privaten und Gemeindeangelegenheiten keine Rede sein. Die Bürger hatten ihre gemeinsame Viehweide, und keine Ackerhufe besaß ein jeder durch Gemeindebeschluß. Keiner konnte ein Weib nehmen als nach den von den Vätern bestimmten Satzungen, keiner in und außer dem Hause anders leben als nach der gemeinsamen Sitte, keines Leben, Familie und Habe war vor feindlichen Überfällen sicher, wenn ihn nicht die ganze Gemeinde schützte, und jeder wirkte mit, wo es galt, die alten Einrichtungen aufrecht zu erhalten, oder wo der Wandel

---

\*) Templum hieß zunächst der Bezirk, den der Augur oder Staatsbeamte von seinem Standpunkte (tabernaculum) aus mit dem lituus, einem Krummstabe, am Himmel und auf der Erde abgegrenzt hatte; nur was sich innerhalb dieses Bezirks ereignete, wurde als Augurium anerkannt. Selbstverständlich wurde am allerwenigsten die wichtigste aller Unternehmungen, eine Stadtgründung, ohne Augurium vorgenommen.

der Zeiten neue Einrichtungen und Gesetze forderte. Und indem nun eben nichts von dem allen ohne die Götter geschehen konnte, waren diese politische Götter. Daher mußte der Gottesdienst eine politische, d. h. eine Gemeindeangelegenheit sein. Der König, der Hausvater der Gemeinde, war auch ihr oberster Priester, und als die Königswürde abgeschafft wurde, mußte man einen besondern Opfertönig einsetzen. Die zahlreichen, in verschiedene Kollegien und Bruderschaften geordneten Priester, die der Dienst so vieler Götter forderte, waren Staatsbeamte, neben denen jedoch das private Priestertum der Hausväter und gewisse Geschlechterkulte wie die der Fabier, der Kornelier, der Julier fortbauerten. Die Priester wurden gleich den übrigen Beamten gewählt, und ihre Verrichtungen und die der übrigen Religionsdiener standen in engster Wechselwirkung mit den Funktionen der Staatsbeamten und Volksversammlungen, indem einerseits keine politische Handlung ohne religiöse Handlungen vorgenommen werden konnte, andererseits die Religionsdiener in politische Handlungen fördernd oder hindernd eingreifen und außerdem Opfer, Umzüge, Feste, Spiele zur Sühne oder auf besondere göttliche Anordnung vorschreiben konnten.

Das gilt besonders von den Augurn und Haruspices. Die Augurn, die den Willen der Gottheit aus Himmelszeichen, besonders aus dem Vogelfluge zu erkennen verstanden, wurden nicht gewählt, sondern ihr aus vier oder fünf unabsehbaren Mitgliedern bestehendes Kollegium ergänzte sich durch Kooptation. Ihr Einspruch unterbrach jede Staatshandlung; von ihrer Erlaubnis hing es ab, ob eine Volksversammlung stattfinden könne; sie konnten sogar den Konsul nötigen, sein Amt niederzulegen. „Zwar wurden einzelne Auspizien noch immer von den Staats-

beamten ohne Zuziehung eines Augurs angestellt und beurteilt, z. B. bei Ernennung eines Diktators oder im Felde; zwar war auch bei den vom Augur vorgenommenen Auspizien der Staatsbeamte der Befehlende, der Augur der Vollstreckende; aber wenn die Magistrate einmal einen Augur beigezogen hatten, dann mußten sie auch seiner Munziation oder Obmunziation gehorchen. Es fand also zwischen den Magistraten und den Augurn eine wechselseitige Abhängigkeit statt“ (Döllinger). Die Haruspices, die nicht aus den römischen Männern gewählt sondern immer wieder von neuem aus Etrurien bezogen wurden, wo ihre Kunst einheimisch war, hatten zunächst die Opferschau vorzunehmen, d. h. nach Beschauung der Eingeweide zu erklären, ob die Götter dem Unternehmen günstig seien. Indes machte man dieses nicht etwa vom Ausfall der Schau abhängig; was man beschlossen hatte, das führte man auch aus; entweder wurde mehreren Göttern geopfert, und waren die einen abgeneigt, so erwiesen sich die andern dafür wohlwollend, oder man „litierte,“ d. h. opferte zur Erlangung günstiger Vorzeichen so lange, bis sich der Gott erweichen ließ und das Gewünschte spendete. Die Haruspicien hatten also nur den Zweck den, Feldherrn wie die Soldaten — die Unternehmungen der Römer waren ja zumeist kriegerischer Art — des Beistands der Götter zu versichern und ihnen dadurch Zuversicht einzuslößen.\*) Bequemer war die Deutung des Götterwillens aus dem Fressen der heiligen Hühner, wozu der Feldherr weder der Augurn noch der Haruspices bedurfte. Diesen lag es außerdem

---

\*) Das Volk benahm sich zuweilen den Göttern gegenüber so, wie heute noch der gemeine Mann in Italien, der seine Heiligen prügelt; mühte in schlimmen Zeiten alles Beten und Opfern nichts, so ward man zornig, warf die Tempel mit Steinen, riß die Altäre ein und warf die Hausgötter zum Hause hinaus.

noch ob, die Prodigien zu deuten, die eine ungeheuer wichtige Rolle spielten. Man kann im Livius nicht fünfzig Seiten lesen, ohne auf einen Bericht über solche zu stoßen. Zunächst gehören die Sonnen- und Mondfinsternisse und die Sternschnuppen dazu; dann aber auch die Mißgeburten von Menschen und Tieren, endlich alle die Wunder, die der Aberglaube bei allen Völkern zu erleben pflegt: es regnet Steine, die Götterbilder weinen oder schwitzen, in den Bächen fließt Blut, Mäuse fressen irgend ein Heiligtum an oder auf, Ochsen reden oder steigen aufs Dach, Hennen verwandeln sich in Hähne. Manches davon kommt ja nicht bloß in der Einbildung von Abergläubischen, sondern wirklich vor, aber es wird eben abergläubisch gedeutet, so wurde, wenn der Blitz in ein öffentliches Gebäude oder gar in einen Tempel schlug, das immer als ein ganz besonders furchtbares Götterzeichen aufgefaßt. Im 13. Kapitel des 43. Buches rechtfertigt es Livius, daß er diese Sachen so gewissenhaft verzeichnet hat. Ich weiß recht wohl, schreibt er, „daß der heutige Leichtsinn [so darf man hier negligentia wohl übersetzen] an Götterzeichen nicht mehr glaubt, und daß man daher amtlich keine mehr verkündigt noch aufzeichnet. Mir aber ist beim Berichten alter Dinge auch die Seele altertümlich geworden, und religiöse Scheu hält mich ab, Dinge, die von den klügsten Männern für bedeutungsvoll gehalten worden sind, der Aufnahme in meine Annalen unwürdig zu erachten.“ Der Unglaube herrschte zu Livius Zeit nur bei den Gebildeten, der Böbel ist niemals abergläubischer und leichtgläubiger gewesen als in der Kaiserzeit. Und auch die Gebildeten waren ihrer Sache keineswegs gewiß; Vorkommnisse wie die zahlreichen ungünstigen Vorbedeutungen vor Cäsars Ermordung befestigten in manchem Zweifelnden den alten Götterglauben wieder. Die Versuchung, den Götterdienst

im schlechten Sinne politisch zu machen, d. h. sich die Auspizien, Eingeweidezeichen und Wunderzeichen zu verschaffen, die man für den Staatszweck oder wohl auch für einen Parteizweck gerade brauchte, lag so nahe, daß die Römer Engel gewesen sein müßten, wenn sie ihr nicht unterlegen wären. Man darf aber dabei, wenigstens in der ältern Zeit, nicht sofort an bewußten Betrug denken. In naiven Zeiten halten sich kräftige Naturen aufrichtig bei jedem wichtigen Entschlusse für Werkzeuge der Gottheit und glauben daher auch die Zeichen in ihrem Sinne deuten oder für Herbeischaffung günstiger Zeichen sorgen zu dürfen. So haben die mittelalterlichen Kloster- und Bistumsgründer bei der Plagwahl gewöhnlich das richtige getroffen und eine wirkliche Kulturthat vollbracht, wenn sie sich durch allerlei von Gott erbetne Zeichen bestimmen ließen, die nichts waren als die zur Beruhigung und zur Förderung des Werks beim Volke erwünschte Bestätigung dessen, was sie verständige Überlegung oder ein genialer Instinkt hatte wählen lassen. Von frecher Verhöhnung des Heiligen war man weit entfernt. Über den Frevel des Claudius Pulcher, der die heiligen Hühner mit dem bekannten Ausspruche hatte ins Meer werfen lassen, mag man aufrichtig erschrocken gewesen sein, und die furchtbare Niederlage, die er bei Drepanum erlitt, wird als gerechte Strafe gegolten haben. Livius berichtet über Wunderzeichen, die der Wahl des Flaminius zum Consul im Jahre 218 v. Chr. vorhergingen, über die Opfer, Reinigungen und Weihgeschenke, mit denen man den augenscheinlichen Zorn der Götter zu besänftigen suchte, und bemerkt dann, wo er zur Schlacht am Trasimenischen See kommt, der Consul sei ungestümen Gemüthes gewesen, ohne Ehrfurcht vor der Majestät der Gesetze und der Väter, und habe nicht einmal die Götter gefürchtet; man habe daher schon voraus-

sehen können, daß er in wilder Überstürzung handeln werde. Wenn wir der neuern Darstellung glauben dürfen, wonach dies patrizische Verleumdung des volkfreundlichen Mannes sei, der mit genialer Kühnheit das einzige gethan habe, was in jenem Augenblicke die Sache Roms möglicherweise noch retten konnte, so haben wir hier den ersten geschichtlich beglaubigten Fall, wo der redende Säugling, der Dohse auf dem Dache, der schwarze Vogel auf dem Kissen der Juno, der Steinregen und der Wolf, der der Schildwache das Schwert aus der Scheide zieht, im Interesse einer Partei besorgt worden sind; Polybius hat der „patrizischen Verleumdung“ ebenfalls geglaubt und nennt den Flaminius einen Mann, der zwar in demagogischen Künften geübt, seiner Feldherrnaufgabe aber nicht gewachsen und durch übermäßiges Selbstvertrauen irre geleitet gewesen sei.

Die Religion des latinischen Stammes hat sich nun nicht unabhängig von äußern Einflüssen entwickelt. Aus Etrurien hat sie die Technik des Götterdienstes, von den Griechen, zunächst natürlich von den italischen, die Mythologie, von beiden die Götterbilder bezogen. Wenn Döllinger die vom Himmel gefallnen Steine und ähnliche Heiligtümer der Zeit des bildlosen Kultus Fetische nennt, so scheint er mir den Römern mit dieser Bezeichnung unrecht zu thun. Von Fetischen kann man doch wohl nur reden, wo reine Zauberei vorliegt, d. h. wo die den Symbolen zugeschriebnen Kräfte und Wirkungen keine Beziehung auf eine von sittlichen Ideen erfüllte Religion haben; eine solche ist aber die Religion der Römer von Anfang an gewesen. Als dann später auch die griechische Philosophie bekannt wurde, und die Römer selbst zu philosophieren anfangen, brachte man die Götterlehre auch mit den Naturwissenschaften, soweit von solchen bei den Alten geredet werden kann, in Verbindung;

Kosmogonien wurden erdacht, von denen bei den urwüchsigern Römern so wenig die Rede gewesen war wie von Theogonien, während die griechische Mythologie von Anfang an einen spekulativen Zug verraten hatte. Deshalb teilt Ciceros Zeitgenosse Varro, der gelehrteste aller Römer, der 700 Bände geschrieben hat, die Theologie in drei Teile ein, die mythische, die physische und die bürgerliche (*genus civile*); mit der ersten hätten es die Dichter, mit der zweiten die Philosophen, mit der dritten habe es das Volk zu thun; die erste gehöre dem Theater, die zweite dem Weltall, die dritte dem Staate an. Augustinus, durch dessen Polemik in seinem schon angeführten Hauptwerke wir einiges von dem Inhalt der verlorenen ein- und vierzig Bücher der Antiquitäten Varros erfahren, weiß als gewandter Dialektiker aus Varro selbst ein Vernichtungsurteil über die von diesem so hoch geschätzte bürgerliche Religion zu konstruieren. Er habe anerkannt, daß die Mythen Dichtersfabeln seien, und daß darin den Göttern viel unwürdiges angedichtet werde. Indem er so die menschlichen Erdichtungen von dem Göttlichen trenne, müsse er folgerichtig auch die bürgerliche Theologie verdammen, denn es seien dieselben Götter, zu deren Ehre im Theater Spiele aufgeführt, und denen im Tempel Opfer dargebracht würden, und wie die Theater und die Staaten, so seien auch die Götter des Theaters und des Staates menschliche Erfindungen und Menschenwerk; die Natur aber sei Gottes Werk, daher verdiene auch nur die physische Theologie, d. h. die philosophische Lehre von der Schöpfung der Welt durch Gott, den Namen Theologie. Um so mehr sei es zu bedauern, daß Varro die Philosophie, dieses achtungswerteste Erzeugnis des heidnischen Denkgeistes, in die Gelehrtenstuben und Schulen eingeschlossen wissen wolle, dem Volke dagegen außer den Opfern nur das Theater

lasse. Hätte er lieber die lügenhaften und schmutzigen Mythen dem Volke entzogen und sie in geheime Kabinette eingeschlossen! Von wem übrigens würden denn die Theater gebaut als vom Staate? Also seien auch diese schändlichen Anstalten eine Schöpfung des Staates.

Selbstverständlich verweilt Augustin mit besonderm Behagen — oder mit besonders unerschöpflicher Entzückung — bei den „unzüchtigen“ Kulte. Von einem Manne des vierten Jahrhunderts ist die Fähigkeit historischer Kritik nicht zu erwarten, man darf sich daher nicht darüber verwundern, daß er die alten einheimischen Kulte und die vom Auslande eingeführten nicht auseinanderhält, obwohl es immerhin ein starkes Stückchen genannt werden kann, daß (vom vierten Kapitel des zweiten Buchs an) seine Kritik der römischen Religion mit den Obscönitäten des Kultus der Göttermutter beginnt, von dem er doch wußte, daß er nichts weniger als römisch war. Und man darf auch von einem Kirchenvater, der noch dazu durch den Manichäismus hindurchgegangen war, nicht erwarten, daß er zu unterscheiden vermöge zwischen dem wüsten Unrat spät orientalischer Kulte und der Unschuld der arischen Naturreligion, die alle Lust und Leben spendenden Götter, also natürlich auch die der Zeugung verehrte. Daß aber die Auffassung der Zeugung als eines göttlichen und heiligen Vorgangs gerade dazu beitrug, das Familienleben rein zu erhalten, konnte ein Mann, der in diesem Vorgang den Sitz der Sünde sah, trotz seines scharfen Verstands natürlich nicht begreifen. Daß diese Götter öffentlich verehrt wurden, hat die Keuschheit der Alten nicht im mindesten beeinträchtigt; das Verderben fing an, als sich ihr Kult unter dem Namen von Mysterien in dunkle Winkel verkroch. Das strenge Verbot der Bacchanalien im Jahre 186 v. Chr. und die Hinrichtung vieler angesehenen Männer und Frauen, die überführt worden waren, in dem entdeckten Ge-

heimbunde Verbrechen begangen zu haben, beweist zur Genüge, mit welchem Ernst der Senat selbst noch in dieser Zeit des schon herrschenden Reichthums, Luxus und Übermuths das Verderben abzuwehren bemüht war. \*) Angefangen hatte es nach des Livius Darstellung im hannibalischen Kriege. Zum Jahre 213 erzählt er, je länger der Krieg sich hingezogen habe, desto mehr seien mit dem wechselnden Glück auch die Seelen der Menschen verwandelt worden; eine solche Masse neuer Religionsgebräuche (*tanta religio*) sei eingeschleppt worden, daß man nicht allein andre Götter, sondern auch andre Menschen zu sehen geglaubt habe. Nicht bloß im Geheimen und hinter verschlossenen Thüren habe man die Götter gewechselt, sondern öffentlich, auf dem Forum und auf dem Kapitol habe man Scharen von Frauen gesehen, die nach anderm als dem vaterländischen Ritus opferten und beteten. Daß durch den Krieg vom Acker vertriebne Landvolf habe die Schar derer vermehrt, die sich von den fremden Opferkünstlern und Propheten einfangen und ausbeuten ließen. Endlich, erzählt Livius, als sich der Unwille aller Guten immer lauter äußerte, erließ der Senat eine Verordnung, wonach ihm alle Bücher, die Weissagungen, Gebete und Ritualvorschriften enthielten, bis zum 1. April ausgeliefert werden sollten, und alles Opfern nach neuem Ritus an öffentlichen und heiligen Orten verboten war. \*\*) Daß den Verlockungen der Wollust

\*) Aus dem berechtigten Mißtrauen gegen die Geheimkulte erklärt sich die Verfolgung der Christen, die ihre unschuldigen Mysterien mit einer vom politischen Standpunkte unklugen Ängstlichkeit vor Entweihung zu bewahren trachteten; gerade dadurch, daß die römische Religion Staatsreligion war und alle religiösen Bräuche auf des Staats Anordnung und unter Staatsaufsicht von Staatsbeamten geübt wurden, war dafür gesorgt, daß kein Unfug getrieben werden konnte.

\*\*) Auch schon beim Jahre 424 hat er angemerkt, daß zugleich mit einer Pest der Leiber die Pest ausländischen Aberglaubens das Volk befallen habe.

kein Volk widersteht, wenn ihm Reichthum und Muße die Mittel dazu gewähren, und daß auch das Christentum nicht davor zu schützen vermögen werde, konnte Augustinus noch nicht wissen, ebenso wenig, daß tausend Jahre nach seinem Tode der wüsthete Aberglaube christliche Länder verheeren werde. Übrigens ist sein Werk *De Civitate Dei* eine Verteidigung gegen heidnische Angriffe. Wie überall und immer bis auf den heutigen Tag, so wurde von den Frommen Italiens jedes Unglück als eine Strafe für die Vernachlässigung des Gottesdienstes angesehen. Petronius läßt im Gastmahl des Trimalchio den einen der Tischgenossen, Ganymed, auf die elende Stadtverwaltung räsonnieren, über die Not der Bürger jammern und dann fortfahren: „Ich glaube, daß das alles von den Göttern kommt. Niemand glaubt ja mehr an eine Vorsehung, niemand beobachtet eine Fastenzeit, niemand fürchtet Jupiter, sondern alle rechnen nur nach, was sie einnehmen und haben. Wenn sonst bei Dürre Mißwachs drohte, dann wallten die Frauen in langen Kleidern barfuß den heiligen Hügel hinauf, mit aufgelöstem Haar und reinem Gemüt, und beteten zu Jupiter um Regen. Und dann goß es auch sofort wie mit Kannen; man wurde naß wie eine begossene Maus und freute sich.“ Als sich dann das Christentum verbreitete und namentlich in den großen Städten die Tempel verödeten,\*) wurde das Christentum, als ein allgemeiner Abfall von den Göttern, als Atheismus, für alle Landplagen verantwortlich gemacht. Steigt der Tiber über seine Ufer, spottet Tertullian, bleibt die Nilüberschwemmung aus, ist der Himmel wolkenleer, beb

---

\*) Wie alle neuen Ideen, so sind auch die christlichen von den Städten, und zwar von den Großstädten aus verbreitet worden, während die Bauern an den alten Göttern festhielten und stellenweise heute noch festhalten. Bekanntlich hat dadurch das Wort *paganus*, Bauer, die Bedeutung Heide bekommen.

die Erde, wüthet eine Seuche oder eine Hungerstot, sofort schreit der Böbel: Die Christen vor die Löwen! Diese Vorwürfe wurden zu der Zeit, da das innerlich morsche Reich dem Ansturm der Barbaren zu unterliegen begann, von der immer noch einflußreichen Heidenpartei mit verdoppelter Stärke erhoben, besonders aber nach der Einnahme und Plünderung Roms durch Marichs Goten im Jahre 410. Die damals gegen die christliche Religion erhobnen Anklagen waren es eben, die Augustinus zur Abfassung des genannten Werks bewogen. Und dem damaligen Heidentum gegenüber hatte er ja insofern recht, als es nur noch ein wüster, sittenverderbender Aberglaube war. Die alte römische Staatsreligion bestand eben gar nicht mehr, seitdem, wie Juvenal klagt, der syrische Drontes sein Wasser in den Tiber ergossen hatte. Der freilich sehr entschuldbare Irrtum des Augustinus bestand darin, daß er die echt römische Religion von dem Mischmaschaberglauben der spätern Zeit nicht zu unterscheiden vermochte, und daß er den Spieß umkehren, die Leiden der Völker auf den Gözendienst zurückführen zu dürfen glaubte, während uns eine anderthalbtausendjährige Erfahrung gelehrt hat, daß das Christentum vor Leiden so wenig wie vor Lastern schützt.

Eine andre Meinung Augustins, die von allen christlichen Theologen geteilt und namentlich von Döllinger nachdrücklich hervorgehoben wird, ist zwar nicht geradezu falsch, aber nur halbe und schief ausgedrückte Wahrheit: die heidnische Religion sei keine Veranstaltung zur Besserung der Sitten. *Deos paganorum nunquam bene vivendi sanxisse doctrinam*, lautet die Überschrift des sechsten Kapitels des zweiten Buches. Und Döllinger schreibt: „Der Begriff der göttlichen Heiligkeit war, wenn wir von den Ahnungen einiger Philosophen absehen, den Alten im Leben und im

Verkehr mit den Göttern völlig fremd; sie kannten daher auch nicht die wahre, eben in dieser Heiligkeit gegründete Furcht Gottes, sondern nur ein Zerrbild davon: Angst vor der Macht launenhafter tyrannischer Wesen, deren Gunst durch nichts andres als durch stete Opfer und genaueste Beobachtung von Zeremonien gewonnen und bewahrt werden kann, durch eine zahllose Menge möglicher Versehen und Unterlassungen verscherzt und in Zorn umgewandelt wird“ (a. a. O. S. 618).\*) „In den Gebeten trug man nicht etwa seinen Seelenzustand der Gottheit vor; die Gedanken, die innern Willensrichtungen des Menschen gingen die Gottheit nicht näher an, sie kümmerte sich nicht darum; viele meinten auch, die Götter wüßten nichts davon; ja die Vorstellung einer wahrhaft allwissenden Gottheit hatte für viele etwas Furchtbares,\*\*) sie konnten es nicht ertragen, daß sie nicht mehr allein sein sollten mit ihren Gedanken und Wünschen“ (S. 633). „Nie dachte man daran, ethische Güter von der Gottheit zu erbitten“ (S. 635).

Das ist zwar nicht in allen Einzelheiten\*\*\*) aber doch im ganzen richtig. Dennoch folgt daraus nicht, daß die Religionen der Alten ohne ethischen Inhalt gewesen wären, und außerdem fragt es sich, ob es anders sein konnte, ob es anders sein mußte und sollte, und ob das Christentum eine wesentliche Änderung gegen früher hervorgebracht hat. Beantworten wir die drei Fragen — auf die erste gehn wir noch genauer ein — vorläufig ganz kurz! Der ethische Inhalt ruhte im Volksgemüt, nicht in den Büchern oder Einrichtungen einer Religionsgesell-

\*) Genau dasselbe, was die Protestanten den Katholiken vorzuwerfen pflegen.

\*\*) Heute etwa nicht?

\*\*\*) Ist z. B. das: lasciviam a vobis prohibetote des Delphischen Apollo (Stivius 23, 11) keine Moralsvorschrift?

schaft; da aber der Volksgeist ethisch gerichtet war, so war auch die Religion ethisch, indem man die Gottheit keineswegs bloß durch Unterlassung von Opfern und durch rituelle Verfehlungen, sondern auch durch sittliche Frevel zu erzürnen glaubte. Eine allgemeine religiöse Veranstaltung zur Verkündigung eines Sittenkodex und zur Besserung der Sitten war bei der Absonderung der Völker des Altertums nicht möglich und wurde erst im römischen Reiche und durch dieses möglich; die christliche Kirche konnte also nicht früher gestiftet werden, als sie thatsächlich gestiftet worden ist, in der „Fülle der Zeiten.“ Es mußte und sollte auch nicht anders sein, und man darf es nicht bedauern, daß es nicht anders gewesen ist, als es sein konnte, denn die Staatseinrichtungen der Alten, zu denen die Religion gehörte, haben den Zweck, den man in solchen Dingen vernünftigerweise setzen kann, vollständig erfüllt. Die christliche Kirche endlich war zwar eine geschichtliche Notwendigkeit, weil für die Gebildeten der Polytheismus als Kult ein für allemal unmöglich geworden war, und weil die Zeit der gesonderten Völkerentwicklung ein für allemal vorüber, eine Kulturwelt hergestellt war, die eine gemeinsame Idealwelt besaß und zur Bewahrung dieser Idealwelt einer Körperschaft bedurfte, die sie durch alle politischen Wandlungen, vorübergehende Zusammenbrüche und Verwüstungen hindurchzuretten vermochte. Zu diesem Zwecke mußte die Religion aus der bisherigen Einheit mit dem Staate gelöst, und mußte ihr die Pflege der Moral übergeben werden, die bis dahin Staatssache gewesen war. Den Ruhm, diese Aufgabe erfüllt zu haben, kann der christlichen Kirche auch niemand streitig machen. Etwas andres aber ist die Frage, ob die Kirche mit ihrer Thätigkeit die Völker auf eine höhere Stufe der Moralität gehoben hat, als die war, auf der die alten Römer gestanden haben,

und ob von all den schönen Sachen, die man über die Erlösung und Heiligung, den Wandel vor Gott und dergl. liest, im Leben was zu spüren ist. Bei wenigen Einzelnen schon, beim Volke — dieses Wort in seiner weitesten Bedeutung genommen — im ganzen gar nicht. Weltlicher, selbstfüchtiger, kleinlicher, in eitle nichtige Sorgen verstrickter, in Laster versunkner als wir Heutigen sind die Alten in der Zeit ihrer Kraft und Blüte auch nicht gewesen. Die Saturday Review hat das vorlezte Weihnachtsfest mit einem Artikel gefeiert, dessen erster Teil das Christentum geradezu als bankrott erscheinen läßt. Wie in Frankreich in der Dreyfußaffaire, so stehe die christliche Kirche mit entseßlicher Konsequenz immer auf der Seite des Unrechts. Die römisch=katholischen Völker [von den griechisch=katholischen zu sprechen würde nicht die Mühe lohnen] seien politischer und sittlicher Korruption verfallen, und die protestantischen böten mit ihrer Erwerbsgier, ihrem unerbittlichen Konkurrenzkampf, ihren furchtbaren sozialen Gegensätzen und ihrer cynischen Politik zwar ein andres, aber kein schöneres Bild dar. Dennoch dürfe man, heißt es dann im zweiten Teile, das Christentum nicht für bankrott erklären. In den Besten sei es wirksam, und die Schlechtigkeit und das Elend der übrigen mildere es; eine Feier wie die des Weihnachtsfestes lade ein, über den schmutzigen Strom der geschichtlichen Entwicklung hinweg zur reinen Quelle zurückzukehren. So ist's! Diese Rückkehr immer wieder aufs neue möglich gemacht zu haben, sie allen Menschen aller Zeiten noch heute möglich zu machen, das ist das Verdienst des Christentums, und seitdem es in der Welt ist, giebt es keine andre irdische Institution, die den Zugang zur Quelle für alle, fürs Volk, für die große Masse offen zu halten vermöchte. Für die alten Römer aber ist die Kirche nicht notwendig gewesen; ihr einfaches

Staatswesen mit einem kindlichen und zum Teil kindischen Polytheismus, der der damaligen Stufe der Naturerkenntnis entsprach, hat sie nicht allein zur Lösung ihrer großen weltgeschichtlichen Aufgabe befähigt, sondern sie auch jahrhundertlang auf einer Stufe der Moralität erhalten, deren sich kein modernes Volk zu schämen hätte. Sogar Augustinus sieht sich genötigt einzugestehn, daß die Römer der ältern Zeit besser gewesen seien als ihre Götter, daß sie durch ihre Rechtschaffenheit, Mäßigkeit und Sittenreinheit verdient hätten, den wahren Gott zu erkennen, und daß sie dafür Lohn verdient hätten, allerdings nur irdischen, der ihnen in der Weltherrschaft zu teil geworden sei. Das ewige Leben hätten sie weder gekannt, noch erstrebt, noch verdient. Nun, wenn man eine Umfrage anstellte, um zu ermitteln, wie viel Getaufte heute das ewige Leben erstreben und durch „übernatürliche“ Tugenden verdienen, so würde das Ergebnis nicht sehr glänzend ausfallen.

Ehe wir die Frage beantworten, worin der ethische Gehalt der römischen Religion bestand, wollen wir die Urteile einiger Ältern über ihre Bedeutung zusammenstellen. Polybius untersucht im sechsten Buche, was wohl den Römern im Ringen mit den Karthagern die Überlegenheit verliehen haben möge, und schreibt im 56. Kapitel: „Der Hauptvorzug des römischen Staates aber besteht, wie mir scheint, in ihrer Auffassung des Göttlichen. Gerade das, was anderwärts getadelt zu werden pflegt, die Deisdaimonie, hält ihren Staat zusammen. Denn diese ist bei ihnen so stark gemacht und so ins Privat- und Staatsleben verwoben worden, daß ihr Einfluß keiner Steigerung mehr fähig ist. Das hat man, glaub ich, des großen Aufwands wegen so eingerichtet. Bestünde der Staat aus lauter Weisen, so wäre dergleichen nicht not-

wendig. Da aber die Menge stets leichtfertig, voll gesetzwidriger Gelüste, voll unvernünftiger Leidenschaft und zu Gewaltthaten aufgelegt ist, so bleibt nichts andres übrig, als sie mit der Furcht vor dem Unbekannten und mit schreckhaften Vorstellungen zu bändigen. [Döllinger übersetzt τῆ τοιαύτῃ τραγωδίᾳ: durch solches schreckenerregendes Gaukelspiel. Für ein Gaukelspiel haben die Alten diese Vorstellungen nicht angesehen, und auch Polybius, obwohl er sie für ein Produkt der Staatskunst hält, hat das wohl nicht gemeint.] Daher scheinen mir die Alten diese Vorstellungen von den Göttern und vom Hades nicht ohne Grund verbreitet zu haben. Vielmehr scheinen mir die Heutigen thöricht zu handeln, wenn sie sie verbannen. Vermögen doch bei den Griechen, um gar nicht von den übrigen Völkern zu reden, sich die Männer, die den Staat verwalten, trotz aller scharfen Kontrolle nicht der Veruntreuung öffentlicher Gelder zu enthalten; in Rom dagegen genügt bei den Staatsbeamten die eidliche Verpflichtung, sodas Veruntreuungen höchst selten vorkommen.“ Machiavelli aber meint im elften Kapitel des ersten Buchs der Discorsi, Numa (diesem schreibt er natürlich die Einsetzung der Religion zu) habe für die Römer mehr geleistet als Romulus; denn ein religiöses Volk kriegstüchtig zu machen sei nicht schwierig, wohl aber ein kriegerisches religiös zu machen. Durch ihre Gottesfurcht, die jede Leidenschaft überwand, seien die Römer das gesetzlichste aller Völker geworden, indem sie Gott über alles fürchteten und daher ein Eid sie stärker band, als alle Zwangsmaßregeln es vermocht hätten. Cicero endlich zeigt uns in seiner Schrift De Natura Deorum, welche ernstest Besorgnisse die Aufklärung den denkenden Patrioten einflöste. Die atheistischen, pantheistischen, theistischen Ansichten, die er die Teilnehmer an dem Gespräch entwickeln läßt, sind — ab-

gesehen von der dabei hervortretenden unvollkommenen Naturerkenntnis — ganz die unsrer heutigen Philosophen. Bei diesem Zustande war es schwierig, den alten Götterglauben und Götterdienst aufrecht zu erhalten. Wo aber der Glaube schwindet, daß sich die Götter unsrer Angelegenheiten annehmen, da, schreibt Cicero in der Einleitung, ist weder Frömmigkeit noch Gottesfurcht möglich. „Wo aber die Frömmigkeit, das Gefühl der Abhängigkeit von den Göttern vernichtet ist, da muß nach meiner Überzeugung auch Treue und Glauben und was sonst die Menschen zu einer Gesellschaft verbindet, vor allem aber die Krone aller Tugenden, die Gerechtigkeit, verschwinden. Und ist das alles dahin, so hat der Mensch keinen Halt mehr im Leben, und alle Ordnung löst sich auf.“ Man sieht: die Römer haben ihrer Religion ganz dieselbe sittliche und soziale Bedeutung zugeschrieben, die unsre heutigen Staatsmänner der christlichen zuschreiben.

Worin bestand nun der ethische Gehalt der römischen Religion? Darin, daß die Götter für Schützer einer heiligen, ewigen und unveränderlichen Ordnung angesehen wurden, die jede Verletzung dieser Ordnung rächten. Um von etwas ganz Außerlichem zu beginnen, so wurden z. B. Mißgeburten und Zwitter als etwas Abscheuliches, der Naturordnung, d. h. eben der göttlichen Ordnung Widersprechendes getötet und vergraben oder ins Wasser geworfen (Livius 27, 37 und 39, 22). Vor allem aber wurden die Forderungen der Gerechtigkeit auch im Verkehr mit den Auswärtigen auf das ängstlichste erfüllt. Nie hätte man einen Einfall in Feindefland ohne gegründete Ursache und ohne vorhergehende Kriegserklärung gewagt. Diese aber war eine sehr umständliche Sache und konnte nach dem zu beobachtenden religiös geweihten Ritus gar nicht leichtfertig erlassen werden. Hatte man Ursache zur Beschwerde gegen einen Nachbarstaat, so

mußte sich nach Livius 1, 32 der *pater patratus* mit drei andern Fetialen dahin verfügen und bei Überschreitung der Grenze mit verhülltem Haupte beten: „Höre es, Jupiter, höre es, ihr Grenzgötter, höre es auch das Recht! (*fas*). Ich bin der Staatsbote des römischen Volkes und komme gerechten und frommen Sinnes als Gesandter; möge meinen Worten Glauben geschenkt werden!“ Und zum Jupiter gewandt: „Wenn ich ungerechter- und gottloserweise die Auslieferung (der und der Gegenstände und Personen) fordere, so laß mich niemals mehr des Vaterlands teilhaft werden!“ Dasselbe verkündigt er dem ersten Bürger des feindlichen Staates, den er trifft, dasselbe mit einigen vom Ritus vorgeschriebnen Änderungen am Thor, dasselbe auf dem Markte. Wird die Genugthuung verweigert, so bestimmt er den 33. Tag als Endtermin der Rückgabe und spricht: „Höre es, Jupiter, und du, Juno, und Quirinus, und ihr Götter alle, die des Himmels, die der Erde und die der Unterwelt! Ich rufe euch zu Zeugen an, daß dieses Volk (er nennt es mit Namen) ungerecht ist und nicht leistet, was Rechtens ist. Wie wir zu unserm Recht kommen sollen, darüber werden wir die Ältesten unsers Staates befragen.“ Mit gleicher Feierlichkeit wird dann die Sache im Senate verhandelt, und jeder Abstimmende erklärt: „Ich erachte, daß wir uns durch einen reinen und frommen Krieg (*puro pioque duello*) Recht zu verschaffen haben.“ Nach Ablauf des Termins wurde dann der Fetial an die Grenze geschickt, wo er nach Hersagung der rituellen Kriegserklärung einen blutigen Speer ins feindliche Gebiet schleuderte. Damit war der Krieg eröffnet. Es kam wohl vor, daß gerechter Zorn oder Berechnung des Vorteils zum augenblicklichen Losschlagen drängte, aber, bemerkt Livius einmal zum Jahre 424 gelegentlich eines Zwistes mit Veji: *religio obstitit*; man beschloß doch,

die geheiligten Bräuche des Völkerrechts zu beobachten und Fetialen ad res repetendas zu schicken.

Gewiß haben die Römer mit der Zeit eine große Übung in der Kunst erlangt, Kriegsfälle zu konstruieren und dabei nicht sowohl das Recht als den Schein des Rechts zu wahren. Aber wenn sie in ältern Zeiten die immerwährende Zwangslage entschuldigt, in der sie nur die Wahl hatten, ob sie Amboß oder Hammer sein, unterjocht werden oder selbst unterjochen wollten, so lud sie später das würdelose Verhalten der heruntergekommenen Staaten und Fürsten des Ostens förmlich ein, die in ewiger Fehde miteinander lebend, unaufhörlich nach Rom Gesandte schickten, einander verklagten, um Bündnis, um Schutz und Hilfe bettelten. Mit Bewußtsein ungerechte Gewaltthat zu üben, hat ihnen bis zuletzt widerstrebt, und auch den Jesuitismus, wie man das heute nennt, die Benutzung von Zweideutigkeiten bei der Erfüllung von Versprechungen und die Täuschung des Feindes verwarfen sie; sie wollten durchaus, daß der Krieg ein ehrliches, ritterliches Duell sei, worin die größere Kraft und Disziplin, die ohne Tugend nicht denkbar ist, und die gerechte Sache, also das Göttliche siege. Als Hannibal zehn von den bei Cannä gefangnen Römern der Auslösung wegen nach Hause gehn ließ, nachdem sie versprochen hatten, auf jeden Fall zurückzukehren, lief einer von ihnen unter dem Vorwande, er habe etwas vergessen, noch einmal ins Lager zurück und dann seinen Gefährten wieder nach; und als dann der Senat die Auslieferung verweigerte, ging er, anstatt sich seinen Genossen anzuschließen, in sein Haus, da er ja sein Versprechen erfüllt habe; der Senat aber ließ ihn ergreifen und zu Hannibal zurückführen; einen Mann von ganz unrömischen Geiste nennt ihn Livius (22, 58 und 61). Und als im Jahre 171 die Legaten Marcus und Atilius über ihre Gesandtschaft

berichteten und sich rühmten, sie hätten den König Perseus durch vorgespiegelte Friedenshoffnung von ernstlichen Rüstungen ab- und so lange hingehalten, bis die Römer mit ihren Kriegsvorbereitungen bequem fertig gewesen wären, da spendete ihnen zwar ein großer Theil der Senatoren Beifall, die ältern aber erklärten, sie vermöchten in diesem Verhalten der Legaten die römische Kriegskunst nicht zu erkennen; nicht mit nächtlichen Überfällen, mit Scheinflucht und aus dem Hinterhalt hätten die Vorfahren Krieg geführt, nicht sich der List mehr gerühmt als der Tapferkeit; sie hätten den Krieg vorher erklärt, ehe sie ihn führten und sogar Ort und Zeit der Schlacht angesagt; von solcher Ehrlichkeit beseelt, hätten sie dem Pyrrhus seinen verräterischen Leibarzt ausgeliefert, und den Faliskern den Schurken gebunden zurückgeschickt, der die ihm anvertrauten Kinder ins römische Lager gebracht habe; das heiße nach römischem Gesetz handeln, nicht nach punischer Verschlagenheit und griechischer Schlaueit; für den Augenblick richte man ja mit List manchmal mehr aus als mit Tapferkeit, aber nur der Feind unterwerfe sich dauernd, dem die Überzeugung beigebracht worden sei, daß ihn nicht List und nicht Zufall, sondern überlegne Kraft in einem gerechten und frommen Kriege überwunden haben (Livius 42, 47). Eine solche Gesinnung läßt doch wahrhaftig die Religion nicht als eine mechanische Berrichtung von Zeremonien erscheinen; und wenn die Römer überzeugt waren, daß sie ihre Siege den Göttern, die Gunst der Götter aber ihrer Frömmigkeit zu verdanken hätten, so meinten sie damit keineswegs, wie Döllinger a. a. D. S. 477 glauben machen will, nur die Beobachtung ihrer Zeremonien, obwohl sie freilich auch darin gewissenhaft waren; wie innig aber viele ihrer Ritualvorschriften mit dem ethischen Gehalt ihrer Religion zusammenhingen, haben wir oben beim

Ritus der Kriegserklärung gesehen. Da die Geschichte vom Schulmeister von Falerii erwähnt worden ist, so wollen wir doch die Worte hersetzen, mit denen ihn Camillus nach Livius 5, 27 empfangen hat; was nicht Camillus, der sie gesprochen hat, ein Römer ist, auf jeden Fall gewesen. „Nicht zu einem Volk und Feldherrn, der dir gleiche, bist du, Verruchter, mit deinem verruchten Geschenk gekommen. Mit den Faliskern verbindet uns keins der Bande, die durch menschlichen Vertrag geknüpft werden, aber die von der Natur gestiftete Gemeinschaft besteht zwischen uns und wird immer bestehen; auch der Krieg hat, gleich dem Frieden, seine Rechte, und wir rühmen uns, daß wir unsre Kriege nicht weniger gerecht als tapfer führen. Die Waffen tragen wir nicht gegen das Alter, dem selbst nach Erstürmung einer Stadt noch Schonung zu teil wird, sondern gegen Bewaffnete, hier gegen die Bewaffneten, die, von uns weder geschädigt noch gereizt, das römische Lager vor Beji angegriffen haben. Diese hast du, so viel an dir liegt, mit einem bis jetzt unerhörten Verbrechen besiegt; ich werde sie ebenso wie die Bejenter mit römischen Künften besiegen: mit Tapferkeit, Arbeit und Waffen.“ Daß der Krieg sein Recht habe, daß der Kriegführende von diesem Rechte Gebrauch machen dürfe und müsse, von dem Rechte, alles zu thun, was der Kriegszweck erfordert, daß er aber nicht darüber hinausgehen solle, heben Dionys und Livius öfter, dieser z. B. 28, 23 hervor. Demnach wird es für Recht erklärt, in einer erstürmten Stadt alle zu töten, die bewaffneten Widerstand leisten, die übrigen aber, namentlich alle Weiber und Kinder, zu Sklaven zu machen, entweder mit der sonstigen Beute unter die Soldaten zu verteilen, oder sub hasta für den Staat zu verkaufen. Und einen andern Weg, den Kriegszweck zu erreichen, gab es unversöhnlichen Feinden gegenüber wirklich nicht: ließ man in ihnen

eine waffenfähige Mannschaft heranwachsen, so rebellirten diese nach ein paar Jahren wieder. Wo die Möglichkeit eines festen Bündnisses vorhanden war, wurde der ganzen Bevölkerung nicht allein das Leben, sondern auch die Freiheit gelassen. Nach langjähriger Feindschaft und hartnäckigem Widerstande mekelten die durch die Mühen der Belagerung erbitterten Soldaten wohl auch Unbewaffnete nieder, aber der Feldherr that dem, wie in Beji, bald Einhalt. Bei der Erstürmung von Siturgi in Spanien war die Wut so unbezähmbar, daß *usque ad infantium caedem ira crudelis pervenit*; hier hatten aber auch die Weiber und die Knaben mit gleicher Wut auf den Mauern bei der Verteidigung geholfen. Daß Frauen und Mädchen, die für die Sklaverei bestimmt waren, geschändet wurden, scheint vorgekommen zu sein; wenigstens wird sowohl bei den Römern wie bei ihren Gegnern in den Ansprachen der Feldherren unter dem, was die Soldaten zur äußersten Kraftanstrengung treiben müsse, auch die ihren Frauen und Kindern drohende Schmach hervorgehoben\*); doch kann damit auch gemeint sein, was diese in der Sklaverei erwartet. Keinesfalls aber sind Grausamkeiten vorgekommen, schändliche Verstümmelungen nach orientalischer Art, wie sie später im christlichen Byzanz und bei den christlichen Romanen und Germanen üblich wurden — das Kinderauffspießen haben ja die Franzosen noch bei der Verwüstung der Pfalz verübt —, greuliche Martern, um das Geständnis zu erzwingen, wo der Bauer sein Geld versteckt habe, wie sie im Dreißigjährigen Kriege an der Tagesordnung waren.

\*) Die Liebe zu Weib und Kindern setzen die Feldherrnansprachen immer als die kräftigste Triebfeder in Bewegung; Weib und Kinder werden jederzeit als die höchsten und teuersten Güter genannt und — bei den Unterhandlungen mit der auf den heiligen Berg ausgewanderten Plebs z. B. — als das festeste der Bänder, die an die Heimat fesseln.

Nur zwei barbarische Handlungen nach orientalischer Art berichtet Livius. Im hannibalischen Kriege, wo die Bürger gar nicht mehr aus den Waffen und aus dem Gemetzel herauskamen, daher verwildern mußten, wo fortwährende Niederlagen erbitterten, wo Italien die furchtbare Gefahr drohte, von schwarzen Scheusalen, von Menschenfressern (Livius 23, 5) unterjocht zu werden, da haben die Römer das einmal einem numidischen Spion (22, 33), das andermal über siebzig Numidiern, die sich unter dem Schein von Überläufern aus dem belagerten Capua als Boten und Rundschafter im römischen Lager herumtrieben (26, 12), die Hände abgehakt. In derselben Kriegsnot haben die Römer auch noch einmal zu dem unrömischen, ebenfalls orientalischen Sühnmittel des Menschenopfers gegriffen, indem sie einen Griechen und eine Griechin, einen Gallier und eine Gallierin lebendig begruben. Hier waltete nun allerdings ein allgemeiner verderblicher Wahn des Heidentums, dem sie aber wenigstens nicht, gleich den Orientalen, in einem das Gemüt und die Sitten verwildernden Grade nachgegeben haben, ein Wahn übrigens, den gerade die christliche Dogmatik gewissermaßen geheiligt hat, indem sie auf das Erlösungsoffer als seinen Wahrheitskern hinweist. Eine edlere Form dieses Wahns war es, wenn sich Männer wie die Decius, Vater und Sohn, und Curtius selbst dem Tode weihten; wer weiß auch noch, ob man hier von Wahn zu sprechen berechtigt ist. Wie sehr die Römer ursprünglich dem Blutvergießen abgeneigt gewesen sind, beweist die Sage — wenn es eine ist — von den Horatiern und Curiatiern. Daß sie, zu unaufhörlichen Kriegen gezwungen, allmählich verrohten, daß sie in einer Zeit, wo sie gar keine Römer mehr waren, sondern nur noch unter dem überwiegenden Einfluß von Barbaren und Halbbarbaren stehende Mischlinge, die Kriege, von

denen sie in Italien nichts mehr zu sehen bekamen, durch Gladiatorenkämpfe ersetzt, daran war ihre alte Religion nicht schuld.

Wenn ihnen diese Religion nicht allein Wortbruch, Ungerechtigkeit und Frevel, sondern auch politische oder vielmehr unpolitische Dummheiten verbot, so gehört das zwar nicht mehr zur Moral im engeren Sinne, wohl aber zur göttlichen Weltordnung, die eben eine ethische ist. Als die Römer nach der Zerstörung ihrer Stadt durch die Gallier nach Veji übersiedeln wollten, hielt sie Camillus davon ab, namentlich durch den Hinweis darauf, daß das ein Frevel gegen die Götter sein würde. „Ermäget doch die Unglücks- und Glücksfälle der letzten Jahre, ihr werdet dann finden, daß es uns wohl ergangen ist, so oft wir den Göttern gehorchten, und übel, so oft wir sie mißachteten. Den langwierigen Krieg gegen Veji vermochten wir nicht eher zu beendigen, als bis wir auf göttliches Geheiß das Wasser des Albanersees abgelassen hatten. Und woher kam unsre letzte Niederlage? Nicht daher, daß wir die Stimme vom Himmel unbeachtet ließen, die das Nahen der Gallier verkündete? Nicht daher, daß unsre Gesandten das Völkerrecht verletzt haben? Nicht daher, daß wir es gottloserweise unterließen, diese Verletzung zu strafen? Darum sind wir durch Niederlage und Knechtschaft dermaßen gestraft worden, daß wir vor dem Erdrunde als warnendes Beispiel dastehn. Dieses Unglück hat uns an die Religion gemahnt. Auf's Kapitol sind wir geflüchtet, zu unsern Göttern, zum Sitz Jupiters, des großen und guten; im Zusammenbruch all unsers Glücks haben wir zuerst an unsre Heiligtümer gedacht, die einen in der Erde, die andern bei den Nachbarn vorm Feinde geborgen. Von Göttern und Menschen verlassen, haben wir den Gottesdienst keinen Tag ausgesetzt. So haben sie uns denn das Vater-

land wiedergegeben, und den Sieg, und den verlorne Kriegsruhm, und haben Schrecken, Flucht und Niederlage dem Feinde zugewandt, der, von Habsucht verblindet, sein Wort und die Vertragstreue brach. Wie könnten wir angesichts dieser Befundungen des göttlichen Waltens einen neuen Frevel begehn? Wir haben eine Stadt, die nach dem geoffenbarten Willen der Gottheit (*auspicato inauguratoque*) gegründet worden ist; es giebt kein Plätzchen in ihr, das nicht der Gottheit und Religion voll wäre; mit der Zahl der Opferplätze wetteifert die der Opfertage. Und alle diese Staats- und Hausgötter wollt ihr verlassen, Quiriten?“ Ein von Gott zu Großem ausersehener Ort ist voll des Gottes, und Beji wäre nimmermehr Rom geworden; ein wankendes Volk bei seiner weltgeschichtlichen Aufgabe festhalten, das ist wahrlich keine Sache, die außerhalb des religiösen Gebiets läge. Und sollte Rom werden, was es geworden ist, so mußten sein Geist und seine Traditionen rein erhalten werden. Wir können daher auch dem Verhalten des T. Manlius, wie es Livius 8, 5 darstellt, den religiösen Charakter nicht absprechen. Als der Senat schwankte, ob er nicht dem Verlangen der latinischen Bundesgenossen nach der Hälfte der Senatorensitze und einem der beiden Konsulssesseln nachgeben solle, da erklärte dieser Mann, er werde jeden Latiner niederhauen, den er einen Platz in der Kurie einnehmen sähe, und rief: „Bernimm, o Jupiter, diesen Frevel, vernehmt ihn, Jus und Fas! Fremde Konsuln und einen fremden Staat in dem dir geweihten Tempel — kannst du, o Jupiter, das ertragen?“

Vor allem aber beruhte die Heiligkeit der Familie auf der Gottesfurcht. Über diesen Charakterzug des römischen Lebens ausführlich zu sprechen wäre überflüssig, jedermann kennt ihn; nur gegen das noch nicht ganz verschwundene Vorurteil, als ob die unum-

schränkte väterliche Gewalt eine grausame Barbarei gewesen wäre, müssen einige Worte gesagt werden. In der Urzeit, wo der Staat nichts ist als die Gesamtheit der Hausväter, sind diese die einzigen Träger aller Autorität. Nichts wäre widersinniger, als wenn jedem Hausvater die übrigen Hausväter in sein Haus hineinregieren wollten; es wäre das gerade so, wie wenn uns heute ein beliebiger Nachbar ins Haus käme und in unsern vier Pfählen Polizei und Justiz üben wollte. Gesetzlich unumschränkt mußte die Gewalt des Hausvaters sein, weil eben ein Hausvater beim andern nichts zu sagen hatte, also niemand da war, der eine Schranke hätte ziehen können, kein über den Bürgern stehender Staat, keine Bürokratie. Gesetze konnte die Versammlung der Hausväter nur geben, d. h. Vereinbarungen konnte sie nur treffen in Beziehung auf Angelegenheiten, die ihnen gemeinsam waren, wie Viehweide, Beamtenwahl, Krieg und Steuern; aber das Haus eines jeden war eben keine allgemeine, sondern eine private, ja die private Angelegenheit, denn Kommunismus herrschte nicht. Daß diese unumschränkte Gewalt nicht in Grausamkeit ausartete, dafür sorgten natürliche Gutartigkeit und die Furcht vor den Göttern. „In den Fällen, wo die Gemeinde nicht eingriff, wie wenn der Mann die Ehefrau, der Vater den verheirateten Sohn verkaufte, wenn der Sohn oder die Schwur den Vater oder Schwiegervater schlug, wenn der Schwur seinem Gast oder Klienten das Treuwort brach, mochte, wer das geübt, wohl vor dem bürgerlichen Rechte straffrei ausgehn, aber der göttliche Fluch lastete fortan auf seinem Haupte. Und der fromme Volksglaube, auf dem dieser Bannfluch fußt, wird in älterer Zeit mächtig gewesen sein, selbst über leichtsinnige und böse Naturen“ (Mommsen). Auch die Sklaven waren des Schutzes der Götter keineswegs beraubt. Als im Jahre 489

ein Herr einen seiner Sklaven zum Tode verurteilte und beim Beginn der öffentlichen Spiele durch die Straßen und übers Forum zum Richtplatz peitschen ließ, sagte Jupiter dem Plebejer Ti. Atinius im Traume, der Vortänzer habe ihm schlecht gefallen. Auf diese Mahnung hin ließ der Senat den harten Herrn bestrafen und die Spiele zur Sühne mit Aufwendung größerer Kosten feierlicher gestalten. (Livius 2, 36 ff., Dionys von Halikarnas 7, 68 ff. Dieser beweist bei der Gelegenheit aus den Religionsgebräuchen, daß die Römer griechischer Abstammung seien, woran wenigstens so viel wahr ist, daß beider von den orientalischen Kulte verschiedene Gottesverehrung gleich ihren übrigen Sitten, ihrer Leibesgestalt und ihren Charaktereigenschaften auf eine gemeinsame Abstammung hinweist.) Für die Innigkeit des römischen Familienlebens zeugt es unter anderm, daß, als (nach Dionys 6, 1) der Senat den in römisch=latinischen Mischehen lebenden Frauen freistellte, ob sie bei ihren Männern bleiben oder ins Vaterhaus zurückkehren wollten, die römischen Frauen in den Städten der latinischen Bundesgenossen fast alle nach Rom zurückkehrten, die latinischen in Rom dagegen alle bei ihren Männern blieben außer zweien. Es zeugt dafür auch, was Livius 7, 4 und 5 erzählt. Der Tribun Pomponius klagte den Q. Manlius an und zählte unter andern Vergehungen des Mannes auch auf, daß er seinen wenig begabten, aber sonst wackern Sohn von der Stadt und von allen Bildungsmitteln fern halte und auf dem Acker wie einen Sklaven arbeiten lasse. Als das der Sohn erfuhr, eilte er in die Stadt, überfiel den Tribun in seinem Hause und zwang ihm mit gezücktem Dolche den Schwur ab, das Verfahren gegen seinen Vater einzustellen. Cato der Ältere wird ja wohl allgemein als der Repräsentant der härtern Seite des Römertums angesehen, nun, und der pflegte

(nach Plutarch) zu sagen: Weib oder Kind schlagen, das heiße sich an den größten Heiligtümern frevelhaft vergreifen.

Es ist wahr, dem römischen Vater stand es frei, ob er die Vaterpflicht gegen das ihm zu Füßen gelegte Neugeborne übernehmen wollte oder nicht; aber hatte er sie übernommen, was doch das gewöhnliche war, dann erfüllte er sie auch; für den Unterhalt nicht allein, sondern für die sorgfältigste Erziehung war dann gesorgt. Cato übernahm nicht allein den ersten Unterricht bei seinem Sohne, sondern schrieb auch Lehrbücher für ihn. Und Crassus — nach Plutarch nicht einmal von edeln Beweggründen, sondern nur von berechnender Gewinnsucht getrieben — leitete und überwachte auf das sorgfältigste den Unterricht seiner jungen Sklaven und unterrichtete sie oft persönlich, denn, meinte er, niemand anderm als dem Herrn selbst gezieme die Sorge für die Diener, die ja die lebendigen Werkzeuge der Hauswirtschaft seien; alles übrige werde von ihnen bewirkt, sie selbst aber seien vom Hausherrn zu leiten. Im modernen Europa setzt der ärmere Mann lustig drauf los Kinder in die Welt und überläßt die Sorge für sie — solches „Gottvertrauen“ wird ihm sogar zur Pflicht gemacht — dem, der die jungen Raben ernährt, d. h. in Wirklichkeit Wohlthtern, Vereinen und Gemeinden. So weit er sie selbst erhält, gelten sie ihm als eine Last, und nicht selten mißhandelt er „den Balg.“ Sobald sie ihre rmchen rhren können, müssen sie sich ihr Brot verdienen; und spätestens mit vierzehn Jahren werden sie, schlecht oder vielmehr gar nicht ausgerüstet, in die Welt hinaus und in den Kampf ums Dasein hinein gestoßen, sodaß es als ein bloßer glücklicher Zufall angesehen werden muß, wenn sie nicht im Zucht-hause enden. Für ihre eignen Handlungen sollen diese Unmündigen, in jedem Sinne, äußerlich und innerlich, schon durch

ihre Unwissenheit Unfreien die Verantwortung auf sich nehmen, während im alten Rom der wirklich Verantwortliche, der Hausvater, die Verantwortung trug für die Handlungen seiner unmündigen Kinder nicht allein, sondern auch seiner erwachsenen Sklaven. Wo ist da mehr Vernunft und Gerechtigkeit und auch mehr Güte? Wäre es nicht ein unaussprechliches Glück für Hunderttausende von modernen Proletariern gewesen, wenn sie am ersten Tage ihrer Geburt ausgesetzt worden wären? Und wie steht es denn mit den Kindern der bessern Stände? Wieviel Zeit und Mühe widmet denn da der durchschnittliche Vater der Erziehung seiner Kinder? Ich weiß wohl, ihr Schulmeister sein kann er nicht, wie Cato und Cicero und die andern großen Alten es gewesen sind. Denn erstens hat ihm der Staat dieses Amt abgenommen, und er kann auch unmöglich alles wissen, was der Junge in den verschiedenen Prüfungen gefragt werden wird. Dann aber hat er keine Zeit; er muß Kattun für die Chinesen, Mäntel für die Amerikaner, Glasperlen für die Hottentotten oder Akten oder Zeitungsartikel für den heimischen Papierkorb fabrizieren; und hat er des Abends ein Stündchen übrig, so muß er sich erholen. Aber man kann es doch unmöglich als einen Idealzustand preisen, daß niemand mehr das zu leisten vermag, was ihm ohne Zweifel das liebste und nächste wäre, und was doch wohl einigermaßen Pflicht ist, dafür aber genötigt ist, sich mit Dingen zu beschäftigen, die ihm in den meisten Fällen gleichgiltig und in vielen Fällen zuwider sind.

So war denn die römische Familie ein Leib, dessen Glieder durch unerschütterliche gegenseitige Anhänglichkeit und Treue zusammengehalten wurden, und dessen Haupte das Recht zu regieren von niemand bestritten wurde. Die Manen der Verstorbenen, die im Hause wohnen blieben, und deren vornehmste als

Laren, als Hausgötter, verehrt wurden, ließen die Familie als ein unvergängliches Wesen erscheinen, und die von Polybius (6, 53 und 54) beschriebne Bestattungsfeier, bei der die Ahnenbilder in prunkvollem Zuge aufs Forum getragen und vom Leichenredner außer den Tugenden und Thaten des eben Verstorbenen auch die der hervorragenden Ahnen noch einmal gepriesen wurden, diese Totenfeier ließ jedem Sohne des Verstorbenen das Bild seines eignen zukünftigen Ruhmes erscheinen, flößte ihm die Zuversicht ein, daß sein Geschlecht ewig sein werde wie die ewige Stadt, und erfüllte ihn mit dem Bewußtsein der Verantwortung und der Pflichten, die ihm damit zufielen. Jeder wußte es: das Heiligtum des Hauses sei die Pflanzstätte für den Staat, wie es auch nur unter dem Schutze des Staats bestehn und gedeihn könne. Fürs Vaterland zu arbeiten, zu kämpfen, wenn nötig ruhmvoll zu sterben, dafür erzogen die Eltern ihre Söhne; aber dieses Vaterland war solcher Opfer auch würdig, denn in seinem Schutze stand das Haus sicher, und ihm verdankte das Familienleben seinen großen und schönen Inhalt. So wurzelte der wunderbare gesetzhliche Sinn, der alle römischen Bürger erfüllte und sie auch in Zeiten der erbittertsten Parteikämpfe von Ungefeßlichkeit und Gewaltthat zurückhielt, im Schoß der Familie und in der geheiligten Ordnung des Hauses. Es hat nicht an Gelüsten gefehlt, diese feste Ordnung des Hauses und des Staats zu durchbrechen. Ähnlich wie die Kavaliere der Stuarts in der Zeit, wo die Puritaner in England die bürgerliche Sitte zur Herrschaft bringen wollten, geklagt haben mögen, so klagten nach Livius 2, 3 die jungen Herren, die mit der Familie der vertriebenen Tarquinier befreundet waren: die allgemeine Freiheit habe ihnen nur Knechtschaft gebracht. Der König sei ein Mensch; von dem könne man erlangen, was man

wünsche, möge es recht oder unrecht sein; bei ihm finde die Gnade, das Wohlwollen eine Stätte, er könne zürnen, aber auch verzeihen; er wisse zwischen Freunden und Feinden zu unterscheiden; die Gesetze dagegen seien ein taubes, unerbittliches Wesen und nützten dem Armen mehr als dem Reichen; bei denen gäbe es nicht Gnade noch Verzeihung, wenn einer das Maß überschritten habe; sich als schwacher Mensch bloß auf seine Unschuld verlassen zu sollen, das sei doch gar zu gefährlich. Solche Sehnsucht Einzelner nach der Freiheit des Tyrannen, dem in der italienischen Renaissance verwirklichten Ideal der Niezschianer, blieb ungestillt, bis die ungeheure Ausdehnung des Reichs von selbst den Tyrannenseelen die Tyrannei bescherte.

Es ist richtig, daß, wie Döllinger sagt, der Römer den Göttern nicht „seinen Seelenzustand vortrug.“ Als ein ferngesunder Mensch wußte er nicht viel von Seelenzuständen. Auch heutzutage beschäftigen sich die Leute, die ernsthaft arbeiten müssen, nur wenig mit ihren Seelenzuständen; sie überlassen das den Mönchen und Nonnen, den Seelenhypochondern, den lyrischen Dichtern und den Symbolisten. Es ist auch wahr, daß die Römer nicht um ethische Güter zu beten pflegten. Das würden sie für sehr ungereimt gehalten haben; denn das Rechte thun, ihre Pflicht erfüllen, betrachteten sie ja eben als ihre Sache; was sie von den Göttern verlangten, das war der Schutz vor äußerlichen Nöten und Unfällen, die sie an der Pflichterfüllung hindern konnten. Daß sie selbst tugendhaft, treu, gerecht und züchtig sein mußten, wenn ihre Verehrung der Virtus, Fides, Justitia, Pudicitia\*)

\*) Virginia, die Tochter des Aulus, hatte den Konsul Q. Volturnius, einen Plebejer, geheiratet. Als sie an dem Opfer im Sacellum teilnehmen wollte, wurde sie von den patrizischen Matronen ausgewiesen und von deren Kultusgemeinschaft ausgeschlossen. Sie richtete nun einen Teil ihres Hauses zum Sacellum ein, baute einen Altar, ver-

einen Sinn haben sollte, davon sind sie doch sicherlich überzeugt gewesen. Und indem sie fest glaubten, daß alle ihre Erfolge den Göttern zu danken seien, hatten sie eigentlich das Wesentliche vom christlichen Begriff der Gnade. Dessen dogmatische Verfeinerung erschließt zwar dem Forscher die tiefsten Tiefen der Seele, führt aber die Grübler zu Folgerungen, die, von den Massen grob aufgefaßt, leicht gefährlich werden. Es ist vollkommen wahr, daß wir ohne Gott das Gute nicht einmal denken und wollen, geschweige denn thun können. Daraus folgt aber weiter, daß wir — das Gebet als den Ausdruck des ernstlichen Willens aufgefaßt — ohne Gott auch nicht darum beten können. Und da entsteht denn die Frage: Warum spendet Gott dem einen diesen Willen und verweigert ihn dem andern? Damit steht man bei der entsetzlichen Frage von der Prädestination. Da ist es denn doch der seelischen Gesundheit des Volkes zuträglicher, wenn alle überzeugt sind, daß sie das größte aller göttlichen Geschenke, den Willen zum Guten, schon haben, nicht mehr darum zu bitten, sondern bloß dafür zu danken haben, und nur zu bitten brauchen, daß Gott die äußerlichen Hindernisse hinwegräume. Insofern mutet uns die römische Religion nicht freundlich an, als ihr die Menge ihrer Ritualvorschriften, die Reinlichkeit bei deren Beobachtung und die Angst, die jedes Versehen dabei hervorrief, einen höchst unprotestantischen und unevangelischen Charakter und eine auffällige Ähnlichkeit mit dem jüdischen Pharisäismus verleiht. Aber der katholischen Kirche, die gerade diesen Cha-

---

sammelte die plebejischen Matronen im neuen Heiligtum und redete sie an: „Diesen Altar weihe ich der Pudicitia plebeja; und ich ermahne euch, daß ihr ebenso in der Keuschheit wetteifert wie unsre Männer in der Tapferkeit wetteifern. Sorget also dafür, daß man von diesem Altar sage, er sei womöglich noch heiliger und werde von noch Keuschern bedient als jener andre.“

rafter der strengen Legalität und des Zeremonienwesens von Judäa und Rom geerbt hat, würde es schlecht anstehn, die alten Römer deshalb anzuklagen, und die Protestanten haben nicht allein ihr Puritanerthum, das an die Stelle lästiger Vorschriften nicht minder lästige Verbote gesetzt hat, sondern auch ihre weltliche Polizei und ihre militärische Disziplin im tiefsten Frieden. Keines von diesen „Sochen“ — als ein solches bezeichnet Döllinger die römische Religion — wird besonders angenehm empfunden, aber die Weisen aller Zeiten und Völker haben nun einmal gemeint, etwas dergleichen sei notwendig, um die Ordnung aufrecht und den Menschen in den Strängen zu erhalten, mit denen er seinen Pflichtfarrren schleppt.

Mit alledem soll weder die römische Religion verhimmelt, noch die christliche herabgesetzt werden. Aber es mußte gesagt werden, weil man die wunderbaren Erfolge der Römer nicht verstehn kann ohne die Kenntniß ihrer tiefen Religiosität, und weil das Wunder unerklärt bleibt, wenn ihre Religion nur ein kindischer Aberglaube war. Aberglaube war sie freilich, indem sie einen falschen Zusammenhang der Erscheinungen annahm und sich von der jenseitigen Grundursache der Erscheinungen willkürliche Vorstellungen bildete. Aber das erste thut jede Religion, bevor die richtige Naturerkenntniß allgemein verbreitet worden ist, sodaß es vor dem neunzehnten Jahrhundert überhaupt keine andern als abergläubische Religionen gegeben hat, und das zweite macht die Philosophie auch dem dogmatischen Kerne des Christentums zum Vorwurf, sodaß dem Freigeist alle Dogmen ohne Ausnahme als Aberglaube erscheinen. Die Römer hatten die Religion, deren sie fähig waren, und deren sie zur Erfüllung ihres weltgeschichtlichen Berufs bedurften. Sie waren erfüllt von heiliger Scheu vor dem die Welt durchdringenden und beherrschenden

Gesetze und voll Selbstvertrauen in dem Bewußtsein der Einheit ihres Geistes mit dem göttlichen Geiste. Aus dieser Scheu und diesem Geiste heraus gestalteten und handhabten sie ihren „Aberglauben.“ Aus diesem Volksgeiste schöpften ihre Senatoren die Staatsweisheit und alle Männer ohne Ausnahme ihre Pflichttreue und Todesverachtung. So kam es, daß sie gegen freiwillig sich Unterwerfende staatskluge und menschenfreundliche Milde walten ließen, aber niemals nach Niederlagen einen Frieden schlossen, den andre, nicht sie selbst diktiert hätten, und daß sie in keiner noch so großen Not verzagten. Kein Zweifel auch, daß außer dieser unerschütterlichen Selbstgewißheit ihre gewissenhafte Zuverlässigkeit die Hauptursache ihrer Erfolge war; denn in dem ewigen Kleinkriege der kleinen Staaten Mittelitaliens wäre es so wenig wie in Griechenland zu einem Einheitsstaate gekommen, wenn nicht bei der Wahl zwischen zwei Bundesgenossenschaften das Büngelein zuletzt immer zu Gunsten des zuverlässigern Roms ausgefallen wäre; und dieselbe Eigenschaft gab diesem dann später das Übergewicht über die schon bestehenden Großstaaten des Ostens und über die Barbaren im Süden und Norden, „deren Vertragstreue vom Erfolg abhängt“ (Livius 28, 17). Und dieser Geist war es, der Frauen schuf, die solcher Männer würdig waren, und der aus reinen, wohlgeordneten Familien siebzehn Geschlechtsfolgen hindurch wakre Kinder hervorgehn ließ und später dann noch als Nachblüte so manchen großen Mann, der endlich Ordnungen schuf, die den Geist, der sie erzeugt hatte, um Jahrhunderte, ja um Jahrtausende überdauerten.

Bei der heutigen Verschiedenheit der Ansichten über die göttlichen Dinge, die in weit größerm Umfange als in Ciceros Zeit bis zur Leugnung Gottes fortgeschritten ist, kann von Staatsreligion nicht mehr

die Rede sein. Der Einzelne bedarf einer solchen auch nicht; sofern er überhaupt religiöse Beweggründe und Stützen für seine Moralität nötig hat, gewährt sie ihm das Christentum, sei es durch feste äußerliche Ordnungen nach katholischer, sei es durch privates Bibellesen nach protestantischer Art. Dem Staate aber verhilft der mit den technischen Mitteln der Neuzeit arbeitende büreaukratische und Militärmechanismus zu einer Ordnung, die sogar bedeutend fester und sauberer aussieht als die altrömische. Trotzdem fühlt er sich nicht ganz wohl dabei; er will, daß dem Volke die Religion erhalten, und soweit sie verloren ist, wiedergegeben werde. Wie immer er damit zu stande kommen mag, daran ist vorläufig nicht zu denken, daß sich irgend eines der modernen Völker im Bewußtsein, von der Gottheit auserwählt zu sein, wie ein Mann der Verfolgung eines großen Ziels widmen werde. Der Versuch einiger Franzosen, mit Hilfe der zur Schutzpatronin ernannten Jungfrau Maria die verlorne Weltstellung wiederzuerobern, mußte an dem durch gallische Spottlust und Impietät verstärkten modernen Unglauben scheitern, und die Engländer sind ihres eignen Cants überdrüssig geworden; sie versuchen es nur noch ausnahmsweise, ihre Geldspeculationen mit einer vorgegebenen christlichen oder Kulturmission zu bemänteln. Am ehesten wäre eine mächtig wirkende politische Religion noch bei den Russen möglich, die eben noch gar keine moderne Nation, in allem andern freilich den alten Römern durchaus unähnlich sind; jedenfalls werden sie ihrem Zar überall hin gläubig und geduldig folgen, mag er ihnen die Aufpflanzung des Kreuzes auf die Hagia Sofia oder die Unterjochung aller Mongolen als die ihnen von Gott gestellte Aufgabe verkündigen.

## 2. Soziale Kämpfe

Soll es zu der Bildung eines bedeutenden Staates kommen, so ist erstens ein geeignetes Land erforderlich — diese geographische Bedingung lassen wir in unsern Betrachtungen beiseite —, zweitens ein tüchtiges Volk. In naiven Zeiten offenbart sich der Charakter eines Volks deutlich in seiner Religion, und an ihrer Religion haben wir die Römer charakterisiert. Drittens gehört zur Staatenbildung eine Fülle von Gegensätzen; denn bei völliger Gleichartigkeit der Gesinnungen und Stimmungen, der Bildung und der sozialen Lage, und wenn Interessentkonflikte fehlen, ist weder für Gesetzgebung und Entwicklung von Verfassungen noch für auswärtige Unternehmungen eine Veranlassung vorhanden. Es kommt dann zu keinem politischen Leben, zu keinem Staat; ein solches Volk lebt als friedlich weidende Herde, oder als friedlich fischende; denn die Eskimos dürften diesem Kulturideal am nächsten kommen. Mommsen schreibt vom patrizischen Adel Roms: „Hätte er es vermocht, die reichen und ansehnlichen Plebejer zu voller Rechtsgleichheit zuzulassen, so mochten beide noch lange ungestraft regieren und spekulieren. Allein die Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit, welche die eigentlichen und unverlierbaren Privilegien alles echten Junkertums sind, verleugneten sich auch in Rom nicht und zerrissen die mächtige Gemeinde in nutz-, ziel- und ruhmlosem Hader.“ Ich erlaube mir, abweichend von dem zweitgrößten aller Verfasser einer römischen Geschichte, diesen Hader keineswegs für nutzlos zu halten. Nur in dieser beständigen Weckung aller Lebensgeister und Spannung aller Kräfte, wie sie der Parteikampf bewirkte, konnte die ungeheure Kraftfülle entbunden werden, die zur Gründung des Weltreichs erforderlich war. Für Rom war die Zwietracht um so nötiger,

als das feste Gefüge des römischen Geistes und Lebens, die unbedingte Herrschaft der Autorität in Staat und Haus die Gefahr des Steifwerdens nahe brachte, wenn auch die geographische Lage des Ländchens Latium dafür gesorgt haben würde, daß die Steifheit nicht bis zur chinesischen Versteinerung gediehen wäre. Auch halte ich die Ansicht, die Mommsen bei der Beurteilung des Instituts der Volkstribunen ausspricht, nicht für richtig, es sei ein Unglück für Rom gewesen, daß es die Monarchie erst so spät erhalten habe. Eine Dynastie oder gar ein einzelner Monarch hätte das wunderbare Gefüge des römischen Weltreichs nicht zu stande gebracht; das konnte nur das Werk eines ganzen Volkes sein, und dessen Kräfte durften nicht vorzeitig gebunden, mit ihrer Thätigkeit aus dem politischen Gebiet ins Privatleben und in die Municipien verwiesen werden, wie es später durch das Kaisertum geschah; Monarchen bringen rascher als Republiken durch Eroberung ein großes Reich zusammen, aber ihre Schöpfungen zerfallen auch rasch wieder.

Wir haben nun nachzusehen, was die römischen Parteikämpfe mit unsern heutigen gemein haben, und worin sie sich von diesen unterscheiden. Die Kämpfe der ersten Periode, von 510 bis 300, sind die bei weitem merkwürdigsten. Daß sich die Armen mit den Reichen, die *misera contribuens plebs* mit den Privilegierten, die Unterdrückten mit den Herrschenden jahrhundertlang herumbalgen, das ist nichts besondres, sondern bildet sozusagen den Inhalt der Weltgeschichte. Und auch daß ein privilegiertes Stand gestürzt wird, durch eine Revolution oder in einem Kriege, kommt öfter vor; wie alles Irdische, so nimmt auch jede Herrschaft ein Ende. Aber daß ein Stand zweihundert Jahre lang, den Blick fest aufs Ziel gerichtet, um Gleichberechtigung ringt, den Gegner nicht in einer Revolution über den Haufen rennt, sondern schritt-

weise zurückdrängt und ihm seine Vorrechte eins nach dem andern abringt, bis das Ziel erreicht, die völlige Gleichberechtigung errungen, der Standesunterschied verschwunden ist, das hat man nur einmal im ganzen Verlauf der Weltgeschichte gesehen. Und auch das andre ist kein zweitesmal gesehen worden, daß sich die Parteien in diesem zweihundertjährigen Kampfe streng innerhalb der Schranken der Gesetze gehalten, diese zwar manchmal zu umgehn gesucht, aber niemals frech durchbrochen haben, und daß in ihnen trotz der Erhitzung der Leidenschaften zur Glühhitze kein Bürgerblut geflossen ist, wenn wir von ein paar Meuchelmorden absehen und von ein paar unter dem Schein von Hinrichtungen verübten politischen Morden. Straßenkämpfe mit Fäusten hat es zwar einigemal gegeben, aber vor der Zeit der Gracchen keinen mit Knüppeln und mit blanker Waffe, wie die Griechen Dionys von Halikarnaß, Appian, Plutarch mit ehrfurchtsvollem Staunen hervorheben. Weit wichtiger als die Kriegsgeschichten, schreibt Dionys 7, 66, sei die innere Geschichte der Staaten. In der innern Geschichte Roms aber sei das bewundernswürdigste und ruhmvollste, daß weder das Volk die Reichen abgeschlachtet und beraubt, noch der Adel das Volk mit Hilfe von Mietzsoldaten unterdrückt habe; sondern wie in einem guten Hause Brüder mit Brüdern, Kinder mit Eltern ihre Rechtsstreitigkeiten in ruhiger Aussprache schlichteten, so hätten es in Rom die Parteien gehalten, irgend etwas frevelhaftes und gottloses aber einander nicht zugesügt.

Unterscheidet sich so dieser Ständekampf ganz allgemein von den politischen Kämpfen aller Völker und Zeiten, so scheint er namentlich mit unsern modernen gar nichts gemein zu haben. Er war kein Kampf zwischen Stadt und Land. Es gab eben im alten Latium keinen Unterschied, geschweige denn einen

Interessengegensatz zwischen Stadt und Land. Man hat die antiken Staaten Ackerbürgerschaften genannt. Doch drückt diese Bezeichnung die Sache noch nicht genau genug aus. Der antike Bürger war nicht ein Stadtbürger, der draußen vorm Thor einen Ackerfleck hat, sondern er war ein Bauer, der auf seinem Hofe wohnt, und der nur in die Stadt, den die Heiligtümer umschließenden Versammlungsort der Markgenossenschaft, zu Markte kommt. Während des Marktes erfüllt er auch seine Bürgerpflichten — die Volksversammlungen und Wahlhandlungen wurden regelmäßig an den Markttagen abgehalten —, und erforderte es die Not, oder wollte er an den Festen und andern städtischen Vergnügungen teilnehmen, so konnte er ein paar Tage, auch ein paar Wochen in der Stadt bleiben, denn er hatte ein Haus darin. In Kriegszeiten barg er seine Familie und sein Vieh hinter den Stadtmauern. Mittellose Einwanderer und freigelassene Sklaven werden es zuerst gewesen sein, die, sich in der Stadt eine Hütte bauend und beständig darin wohnend, mit Handwerksarbeit ihr Brot verdienen, was der Grundbesitzer selbstverständlich unter seiner Würde achtete und auch gar nicht nötig hatte. Griff er auch selbst manchmal zu Axt und Säge, zu Hammer und Amboß oder zu andern Werkzeugen, so arbeitete er für seine eigne Wirtschaft, wie Zimmermanns Hoffschulze, der meint: „Ein Narr, der dem Schmied giebt, was er selbst verdienen kann.“ Was so die Natur der Sache mit sich bringt, hat spätere Grübeleien einem weisen Gesetzgeber als Verdienst angerechnet. Romulus, schreibt Dionys 1, 28, „wußte aus Erfahrung, daß nicht Belehrung, sondern nur Gewöhnung an heilsame Arbeit die Masse dahin bringt, das Gerechte dem Gewinnbringenden vorzuziehen, bei anstrengender Arbeit freiwillig auszuhalten und kein Gut höher zu schätzen als die Tugend. Deshalb

überließ er die Sitz- und Ofenarbeiten, die schändliche Lüste nähren und Leib und Seele verderben, den Sklaven und den Fremden; den freien Bürgern aber ließ er nur zwei Beschäftigungen übrig: den Ackerbau und den Krieg. Denn bei diesen beiden Beschäftigungen bleiben die Menschen mäßig, werden nicht so leicht zu gesetzwidrigem Liebesgenuß verleitet und suchen Gewinn nicht durch Schädigung ihrer Mitbürger, sondern durch Überwindung von Feinden. Er machte es aber nicht wie die Lacedämonier, bei denen diese Beschäftigungen zwei verschiedenen Klassen von Bürgern zugeteilt sind, da er meinte, daß jede für sich allein unvollkommen sei und zu mancherlei Tadel Anlaß gebe; sondern dieselben Bürger sollten den Acker bestellen und die Kriege führen. In Friedenszeit gewöhnte er sie, bei ihrer Ackerarbeit zu bleiben und nur jeden achten Tag (an den Nundinen) des Marktes wegen in die Stadt zu kommen. So oft aber ein Krieg ausbrach, leitete er sie an, den Krieg selbst zu führen und weder die Kriegsarbeit noch die Kriegsbeute ändern zu überlassen.“ Also es gab Handwerker im ältesten Rom, sogar acht Zünfte werden in der Königszeit erwähnt: Flötenbläser, Goldschmiede, Kupferschmiede, Zimmerleute, Walker, Färber, Töpfer und Schuster. Aber sie waren ein so unbedeutender Bestandteil dieses Bauernstaats, daß sie keine Gelegenheit hatten, im Ständekampf eine Rolle zu spielen. Sie werden dabei gewesen sein, so oft die Armen auf dem Markte lärmten, aber kein Chronist hat sich veranlaßt gesehen, sie zu erwähnen. Aus diesem Mangel an Bedeutung erklärt es sich auch, daß wir nichts vernehmen von einem Kampf zwischen Großindustrie und Kleingewerbe, obwohl dieses thatsächlich — allerdings wahrscheinlich erst nach 300 v. Chr., vielleicht sogar erst nach dem zweiten Punischen Kriege — von der mit Sklaven betriebnen Manufaktur vernichtet

worden ist. In Rom selbst wenigstens, in den kleinen Städten wohl nicht. Und zwar machte der große Sklavenhalter den Handwerker auf zweifache Weise brotlos, zunächst ließ er alles, was er selbst brauchte, von seinen Sklaven anfertigen, dann aber begnügte er sich damit noch nicht, sondern er ließ auch in seinem Hause Waren für den Markt anfertigen. Übrigens flossen den Reichen zu derselben Zeit, wo sie ihre Manufakturen anlegten, die Mittel zu, etwa brotlos gewordne freie Handwerker zu entschädigen; diese wurden ja bekanntlich späterhin theils auf Staatskosten ernährt und amüsiert, theils von ihren reichen Patronen als Stimmvieh gefüttert und als Paradedeinde gepußt. Unter den Kaisern ist dann aus den freigelassenen Handwerksknechten der großen Unternehmer ein neuer Stand freier Handwerker hervorgegangen, dessen Zünfte im christlichen Mittelalter zu so hoher Blüte gelangt sind. Aber alle diese Wandlungen des Handwerks sind den Chronisten so unwichtig erschienen, daß sie sie keiner Erwähnung wert gehalten haben; und das würde nicht der Fall gewesen sein, wenn die Gewerbetreibenden je einmal eben als Gewerbetreibende, nicht bloß als arme Leute in die Bewegung eingegriffen hätten. Als Andeutung einer Teilnahme der Gewerbetreibenden an den Unruhen kann man die wiederholt vorkommende Notiz auffassen, daß die Kramläden geschlossen worden seien, was allerdings auch auf Befehl der Obrigkeit geschah, wenn in großer Kriegsgefahr alle Mann aufgeboten werden mußten, wie nach Livius 3, 27 bei einem Überfall der Sabiner.

Der Parteikampf war ferner kein Kampf zwischen einer Kapitalmacht und den produktiven Ständen. Die wuchernden Reichen waren ebenfalls Bauern, Großbauern, allerdings adliche, also nach heutiger Sprechweise Rittergutsbesitzer, nur daß ihre Höfe vor dem Jahre 200 den Umfang des heutigen durchschnitt-

lichen Ritterguts nicht erreichten. Es war also ein Kampf der kleinen Landwirte gegen die großen, die, nur in einem bedeutend weitem Bezirk, ungefähr die Rolle spielten, wie heute der russische Dorfwucherer in seiner Gemeinde. Die ärgsten Geldjuden, die es je in der Geschichte gegeben hat, nennt Rodbertus die adlichen Gutsbesitzer Altroms. Mommsen weiß, gestützt auf den berühmten Handelsvertrag Roms mit Karthago vom Jahre 509, auf Münzfunde und andre Beweisstücke, sehr viel zu erzählen von der Bedeutung Roms als einer Handelsmacht schon in vorhistorischer Zeit. Wie immer es damit stehen mag, jedenfalls hat er darin Recht, daß wie die Kapitalisten, so auch die Handelsherren Roms niemand anders gewesen sind als seine großen Bauern. Ein ähnlicher Zustand kehrt im Anfange des deutschen Städtelebens, im zehnten und elften Jahrhundert wieder, wo zuweilen die sämtlichen Bürger einer Stadt als Kaufleute bezeichnet werden. Es waren die Grundbesitzer, die auch außerhalb der Stadtmauern großen Besitz und das Recht hatten, die Überschüsse ihrer Wirtschaft zu exportieren und Gegenstände des Luxus dafür einzuführen. Es gab also in Rom während des großen Ständekampfs keinen besondern Handelsstand, weder einen solchen von Warenhändlern noch einen von Geldhändlern. Einzelne Getreidehändler, deren Aufgabe es war, in Zeiten des Mangels Getreide aus dem Auslande herbeizuschaffen, scheint es nach Dionys 9, 25 gegeben zu haben. Die Krämer gehörten zur unangesehenen und einflußlosen Klasse der Gewerbtreibenden.

Endlich handelte es sich niemals um einen Kampf zwischen Unternehmern und Arbeitern. Freie Lohnarbeiter hat es zwar, wie es scheint, jederzeit gegeben, aber in so geringer Anzahl, daß sie nicht in Betracht kamen. Die Masse der besitzlosen Arbeiter bestand

aus Sklaven, und diese waren für die Politik nicht vorhanden, denn sie waren de jure nicht Menschen, sondern Sachen, *instrumenta vocalia*, stimmbegabte Arbeitsmaschinen. Sie waren der eine der beiden Bestandteile des antiken Kapitals, dieses Wort im volkswirtschaftlichen Sinne genommen. Da es Maschinen gar nicht gab, und das Inventar an Werkzeugen und Geräten weder sehr vielfach noch sehr kostbar war, so bestand das Kapitalvermögen des römischen Pater familias der Hauptsache nach aus familia et pecunia, Sklaven und Vieh. Die Sklaven konnten ausbrechen und Unheil anrichten wie durch Mißhandlungen wild gemachte Bullen, aber sie konnten weder Forderungen an den Staat richten, noch Revolutionen machen. Man darf jedoch nicht glauben, daß mit dem empörenden juristischen Begriff des Sklaven im Privatleben Ernst gemacht worden wäre, und daß man den Sklaven weder für einen Menschen gehalten, noch als solchen behandelt hätte; bis zum Ende des ersten Punischen Kriegs haben es die Sklaven nicht sehr schlimm gehabt. Was von der gesetzlichen Gewalt des Hausvaters über Frau und Kinder gesagt worden ist, das gilt auch von der über die Sklaven; gesetzlich unumschränkt, war sie durch Religion, Sitte, Vernunft, Gemüt und Interesse beschränkt, und der Mann, der vor dem Gesetz als eine käufliche und der Willkür des Herrn schutzlos preisgegebne Sache galt, wurde auf dem Acker als treuer Arbeitsgenosß und daheim als ein Hausgenosß geschätzt, mit dem man nach gemeinsam vollbrachter Arbeit am Herdfeuer gemütlich plauderte. Die Haustiere sind auch bei uns de jure Sachen und werden das wohl immer bleiben, aber daraus folgt nicht, daß sie grausam oder auch nur roh behandelt werden müßten. Bei den Römern der ältern Zeit kam noch hinzu, daß ihre Sklaven Gefangne waren, die sie im Kriege mit stammverwandten

Völkern erbeutet hatten, und daß, da oft genug auch Römer in Kriegsgefangenschaft gerieten, die Furcht vor Wiedervergeltung nicht minder wie die Achtung vor der Stammverwandtschaft eine menschliche Behandlung der Sklaven anriet; das wechselnde Kriegsglück konnte schon morgen den Sklaven des Römers in den Herrn seines Herrn verwandeln. Der Römer war kein weichlicher Mensch; er hatte weder ein empfindsames Gemüt, noch eine empfindliche Haut; der Schläge war auch der Freie nicht ganz ungewöhnt. Er bekam solche im Felde vom Feinde und daheim mitunter von der Polizei, die ja Rutenbündel als Abzeichen ihrer Vollmacht führte, und von seinesgleichen ließ sich der römische Bauer, wie Thering (Der Kampf ums Recht S. 37) sagt, um 25 As ohrfeigen. Als Schuldknecht erlitt er im Karzer seines Gläubigers Mißhandlungen, und dieser konnte ihn in die Sklaverei nach auswärtz verkaufen (nicht daheim zum Sklaven machen; kein Römer durfte einen andern römischen Bürger zum Sklaven haben, sondern nur wie einen Sklaven halten). So wird denn auch der römische Sklave so manchen Schlag bekommen haben, aber für gewöhnlich wird seine Lage nicht unerträglich gewesen sein, um so erträglicher, als er keine Ursache hatte, seinen Herrn um irgend etwas außer der Freiheit, der Ehre und des Familienglücks zu beneiden. Denn der Herr führte kein Lotterleben und erfreute sich keiner Genüsse und Bequemlichkeiten, die dem Sklaven unzugänglich gewesen wären; er verrichtete dieselbe schwere Arbeit, genoß dieselbe grobe Kost und war mit demselben einfachen Lager zufrieden wie sein Knecht. Nur an den Markttagen, schreibt Dionys 7, 57 in der Geschichte Coriolans, seien die Bürger in die Stadt gekommen; an den sieben dazwischen liegenden Tagen hätten sie auf dem Lande gelebt, „weil die meisten arm waren und mit eignen Händen arbeiteten.“

Zudem sahen Herr und Sklave die Sklaverei für eine ebenso unabänderliche als unentbehrliche Einrichtung an, in die sich der Betroffene zu fügen habe, und gegen die sich aufzulehnen nichts nütze; sich durch Gehorsam, Fleiß und Treue die Zufriedenheit seiner Herrschaft erwerben, war das einzige, was der Sklave zur Verbesserung seiner Lage thun konnte, und ist daher sicherlich als das klügste von der überwiegenden Mehrzahl der Sklaven gewählt worden. Winkte freilich die unmittelbare Aussicht auf Befreiung, so hatte die Ergebung ein Ende, und es kam zu einem Aufstande. Aber die Sklavenaufstände der frühern Zeit waren nicht wie die spätern ziellose Ausbrüche der Verzweiflung, sondern Versuche, den römischen Staat umzustürzen; so sollen im Jahre 500 die Tarquinier eine Verschwörung von Plebejern und Sklaven zum Sturze der Adelsherrschaft angestiftet haben. Eine verhältnismäßige Selbständigkeit wurde vielen Sklaven schon in der ältern Zeit dadurch zu teil, daß sie nicht als Gesinde auf dem Hauptgute beschäftigt, sondern auf ein Pachtgütchen gesetzt wurden, wo sie auch ein ordentliches Eheleben führen nicht bloß durften, sondern mußten; denn einen Bauern giebt's nicht ohne Bäuerin. Die spätern Ackerbauschriststeller heben denn auch die wichtige Stellung der Meierin in der Wirtschaft gebührend hervor. (Sogar ihre nicht gerade zur landwirtschaftlichen Qualifikation gehörigen Eigenschaften läßt Columella nicht außer acht; sie dürfe, meint er, nicht so häßlich sein, daß ihr Mann vor ihr davonläuft und in der Stadt Ersatz sucht, aber auch nicht so schön und liebreizend, daß er ihr den ganzen Tag nachläuft und darüber das Feld versäumt.) Der Ertragsüberschuß von einem solchen Pachtgütchen oder einer Villifikation, später auch von andern gewinnbringenden Beschäftigungen, die ihm der Herr überträgt, und woran er ihm einen Gewinnanteil läßt, gewähren ihm

die Mittel zum Loskauf, sodaß jedem fleißigen und tüchtigen Knecht die Aussicht auf Freiheit nicht verschlossen ist.)\*

\*) Stellen wir noch zusammen, was Thering in seinem Geist des Römischen Rechts über den religiösen und gentilicischen Schutz der Sklaven sagt. (Den ersten Band zitiere ich nach der dritten, den zweiten nach der vierten Auflage.) „Es gab heilige Orte und Zeiten, an denen Verfolgung und Strafe ruhte. Vor dem Zorn des Hausherrn flohen die Untergebenen zum Hausaltar. An den Leistikornien, wo Haß und Zank ruhte, nahm man den Gefangnen die Fesseln ab und hielt es für bedenklich, sie nachher wieder anzulegen. Wenn der Priester des Jupiter (flamen dialis) ein Haus betrat, in dem sich ein Gefesselter befand, so gebot das fas, ihm seine Bande abzunehmen und sie über das Dach aus dem Hause zu schaffen. Wenn jemand, der zur Geißelung abgeführt ward, ihm begegnete und ihm zu Füßen fiel, so mußte die Exekution aufgeschoben werden“ (I, 288). Die Sittenpolizei der gens, die später auf den Zensor überging, „vermittelt das Prinzip des subjektiven Willens, das die Möglichkeit der unsittlichsten Konsequenzen in sich schließt, mit der Sittlichkeit. Sie schützt die Kinder, Frauen und Sklaven, die jenes Prinzip der Gewalt der Hausherrn ohne Einschränkung überliefert, gegen grausame und tyrannische Behandlung“ (I, 194). „Als Fälle, wo der Zensor einzuschreiten hatte, werden uns genannt: Meineid, Ehebruch, leichtsinnige Ehescheidung, Ehelosigkeit, Grausamkeit gegen Untergebene, z. B. auch gegen Sklaven, Schwelgerei, Verschwendung, selbst bloßer Luxus, Zerrüttung der ökonomischen Verhältnisse, unordentlicher Betrieb der Landwirtschaft, tadelnswertes öffentliches Auftreten“ (II, 52). — Fügen wir hier gleich bei, wie später die Kaiser schützend eingetreten sind. In den Institutionen des Gajus lauten die schon in der Abhandlung über die Sklaverei erwähnten §§ 52 und 53 des ersten Buches: „In der Gewalt der Herren also stehen die Knechte . . . Aber in unsrer Zeit ist es weder den römischen Bürgern, noch andern Menschen, die dem römischen Volke unterthänig sind, gestattet, ohne Ursache und maßlos gegen ihre Knechte zu wüthen. Denn nach einer Konstitution des heiligsten Kaisers Antoninus wird einer, der seinen eignen Sklaven tötet, nicht weniger haftbar gemacht als der Mörder des Sklaven eines andern. Aber auch übermäßige Härte wird durch desselben Kaisers Konstitution verboten. Denn wegen solcher Sklaven, die zu den Tempeln der Götter oder zu den Bildsäulen der Fürsten ihre Zuflucht nehmen, von einigen Provinzialstatthaltern befragt, hat er vorgeschrieben, daß Herren, deren Härte die Sklaven unerträglich finden, diese zu verkaufen gezwungen werden. Und beide Vorschriften sind gerechtfertigt, denn es ist uns nicht erlaubt, von unserm

Im dreiundzwanzigsten Kapitel des vierten Buches des Dionys finden wir eine Erzählung, die sicherlich nicht im strengen Sinne des Wortes historische Wahrheit enthält, aber die Sklaverei der ältern Zeit sehr gut beleuchtet. Vorher ist über die Gesetzgebung des Servius Tullius berichtet und zuletzt mitgeteilt worden, daß dieser König auch den Freigelassenen das Bürgerrecht verliehen habe. Da die Patrizier darüber gemurrt hätten, erzählt er weiter, habe er eine Volksversammlung einberufen und sich vor dieser wie folgt gerechtfertigt: Er wundre sich über die ihm Zürnenden; diese schienen zu glauben, der Freie unterscheide sich seiner Natur nach vom Sklaven, während doch nur der Zufall den Unterschied begründe. Sie schienen den Menschen nicht nach seinem Charakter, sondern nach seinem Glück oder Unglück abzuschätzen, und übersehen dabei auch noch, wie rasch die Geschicke wechselten, und daß auch der Glücklichste nicht wisse, wie lange ihm das Glück treu bleiben werde. Er hat sie zu bedenken, wie viele Städte der Griechen sowohl als der Barbaren aus der Knechtschaft zur Freiheit gelangt, wie viele aus der Freiheit in die Knechtschaft gestürzt worden seien, und er rügte ihre Thorheit, daß sie den der Freiheit für würdig Erklärten das Bürgerrecht nicht gönnten. Halte man einen Knecht für einen

---

Recht einen schlechten Gebrauch zu machen, weshalb ja z. B. auch den Verschwendern die Verwaltung ihres Vermögens entzogen wird.“ Aus dem letzten Satze folgt, daß, wenn einmal dem Eigentümer das *ius utendi et abutendi* zugeschrieben wird (wo das steht, weiß ich nicht, die deutschen Gegner des römischen Rechts pflegen sich darauf zu berufen), *abuti* nicht mißbrauchen, sondern abnutzen übersezt werden muß. Zum Asylrecht aber ist zu bemerken, daß nach Tacitus (Annalen III, 36) schon in des Tiberius Zeit die Herren klagten, sie müßten sich von ihren Sklaven mit Worten und Fäusten bedrohen lassen, denn sobald man ihnen eins auswischen wolle, berührten sie ein Bildnis des Kaisers und seien dadurch gefeit.

schlechten Menschen, so solle man ihn nicht freilassen; halte man ihn dagegen für rechtschaffen und tüchtig, so solle man ihn nicht mißachten und wie einen Ausländer behandeln. Es sei doch ungereimt, wenn sie Fremden das Bürgerrecht einräumten, ohne nachzuforschen, ob nicht mancher der so Begnadigten ursprünglich Sklave gewesen und erst später frei geworden sei, solche aber, die bei ihnen selbst gedient hätten, dieser Gnade unwürdig erachteten. Sie dünkten sich klüger als alle andern Menschen und sähen nicht einmal ein, was doch auch dem Dümmden einleuchten müsse, daß die Herren zwar sich wohl überlegen müßten, ehe sie einem Knechte das höchste aller Güter gewährten, daß dagegen die Knechte voller Eifer sein würden, ihren Herren zu nützen, wenn sie wüßten, daß ihnen nicht allein die Freiheit winke, sondern auch die Aussicht, sofort nach der Freilassung Bürger einer großen und glücklichen Stadt zu werden. Und wer es etwa noch nicht wisse, den wolle er hiermit belehrt haben, daß einer Stadt, die sich zu großem berufen fühle und nach Herrschaft strebe, nichts mehr not thue als Menschenreichtum; sodas sie alle ihre Kriege mit den Waffen ihrer Bürger durchkämpfen könne und nicht nötig habe, ihren Schatz durch Besoldung von Mietlingen zu erschöpfen; aus diesem Grunde hätten auch seine Vorgänger fremden Anzüglern das Bürgerrecht erteilt. Nähmen sie seinen Gesetzborschlag an, so werde es ihnen niemals an einer kriegstüchtigen Jugend fehlen, und deren Zahl werde hinreichen, sollte man auch mit aller Welt Krieg zu führen gezwungen sein. Übrigens werde die Maßregel nicht bloß dem Staate, sondern den einzelnen reichen Bürgern nützen; denn deren Freigelassene würden aus Dankbarkeit in der Volksversammlung und bei Wahlen nach ihren Wünschen stimmen, und die Nachkommen dieser Freigelassenen würden den Nachkommen ihrer frühern

Herrn anhänglich bleiben und sich ihnen als Klienten nützlich erweisen.

Durch diese Rede hätten sich die Patrizier überzeugen lassen; das Gesetz sei angenommen worden und gelte bis auf den heutigen Tag, d. h. bis auf die Zeit des Augustus. An diese Erzählung knüpft Dionys eine Betrachtung über die Gegenwart an. Die Römer seien in den ältesten Zeiten auf die gerechteste Weise zu ihren Sklaven gekommen. Entweder hätten sie sie *sub hasta* gekauft, wenn Kriegsgefangne für den Staat versteigert wurden, oder die Feldherren hätten ihnen erlaubt, die von ihnen selbst Gefangnen nebst der andern Beute zu behalten. Servius Tullius habe also sicherlich nichts Unehrenhaftes angeordnet, wenn er gestattete, daß Beute, die im Kampfe für Freiheit und Vaterland beides verloren hätten, beides von denen wiedererlangten, an die sie es verloren hatten. Den meisten sei die Freiheit ihrer Bravheit wegen geschenkt worden, und das sei die schönste Art der Freilassung. Andre zahlten ein Lösegeld, das sie sich mit rechtschaffner und untadelhafter (*δσιων*) Arbeit verdient hätten. In der Gegenwart aber sei die Würde des Römerstaats so tief gesunken, daß Freiheit und Bürgerrecht mit dem Gewinn erkaufte würden, den die Sklaven durch Straßenraub, gewerbsmäßige Unzucht und andre Schändlichkeiten erzielt hätten. Andre würden mit dem Bürgerrecht dafür belohnt, daß sie ihren Herren bei Mord, Giftmischerei und dergleichen Frevel geholfen hätten, noch andre würden freigelassen, weil ihre Herren durch sie die Korn- und sonstigen Spenden ziehn wollten, die der Staat an arme Bürger austheile; manche verdankten die Freiheit auch dem bloßen Leichtsinne und der Eitelkeit ihrer Herren. Komme es doch vor, daß ein Mann alle seine Sklaven testamentarisch freilasse, nur damit er nach seinem Tode als ein edler Mann gepriesen werde und ein

recht langer Zug von Mützenträgern\*) seiner Leiche folge. (Petronius hat im Trimalchio einen solchen eiteln Wohlthäter geschildert.) In diesem Zuge aber sehe man manchen, der kurz vorher als Verbrecher im Gefängnis gesessen, und der tausendmal den Tod verdient hätte. Daß solche unverbesserliche Schandhuden zu Bürgern der gebietenden Stadt gemacht würden, schmerze die guten Bürger.

Dieser Gedankengang des Dionys verdient die ernsteste Beachtung. Stadt- und Staatsbürger — beides fiel ja zusammen — konnte ursprünglich nur der Grundbesitzer sein. Für sein Wohlverhalten bürgte einerseits sein Grundbesitz — seine Aktie, wie es Möser nennt, an die man sich halten konnte, wenn er entweder einen Frevel beging oder seine Pflichten gegen den Staat, die Aktiengesellschaft, nicht erfüllte — und seine Eingliederung in eine Gemeinde von mäßigem Umfang, die jedes einzelne ihrer Mitglieder kannte und keine Unordnungen aufkommen ließ. Bei solcher Verbürgtheit des Charakters, bei der Gleichheit der Bildung und der Gleichartigkeit der Interessen aller Bürger — das Gleichgewicht der Interessen wurde freilich beständig gestört, aber die Partekämpfe waren eben das beständige Streben, es wieder herzustellen — konnte die Bürgerchaft nicht allein sich selbst regieren, sondern die Selbstregierung war die einzige angemessene Regierungsform. In der alten Zeit nun wurde durch die Verleihung des Bürgerrechts an Sklaven die Selbstregierung noch keineswegs gefährdet, weil diese Sklaven ursprünglich Bürger von Nachbarstaaten waren, die sich ebenfalls selbst regierten.

---

\*) Bei der Freilassung wurde dem Begnadeten eine Mütze aufgesetzt. Im Gastmahl des Trimalchio hat der gebratne Eber eine Mütze auf dem Kopf. Die Gäste des vorhergehenden Tages haben ihn nämlich nicht gemocht, deshalb erscheint er mit einer Freiheitsmütze geschmückt.

Wenn dann aber später Krethi und Plethi, Besitzlose und sogar Verbrecher zu Bürgern gemacht wurden, und wenn zugleich die Zahl der Bürger durch Ausdehnung des Staatsgebiets in die Hunderttausende stieg, so waren damit die Lebensbedingungen der Republik vernichtet. Nach Dionys soll der sittlich Unfreie nicht einmal persönlich und wirtschaftlich frei sein, und damit hat er zweifellos Recht; wie unge-reimt aber ist es vollends, so sagen wir mit ihm, einem, dem nicht einmal die Verantwortung für seine eignen Angelegenheiten anvertraut werden kann, das Bürgerrecht zu verleihen und ein Stückchen vom Geschick des Vaterlands in seine Hände zu legen!

Insofern glich der Parteikampf Altroms den heutigen Klassenkämpfen, als er ein Kampf zwischen arm und reich war. Aber Reichtum und Armut waren ihrer Art, ihrer Entstehungsweise und den zwischen ihnen liegenden Streitpunkten nach von allem heutigen durchaus verschieden, und außerdem war der Kampf um das Vermögen mit einem politischen Kampfe verquickt, der, oberflächlich gesehen, seit der Einführung der modernen Verfassungen bei uns nicht mehr vorkommen kann. Die Ungleichheit der Rechte in den alten Staaten entsprang daraus, daß sich die Bürgergemeinden irgend einmal in vorgeschichtlicher Zeit konstituiert und von da ab den Neuangezogenen das Vollbürgerrecht nicht mehr eingeräumt haben. Daß dieses besitzlosen Einwandern, die sich in ihrer neuen Heimat mit Handwerk oder Tagelöhnerlei zu nähren gedachten, nicht gewährt werden konnte, versteht sich bei der Natur solcher Staaten von selbst. Aber auch solchen Einwandern gegenüber, die Geld zum Landkauf mitbrachten, verhielt man sich zurückhaltend; teils aus Stolz auf die Würde des eingebornen und altangesehnen Geschlechts, teils weil das Bürgerrecht zugleich ein Recht auf die Nutzung der im Kriege er-

obersten Domänen war. Wer von den Ankömmlingen sich Gunst zu erwerben verstand oder durch die Größe seines Besitzes imponierte, der mochte immerhin in den geschlossenen Kreis der Altbürger eindringen, wie jener Etrusker griechischer Abstammung, der die tarquinische Dynastie begründete, und der Stammvater der Claudier, die, kaum ins Patriziat eingedrungen, am leidenschaftlichsten für dessen starre Absperrung und für die Aufrechterhaltung seiner Privilegien kämpften. Hatten in Rom die Eingewanderten samt den durch die Unterwerfung der kleinen Nachbarstädte ohne Verlust der persönlichen Freiheit dahin Verpflanzten anfangs nur als Schutzbürger von Altbürgern, als Klienten eines Patrons, an den Wohlthaten der bestehenden Rechtsordnung teilgenommen, so wurden sie dann durch die servianische Verfassung in ein unmittelbares Verhältnis zum Staate gebracht; sie wurden zum Kriegsdienst und vorkommendenfalls zu Geldleistungen verpflichtet und erhielten ein Stimmrecht, das freilich nach dem Zensus abgemessen und daher für die große Masse der Ärmern illusorisch war; Servius Tullius habe die Ärmern um das Stimmrecht betrogen, meint Dionys, durch ein Scheinstimmrecht ihren Unwillen über die ihnen aufgelegten Lasten beschwichtigt, würde es richtiger ausgedrückt heißen. Sobald die Altbürgerschaft eine ansehnliche Menge von Passivbürgern neben sich hatte, die ihr die Staatslasten tragen halfen, aber verfassungsmäßig von den Ämtern, mißbräuchlich und thatsächlich von der Nutzung des Staatsvermögens ausgeschlossen waren, stand sie als ein privilegierter Adel da. Und bald waren sie, die Altbürger, es auch, die den Besitz und damit nach der aristokratischen Anschauung aller Zeiten die Tugend repräsentierten gegenüber der besitzlosen und darum nach derselben Anschauung liederlichen Menge. An sich fiel der Gegensatz von arm und reich mit dem

von plebes und patres nicht zusammen. So mancher Adliche verarmte, weil er sich mit mehreren Geschwistern in die väterliche Hufe — die Bürgerhufen scheinen ursprünglich nicht mehr als zwanzig Morgen enthalten zu haben — zu teilen hatte und im Besitz-erwerb auf Unkosten der Gemeinde nicht geschickt genug war. Mit ihrem Cincinnatus, der von seiner Hände Arbeit auf einem winzigen Gütchen gelebt haben und zweimal nackt vom Pfluge geholt worden sein soll, um das Vaterland als Diktator zu retten, haben sich die Römer bis in die Kaiserzeit hinein gebrüstet, und er soll beidemal gejammert haben, nun werde er nach der Ernte nichts zu essen haben, da er sein Feld brach liegen lassen müsse. Auch den Menenius Agrippa, den man sich wie Shakespeare gern als gemüthlichen Bonvivant mit einem ansehnlichen Bauche denkt, läßt die historische Sage blutarm sterben. Den Fabricius läßt Dionys zu Pyrrhus sagen, er habe nur ein ganz kleines Gütchen und außer dessen Ertrag keine Einnahmen, weder von ausgeliehenem Gelde noch von Sklavenarbeit. Andernseits gab es unter den Plebejern Leute von Vermögen. Aber da die Patrizier von Haus aus Vollhufner waren, die Verfügung über den Staatsacker hatten und bei Streitigkeiten Recht sprachen, die Plebejer der Mehrzahl nach von Haus aus arm waren und den Zugang zur Reichthumsquelle verschlossen fanden, so begann der Grundbesitz gar bald sich in den Händen der Privilegierten anzuhäufen.

In der Natur der lebenden Wesen liegt es, daß ihnen Segen und Verderben, Tod und Leben aus derselben Wurzel quillt, daß eines jeden Untergang in seiner eigentümlichen Organisation begründet ist. Als politische Grundeigenschaft der alten Siebenhügel-gemeinde kann man die Vereinigung des Bauern- und Kaufmannsgeistes mit einem wunderbar stark ent-

wickelten organisatorischen Kolonisationstriebe bezeichnen. Darüber, daß die Römer, gleich allen ihren latinischen Stammgenossen und den übrigen italiſchen Stammverwandten, ein echtes Bauernvolk gewesen ſind, voll leidenschaftlicher Liebe zu ihrer Scholle und zu ihrem landwirthſchaftlichen Gewerbe, hat niemals ein Zweifel gewaltet; daß ſie zugleich auch Virtuosen im Kaufmannsgeschäft gewesen ſein ſollen, klingt von vornherein unglaublich, aber man muß es Mommsen, der zuerſt auf dieſe Eigentümlichkeit hingewieſen hat, dennoch glauben. Ihr Güterrecht ſei durchaus ein Kaufmannsrecht. „Hand in Hand gehn die größte Liberalität in der Geſtaltung des Verkehrs und das ſtrengſte Exekutionssystem, ganz wie heutzutage in Handelsſtaaten die allgemeine Wechſelfähigkeit und der ſtrengſte Wechſelprozeß zuſammen auftreten. Der Bürger und der Schutzgenoffe ſtehn ſich im Verkehr vollkommen gleich; Staatsverträge geſtatten umfaſſende Rechtsgleichheit auch dem Gaſt; die Frauen ſind im Recht mit den Männern völlig in eine Linie geſtellt, obwohl ſie im Handeln beſchränkt ſind; ja der kaum erwachſene Knabe bekommt ſogleich das umfaſſendſte Dispoſitionsrecht über ſein Vermögen. Wer überhaupt verfügen kann, iſt in ſeinem Kreiſe ſo ſouverän, wie der Staat herrſcht über alle.“ Scheineigentum wird nicht geduldet. Ein erbarmungsloſes Schuldrecht, das anfangs auch keine Beſchränkung der Zinshöhe kennt, ſtellt den Gläubiger unbedingt ſicher und giebt den Schuldner ganz in ſeine Hand; kann dieſer nicht zahlen, ſo geht nicht allein ſein Beſitz, ſondern er ſelbſt mit Weib und Kind ins Eigentum des Gläubigers über; daß ſich ein verſchuldeter Grundbeſitzer auf ſeinem Gute noch jahrelang hält, wenn er die Zinſen aufbringt und keiner ſeiner Hypothekengläubiger rückſichtslos verfährt bis an ſein Lebensende, das kam in Rom nicht vor. Welche Ausſicht

auf Bereicherung für einen klugen und energischen Mann! Lucumon, der spätere Tarquinius, erzählt Dionys, habe erfahren, daß Rom alle Fremden bereitwillig aufnehme, ihnen das Bürgerrecht erteile und jeden nach Verdienst ehre. Nach Verdienst, das bedeutet natürlich, wie überall, zunächst: nach der Größe seines Vermögens. Und Livius läßt den Tarquinius erwägen, daß in einem neu gegründeten Staate auch der Adel sich neu bilde und durch Tüchtigkeit erworben werde; da sei also der rechte Platz für einen tüchtigen Mann. Rom, das zugleich grundsätzlich jeden Fremden mit offenen Armen aufnahm, wie schon die Ahylogeschichte in der Gründungssage andeutet, war demnach das Dorado für alle energischen und klugen Leute, die Geld hatten. Zugleich aber sorgten doch die Bauernliebe zum Boden und das Kolonisationsystem dafür, daß den durch wucherische Ausbeutung Verarmten immer wieder die Möglichkeit neuen Bodenerwerbs eröffnet wurde, wobei freilich immer wieder das Heil in neues Unheil umschlug, indem natürlich bei jeder eroberten Feldmark die Privilegierten die nächsten zum Zugreifen waren; unter dem Vorwande, der Neuerwerb dürfe nicht Einzelnen, sondern müsse dem ganzen Staate zu gute kommen, verstanden sie immer den besten Teil davon der Kolonisation zu entziehen und unter dem Namen des Gemeindecaders für sich auszubeuten. Das Geheimnis der Größe Roms liegt in der den Römern, wie es scheint, angeborenen und sie als unbegreiflicher Instinkt beherrschenden Weisheit in der Kriegsführung. Ihre Kriege waren nicht, gleich den Kriegen der Barbaren und sogar der kleinen Griechenstaaten, verheerende Züge zum Zweck des Beutemachens oder zur Kühlung eines Rachegefühls, sondern sie waren nur Mittel zum Zweck einer den Bedürfnissen der stetig wachsenden Bevölkerung entsprechenden Erweiterung des Staats-

gebiets;\*) kein erobertes Ackerfeld blieb wüßt liegen, sondern jeden Erwerb der schrittweise vorgehenden Eroberung fügte man sofort organisch in den Staatskörper ein, indem entweder die Besiegten selbst zu seinen Gliedern gemacht und im Besitz ihres Bodens oder seines größten Theils gelassen wurden, oder römische Kolonisten diesen Boden in Besitz nahmen. Dionys hat naiverweise auch dieses Geheimnis aus der Weisheit des sagenhaften Gründers erklärt: Romulus habe verordnet, daß keine im Kriege eroberte Stadt durch mutwilliges Niedermekeln der Erwachsenen verödet, noch auch ihre Bewohnerschaft zu Sklaven gemacht [nur die Kriegsgefangnen wurden in der ältern Zeit in die Sklaverei verkauft], noch ihr Gebiet den Tieren zur Weide überlassen werden solle; daß vielmehr ein Teil des Landes an römische Kolonisten vergeben werden solle, während die Besiegten, die unter Umständen das römische Bürgerrecht bekommen könnten, das übrige behielten (2, 16). An einer spätern Stelle (6, 19) läßt er nach einem Siege über die Latiner den Diktator Titus Lartius diese Weise Politik vertreten gegenüber dem Heißsporn Spurius Cassius, der die Städte der Besiegten schleifen will. Und 14, 10 und 11 bekennt er mit Schmerzen, daß seine griechischen Landsleute, die sinnlose und barbarische Verwüstungs- und Ausrottungskriege gegen einander geführt hätten, eigentlich Barbaren, die Römer aber die echten Griechen seien. In späterer Zeit haben freilich die Römer diesen Ruhm mitunter arg besleckt. Wie stark aber schon gleich von

\*) Die Griechenstädte schickten ihre überzählige Jugend als Kläruchen übers Meer, um dort vereinzelte Kolonien zu gründen, und brachten es daher zu keinem Großstaate, den sie hätten bilden können, wenn sie die Balkanhalbinsel unterjocht hätten. Das wäre freilich nur gegangen, wenn sich eine der griechischen Städte vorher die unbestrittne Oberherrschaft errungen hätte, und zur eigentümlichen griechischen Kulturblüte hätte es in einem griechisch-mazedonischen Militär- und Beamtenstaate niemals kommen können.

Anfang an der Kollektivweisheit der Nation die Selbstsucht der Einzelnen entgegengewirkt haben mag, wird durch mancherlei Berichte oder Sagen aus der Königszeit angedeutet. Schon Numa, erzählt Dionys, habe zu seinem Leidwesen gefunden, daß die meisten Römer anfangen, den Ackerbau zu vernachlässigen, indem sie durch Wucher und Kriegsbeute reich werden wollten. Den Servius Tullius aber läßt er die Schuldner gegen ihre Gläubiger in Schutz nehmen und in einer Rede an das Volk unter den Gegnern seiner Gesetzgebung die Wucherer, die Schacherer und die Räuber des Gemeinguts auführen.

Es kann nicht bezweifelt werden, daß sich die Könige auf die Plebs gestützt und sie vor Ausbeutung durch die Privilegierten einigermaßen geschützt haben; erst der letzte Tarquinier war so thöricht, das gemeine Volk durch allerlei Mißhandlungen zu Bundesgenossen der Aristokratie zu machen. So war es denn ganz natürlich, daß sofort nach Beseitigung des gemeinsamen Feindes die nun schutzlose schwächere Hälfte des Volks den Kampf gegen die Privilegierten aufnahm. Dieses Verhältnis der drei Bestandteile des Staats zu einander ist bekanntlich nichts eigentümlich römisches und kehrt gerade in der neuern Geschichte öfters wieder. Ganz modern mutet es auch an, daß sich die reichen Plebejer, die im Wucher nicht hinter den Patriziern zurückgeblieben sein werden, dennoch der verschuldeten armen Bauern annahmen und Demagogen wurden, um für sich selbst den Zugang zu den hohen Staatsämtern, also zur Herrschaft über den Staat, zu erkämpfen, daß sie daher jedesmal eine Forderung der Armen mit einer ihrer eignen Forderungen verkoppelten, an deren Erfüllung den Unterdrückten nichts lag; denn diese waren schon froh, wenn sie ungeschoren auf ihrem Gütchen wirtschaften durften, und erhoben auf hohe Ämter und Würden keinen Anspruch.

Ganz ebenso hat sich bekanntlich von der französischen Revolution bis in die sechziger Jahre hinein die europäische „Rotüre“ in ihrem Kampfe gegen „Junker und Pfaffen“ der „Canaille“ bedient, bis ihr diese über den Kopf zu wachsen drohte. Eine weitere Ähnlichkeit mit unsern heutigen Kämpfen würde sich ergeben, wenn Mommsen mit dem Ausspruche Recht hätte: „Wer Soldat ist, muß auch Offizier werden können, solange der Staat nicht faul ist; ohne Frage konnten in Rom jetzt [nach der Verfassungsänderung durch Servius Tullius] auch Plebejer zu Centurionen und Kriegstribunen ernannt werden, und hiermit war ihnen sogar der Eintritt in den Rat, dem rechtlich ohnehin nichts im Wege stand, doch wohl auch faktisch eröffnet.“ Servius hatte den Staat anstatt auf die Altbürger auf alle Anässigen und auf deren Dienstpflicht gegründet. Dadurch war die Gleichberechtigung aller Bürger, gleichviel welcher Abstammung, grundsätzlich ausgesprochen, und im Parteikampfe handelte es sich also für die Plebejer nur darum, Schritt für Schritt den thatsächlichen Besitz dessen zu erstreiten, was ihnen von Rechts wegen schon zustand. Geradeso ist es ja heute in den modernen Staaten, nur daß nicht zwischen alten und neuen Geschlechtern, sondern zwischen Berufsständen und Vermögensklassen allerlei Gegensätze obwalten; grundsätzlich, verfassungsgemäß haben alle männlichen Einwohner dieselben Rechte, aber die thatsächliche Gleichheit haben sich verschiedene Bevölkerungsschichten und Gruppen erst noch zu erstreiten; nicht etwa bloß die Lohnarbeiter; auch die ärmern Selbständigen, denn kleinbürgerliche und kleinbäuerliche Abstammung sind ein Hinderniß für den Zugang zu höhern Staatsämtern und zum Range des Reserveoffiziers; dann die konfessionellen und die nationalen Minderheiten.

Grundverschieden von den heutigen Verhältnissen

sind dagegen wieder die militärischen Organisationen des Römerstaats, die, darf man wohl sagen, der Plebs die Erreichung des Ziels sicherstellten. Die römischen Heere waren im vollsten Sinne des Worts das Volk in Waffen, da die Bürgerschaft nicht aufhörte, das souveräne Volk zu sein, während sie unter den Waffen stand; der Fall, daß das Heer gegen eine nicht bewaffnete Bürgerschaft, ein Teil des Volks gegen den andern hätte verwandt werden können, war vor der Marius und Sulla Zeit ganz undenkbar. Nicht, daß die Obrigkeiten keine Gewalt über das Volk gehabt hätten. Als Anarchie ist die Volkssouveränität, die Selbstregierung des Volks, in Rom niemals verstanden worden. Das Volk bestellte sich selbst Beamte, die die von ihm gegebenen Gesetze auszuführen hatten — auch der König war nur ein gewählter oberster Hüter und Vollstrecker des Gesetzes —, und es gehorchte den Beamten, die es sich selbst gesetzt hatte, unbedingt, auch wenn der Beamte verhaßt war, und seine Handlungen allgemein für ungerecht und ungesetzlich gehalten wurden. Aber — es war dafür gesorgt, daß der Volkswille niemals dauernd von einem Beamtenwillen unterdrückt werden konnte. Die Machtvollkommenheit des hohen Beamten dauerte nur ein Jahr, und nach dessen Ablauf konnte der Mann vom Volke zur Verantwortung gezogen und wegen Mißbrauchs seiner Gewalt bestraft werden. Die ganz unumschränkte Gewalt des Diktators ließ man sich sogar nur sechs Monate gefallen, bei der regelmäßigen höchsten Gewalt aber, dem Konsulat, war noch außerdem durch die Verteilung auf zwei Personen dafür gesorgt, daß die höchste Gewalt nicht in Tyrannei ausarten konnte; gewöhnlich wählte man zwei Männer von entgegengesetzter Parteirichtung, Familientradition und Gemütsart, sodaß sie einander bei Parteistreitigkeiten paralyßierten. Und da die höchsten Zivilbeamten

zugleich auch die Generale waren, so unterlag die Militärleitung ganz derselben Aufsicht des souveränen Volks wie alle andern Zweige des öffentlichen Dienstes. Freilich galt im Lager das Kriegrecht; vom Urtheil des Feldherrn konnte nicht an die Volksversammlung appelliert werden. Aber das Lager war eben nicht die Stadt. In der Stadt durfte sich der Konsul keine Beile von den Viktoren vorantragen lassen, da galt das Provokationsrecht, „das das Haupt und den Rücken auch des ärmsten Bürgers vor dem allgewaltigen Herrn des Volks schützte.“ Die Stadt durfte der Feldherr mit seinem Heere nicht betreten, ausgenommen als Triumphator. Kam er vor dem Triumph in die Stadt, so war damit sein Feldherrnamt erloschen, und er durfte für diesesmal nicht wieder an die Spitze seines Heeres treten: der Triumph war verloren. Obwohl von Marius und Sulla gröblich verletzt, wurde dieses Gesetz auch noch von Cäsar respektiert, der im Jahre 58 auf den schon vorbereiteten Triumph (über Spanien) verzichtete, um als Kandidat für das Konsulat die Stadt betreten zu können, da ihm der Senat seine Bitte, sich abwesend durch Freunde bewerben zu dürfen, nicht gewährte. Aber noch mehr! So oft die Plebs der Regierung grollte, weigerte sie sich, der Aushebung Folge zu leisten. Solche Weigerungen werden sehr häufig berichtet. Die Patrizier mußten dann jedesmal viel gute Worte geben, um die ärmern Bürger, oder wenigstens einen Teil von ihnen, unter die Fahnen zu bringen. Nach Einsetzung von Volkstribunen kam es vor, daß einer dieser „Seher“ die Bürger auch dann noch von den Fahnen zurückzuhalten suchte, wenn sie selbst bereit waren, ihre eignen Beschwerden hinter die Not des Vaterlands zurückzustellen. Es ist bekannt, wie die Patrizier Meister in der Kunst waren, die im Innern angesammelte elektrische Spannung sich nach außen ent-

laden zu lassen, und wie jedesmal, wenn sie sich vor dem Drängen des Volks mit unbequemen Forderungen nicht mehr zu helfen wußten, die Volcker oder die Sabiner oder die Etrusker vor den Thoren erschienen. Dionys läßt im Jahre 478 den Consul Amilius die Väter schmähen, sie wollten nur darum nicht Frieden schließen, daß sie sich der versprochenen Ackerverteilung noch länger entziehen könnten, und läßt drei Jahre darauf den angeklagten Konsular Servilius in seiner Verteidigungsrede unter anderm sagen: „Dahin ist es bei uns gekommen, daß wir den Krieg dem Frieden vorziehen, da wir im Kriege nur unsre Feinde, im Frieden aber unsre Mitbürger schädigen.“ Auch kam es vor, daß der Consul oder der Diktator die Truppen nach Beendigung des Feldzugs noch bei den Fahnen behielt, um die Bürger unter Kriegsrecht zu stellen und so den Ausbruch neuer innerer Unruhen zu verhindern oder wenigstens hinauszuschieben. Dieses Manöver bekam jedoch den Vätern das einermal schlecht: der Römer hielt zwar den Fahneneid heilig und hätte seine Fahne um keinen Preis im Stich gelassen, aber er war nicht der Ansicht, daß ein anderer als er selbst darüber zu entscheiden habe, welche Richtung seine Fahne einschlagen solle, und so marschierte er denn im Jahre 494 mit seiner Fahne auf den heiligen Berg. Überhaupt scheint den Vätern ihre Taktik manchmal zweifelhaft geworden zu sein. Während sie sich gewöhnlich über eine Kriegsgelegenheit freuen, finden sie nach Livius im Jahre 438 den Frieden vorteilhaft; die Tribunen erreichen in diesem Jahre nichts und werden ausgelacht, als sie mit Behinderung der Aushebungen drohen, da man ja keine Soldaten brauche. Und manchmal wurde im Kriege die Mißstimmung der Bürger wirklich gefährlich. Im Jahre 479, wird erzählt, sei das Heer des beliebten Spurius Furius von seinem Zuge gegen die Vejenter

mit reicher Beute zurückgekehrt, die Legionen des Cajo Fabius dagegen, die gegen die Aquer gezogen seien, hätten aus Haß gegen ihren Anführer im offenen Felde gemeutert und dafür gesorgt, daß der Zug ganz ergebnislos verlaufen sei. Einmal wurde gegen die Meuterer ein Verfahren eingeschlagen, das sich nicht zur Regel machen ließ, wenn man die Bürgerschaft nicht zu Grunde richten wollte. Als im Jahre 483 der Tribun Manius, um eine Ackerverteilung zu erzwingen, die Aushebung hinderte, da stellten die Konsuln vor der Stadt, bis wohin die Amtsgewalt der Tribunen nicht reichte, ihre Amtsstühle auf und befahlen, daß man den Bauern, die der Aushebung nicht Folge leisteten, die Acker verwüste und die Höfe zerstöre, denen aber, die Pachtgüter bewirtschafteten, das Vieh und die Ackergeräte wegnehme.

Es liegt auf der Hand, daß ein Großstaat heutiger Zeit nicht bestehn könnte, wenn die Erfüllung der Dienstpflicht in die Willkür der Bürger gestellt wäre, und jede Entzweiung der Staatsangehörigen sich in die Regimenter fortpflanzte. Sogar der kleine Römerstaat würde an dieser Verfassung zu Grunde gegangen sein, wenn seine Bürgerchaft nicht von einem Geiste der Gesetzhlichkeit und des Patriotismus beseelt gewesen wäre, der stark genug war, die aus der Verfassung entspringenden Schwierigkeiten zu überwinden, und der in gleich hohem Grade wohl keinem andern Volke eigen gewesen ist. Von Fällen eines gesetzwidrigen Ungehorsams wird außer der oben erwähnten Meuterei der Truppen des Cajo Fabius keiner berichtet; die Weigerung, dem Aushebungsbefehl zu folgen, scheint von beiden Seiten für berechtigt angesehen worden zu sein, und wurde, so oft wirklich Gefahr drohte, niemals bis zum äußersten getrieben. Die Plebs wandte dieses Mittel an, um einen kräftigen Druck auf die Privilegierten auszuüben, zog aber zuletzt

doch jedesmal, wenn auch murrend, gegen den drohenden Feind. Und beide Parteien beobachteten, wie schon hervorgehoben worden ist, eine solche Mäßigung und Selbstbeherrschung, daß es niemals zum Blutvergießen kam. Weder hat sich die Schar, die auf den heiligen Berg hinauszog, obwohl sie bewaffnet war, an einem ihrer Gegner thätlich vergriffen, noch haben die mit unumschränkter Gewalt ausgerüsteten hohen Beamten ihre Peile je wegen andrer als militärischer Disziplinarvergehen in Bürgerblut getaucht, abgesehen von Fällen, wo die Anklage auf Hochverrat oder Streben nach der Alleinherrschaft lautete. Die Diktatur wurde zwar zu dem Zwecke eingeführt, das Valerische Gesetz de provocatione zeitweise suspendieren und die meuternden Plebejer durch Anwendung des Kriegsrechts innerhalb der Mauern zwangsweise ausheben zu können, aber gleich vom ersten Diktator, Titus Lartius, wird gerühmt, daß er keinen Römer weder getötet, noch verbannt, noch sonst geschädigt habe, und so haben auch die übrigen Diktatoren ihre unumschränkte Gewalt mit Mäßigung gebraucht. Als eine Verschwörung von Leuten entdeckt worden war, die die Stadt den Tarquiniern ausliefern wollten, wurden die Verschwornen zwar hingerichtet, aber, erzählt Dionys 5, 57, der Senat beschloß, daß alle Bürger gereinigt werden müßten, weil sie genötigt gewesen seien, auf die Vergießung von Bürgerblut zu erkennen; vor der Sühnung dieser Schuld sei es ihnen nicht erlaubt, in den Tempeln zu erscheinen und Opfer darzubringen. So erkennt diese heidnische Obrigkeit sich selbst schuldig wegen des im Drange der Not vergossenen Bürgerbluts; dem frommen Christen Theodosius mußte erst vom Bischof Ambrosius gesagt werden, daß die Hinnekelung von 7000 meist völlig schuldlosen Menschen im Theater zu Thessalonich ein Verbrechen sei, das vom Gottesdienst

ausschließe, und daß das der Bischof zu sagen wagte, wurde als großartige Kühnheit allgemein bewundert. Ob Karl der Große wegen des Blutbads an der Aller Gewissensbisse empfunden hat oder von einem seiner Geistlichen getadelt worden ist, hat sein Biograph zu melden vergessen.

Wenn nun aber die beschriebne Unterordnung der Militärgewalt unter die bürgerliche im modernen Großstaat nicht möglich ist, so bedeutet das nichts andres, als daß wir auf die politische Freiheit haben verzichten müssen. Der moderne Mensch mag sich im Privatleben viel freier bewegen als der durch die Kleinheit seines Staats und durch strenge Sitte so vielfach gebundene Römer in den ersten Jahrhunderten der Republik, politisch betrachtet ist er nur Unterthan. Sein bischen Teilnahme an der Gesetzgebung reicht nicht hin, ihn zur Führung des Namens eines freien Bürgers zu berechtigen. Er wird von Beamten regiert und von Richtern gerichtet, die er nicht gewählt hat, und deren Amtsdauer er nicht bestimmt, und wenn er den Anordnungen dieser Beamten, die er wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt nicht verurteilen kann, nicht gehorcht, so stehn dem Beamten die Mittel der Staatsgewalt gegen ihn zur Verfügung. Das einzige England erkennt den Widerspruch zwischen Bürgerfreiheit und Militärhoheit wenigstens symbolisch an, indem sich dort die Regierung alljährlich durch die Mutiny Act von der Bill of Rights dispensieren läßt, die die Unterhaltung eines stehenden Heeres im Frieden für ungesetzlich erklärt. Sonach sind, von einigen ganz unbedeutenden modernen Staatsweisen abgesehen, nur die Staaten des klassischen Altertums wirkliche Freistaaten gewesen; unter ihnen aber war Rom der einzige, der sich nicht allein zu halten vermocht hat, sondern auch groß und mächtig geworden ist. Niemand weiß, ob die politische Freiheit noch einmal auf Erden einkehren wird.

Von diesem stärksten Unterschiede zwischen dem altrömischen und dem heutigen politischen Leben wenden wir uns zu der stärksten Ähnlichkeit, zu dem, was sich überhaupt in allen Zeiten gleich bleibt, der Stimmung der kämpfenden Parteien und dem Urtheil der einen über die andern. Die Reden, aus denen beides hervorgeht, sollen nun freilich, soweit die ersten beiden Jahrhunderte der Republik in Betracht kommen, theils Stilübungen der Geschichtschreiber, theils Erzeugnis fälschender Parteitraditionen sein. Wir erkennen selbstverständlich an, daß der moderne Geschichtsforscher, soweit er Thatsachen festzustellen hat, nur Urkunden als Quellen gelten lassen darf, und daß es für die Zeit vor dem gallischen Brande außer einigen Denkmälern und dem auf eine Erztafel eingegrabnen Handelsvertrage mit Karthago vom Jahre 509, d. h. seiner Inhaltsangabe bei Polybius 3, 22 keine Urkunden giebt. Aber für völlig wertlos vermögen wir die fraglichen Erzählungen und Reden nicht zu halten. Mommsen selbst schreibt: „Nicht die Unkunde der Schrift, vielleicht nicht einmal der Mangel an Dokumenten hat uns die Kunde der ältesten römischen Geschichte entzogen, sondern die Unfähigkeit der spätern Historiker, die archivalischen Nachrichten zu verarbeiten und ihre Verkehrtheit nach Schilderungen von Motiven und Charakteren, nach Schlachtberichten und Revolutionserzählungen in der Tradition zu suchen, und darüber das zu verkennen, was sie dem ernstesten und entsagenden Forscher nicht verweigert haben würde.“ Die Tradition muß in Rom sehr ausführlich und sehr zuverlässig gewesen sein, denn bei der bekannten Art des römischen Hauses, wo die politischen Grundsätze des Ahnen von den Nachkommen jahrhundertlang festgehalten wurden, und die Thaten und Ehrenämter der Väter Gegenstand eines förmlichen Kultus waren, ist es gar nicht denkbar, daß nicht vieles davon schrift-

lich aufgezeichnet worden sein sollte; und diese Familienchroniken werden beim gallischen Brande nicht sämtlich zu Grunde gegangen sein; mit den Göttern wird man auch manches schriftliche Heiligtum aufs Kapitol oder in die Nachbarstädte gerettet haben. Und sind in den erhaltenen Überresten solcher Aufzeichnungen und in den mündlich fortgepflanzten Berichten die Thatfachen mannigfach verschoben und vielleicht durch schmückende Zusätze einigermaßen gefärbt oder wohl gar gefälscht gewesen, so ist doch sicherlich gerade das, worauf es uns hier ankommt, richtig wiedergegeben worden: die Stimmung und Gesinnung der Parteien, denen ja die Überliefernden selbst angehörten; ist nicht alles, was den Redenden in den Mund gelegt wird, wirklich gesprochen worden, so steht wenigstens nichts in diesen Berichten, was die handelnden Männer nach der Meinung der ihnen nahestehenden Geschlechter nicht gesagt haben könnten. Wir tragen daher kein Bedenken, den Hauptinhalt einiger der Reden zusammenzustellen, die Dionys von Halikarnaß mittheilt; in den Schulen wird ja dieser Geschichtschreiber gar nicht, außerhalb der Schulen aber wohl nur von Fachmännern gelesen.

Im Jahre 498 schlug Valerius, des Publicola Bruder, den Senatoren einen Schuldenerlaß vor mit Berufung auf den solonischen; sie hätten, meint er in der Begründung, kurz vorher um des Friedens willen den Feinden soviel Zugeständnisse gemacht und den Etruskern sogar ein Stück Land abgetreten, da sei es doch ungereimt, wenn sie einer Kleinigkeit wegen ihren eignen Mitbürgern den Krieg erklären wollten, Mitbürgern, die ihnen geholfen hätten, die Stadt vom Despoten zu befreien, und die so oft Leib und Leben für die Stadt gewagt hätten. Appius Claudius bekämpfte den Vorschlag. Ein Schuldennachlaß würde die Unruhen nicht stillen, sondern nur ärger machen,

denn durch ihn würden die guten Bürger, die Reichen, unzufrieden gemacht werden, und das sei weit schlimmer, als wenn der Böbel rumore. Die Wohlhabenden würden es sich nicht gefallen lassen, wenn man ihnen das von den Vätern Ererbte und durch Fleiß und Sparsamkeit selbst Erworbne nehmen und den schlechtesten und faulsten Bürgern schenken wolle. Es sei eine große Thorheit, den schlechten Bürgern zu Gefallen die guten zu erbittern. Niemals seien es die Armen und Niedrigen, die den Staat umstürzten, denn die könne man zwingen, ihre Schuldigkeit zu thun; wer den Staat umstürze, das seien die Wohlhabenden, wenn man ihnen zumute, sich von den untern Ständen schlecht behandeln zu lassen. Werfe man das Geld der Reichen den Armen hin, so werde es weder ordentlichen Ackerbau, noch Handel, noch sonst eines der Gewerbe mehr geben, die für den Staat notwendig sind, denn zu alledem gehöre Kapital, und die Reichen würden sich in Zukunft hüten, den Bauern und Gewerbtreibenden Geld zu leihen, wenn sie voraussähen, daß sie Kapital und Zins verlieren würden. So werde der Wohlstand durch den Neid gefährdet sein, der Gewerbefleiß aufhören, und die Lage der Viederlichen und Unredlichen werde besser sein als die der Rechtschaffnen und Wirtschaftlichen. Man solle doch nicht die schlechte Gewohnheit in den Staat einführen, jedem unverständigen Wunsche der untern Klassen sofort nachzugeben! Diese Unvernünftigen bekämen niemals genug; kaum hätten sie das Geforderte erlangt, so verlangten sie ein mehreres, und so gehe das fort ins Unendliche. Gelte das schon vom Einzelnen, so sei die Sache noch schlimmer, wenn das Volk in Masse fordernd auftrete, denn was der Einzelne aus Furcht vor den Mächtigen nicht wage, das thäten sie vereinigt unbedenklich, da sich jeder durch die Menge der Mitfordernden stark fühle. Man müsse

daher solches Beginnen unterdrücken, so lange die Bewegung noch schwach sei; erstärke sie, so könne man ihrer dann vielleicht nicht mehr Herr werden. Lasse sich der Senat vom Volke beherrschen, so sei das geradeso, wie wenn im Menschen der Geist die Herrschaft über die leiblichen Begierden verliere. Verweigerten die Armen den Dienst, so sei das kein großer Verlust für den Staat; sie taugten ja nicht viel und dienten nur als Schleuderer in den hintersten Reihen. Denen aber, die Mitleid mit den Armen predigten, sei zu entgegnen, daß diese Leute selbst schuld seien an ihrer Not. Sie hätten ihre Hufe ererbt gehabt, sie hätten ihren Anteil an der Kriegsbeute und am konfiszierten Vermögen der Tarquinier bekommen, wo sei das alles geblieben? Verfressen und ver— hätten sie, eine Schande für den Staat sei das Gefindel, und wenn sie auswanderten, so müsse man das als einen Gewinn für den Staat ansehen. Sollte es aber einige darunter geben, die durch unverschuldetes Unglück verarmt wären, so möchten denen die Wohlthäter aus eignen Mitteln und nicht aus andrer Leute Taschen spenden. Den Wohlhabenden das Geld für einen guten Zweck zwangsweise abnehmen, sodaß dem Wohlthäter nicht einmal der Dank übrig bleibe, das sei nicht römische Tugend.

Ganz anders ernst nahm der Konjul Titus Lartius die Sache; als im Jahre 494 während eines Aufstands der Armen Feinde von allen Seiten ins römische Gebiet einbrachen, da sprach er im Senat u. a.: die äußere Gefahr erscheine ihm weit weniger fürchterlich als die innere; „wir sind in zwei Staaten zerrissen, deren einer von Armut und Not geplagt wird, während im andern Überfluß und Übermut herrschen; Ehrgefühl, Sitte und Ordnung finden sich in keinem dieser beiden Staaten mehr. Mit der Faust suchen wir unser Recht zu erlangen und halten Gewalt

für Recht; gleich wilden Tieren wollen wir lieber unsre Gegner zu unserm eignen Schaden vernichten als mit ihnen gerettet werden.“ Nachdem die Plebejer auf den heiligen Berg ausgewandert waren, riet in der Senatssitzung Menenius Agrippa zur Nachgiebigkeit. Er warnte vor dem Experimente, die Ausgewanderten durch herbeigerufne Einwandrer zu ersetzen; man wisse nicht, was man an solchen bekommen werde, namentlich ob sie kriegstüchtig seien, und ob sie nicht am Ende noch größere Ansprüche erheben würden als die Ausgewanderten. Daß sich die Armen und Niedrigen gegen die Reichen und Angesehenen empörten, sei ja nichts neues und nichts Rom eigentümliches, sondern es geschehe von jeher in allen Staaten ohne Ausnahme. In solchen Krisen hänge es von den Machthabern ab, ob sie das Vaterland durch Mäßigung und Besonnenheit retten oder durch Hartnäckigkeit und Selbstsucht verderben wollten. Die Plebejer auf dem *mons sacer* seien durch viele teure Pfänder: ihre Kinder, Gattinnen und Eltern, vor allem durch die angeborne und unzerstörbare Liebe zum vaterländischen Boden an die Stadt gebunden und würden mit Freuden zurückkehren, wenn man ihnen gewähre, was sie billigerweise zu fordern hätten; daß sie die erste Gesandtschaft des Senats abgewiesen hätten, sei kein Wunder, da sie vom Senat bisher immer nur Worte vernommen, aber keine Thaten gesehen hätten. Valerius stimmt ihm bei und klagt die Härte der Gläubiger an, worauf Appius Claudius bittere Beschwerde darüber führt, daß sich angesehene und sonst würdige Patrizier, wie dieser Valerius, zu Volksschmeichlern erniedrigten; die Plebejer würden gar nicht gewagt haben, zu meutern, wenn sie nicht vornehme Gönner hätten, die ihnen Straflosigkeit zusicherten. Die Ansicht des Menenius drang jedoch durch, und er selbst wurde in die Deputation gewählt,

die mit den Sezessionisten verhandeln sollte. In diesen Unterhandlungen, aus denen den Schülern nichts als die Fabel des Menenius erzählt zu werden pflegt, äußerte der Plebejerführer Junius, der sich nach seinem berühmten Vorbilde Brutus nannte, u. a., zur Wiederherstellung des gegenseitigen Vertrauens sei es zu spät; kehrten sie zurück, so drohe der Bürgerkrieg; dieser aber sei das größte aller Übel. „Zu einem so wenig wünschenswerten Schicksal rufet uns nicht zurück, ihr Väter, und wir, o Bürger, wollen dem Ruf nicht folgen; finden wir uns lieber in die Scheidung, die das Schicksal verhängt hat! Mögen sie, die Väter, den Staat für sich allein behalten, wir aber wollen denken, wir verließen nicht unser Vaterland, sondern einen fremden Ort. Bleibt ja keinem von uns eine Hufe, ein Haus, oder gemeinsamer Gottesdienst, oder Ansehen, oder sonst etwas von dem, was das Vaterland teuer macht und daran fesselt; ja nicht einmal die im Waffenkampfe verdiente leibliche Freiheit bleibt uns, da wir mit unsern Knechten zusammen und gleich Knechten, einige von uns sogar gefesselt und gleich wilden Tieren in Halsseisen geschmiedet, nur noch für unsre Gläubiger den Acker bestellen, von den Peitschenhieben und sonstigen grausamen Mißhandlungen, die wir erdulden, gar nicht zu reden. Wir rächen uns nicht dafür mit Blutvergießen, noch verwüsten wir das Land; die Rache überlassen wir den Göttern; wir verlangen nichts als unsre Kinder und Frauen, die noch in der Stadt weilen; sonst fordern wir nichts vom Vaterlande, sondern wünschen euch Glück. Lebet nach euerm Gefallen allein weiter, da ihr gegen uns, die Niedriggestellten, so unbürgerlich und unsozial gesinnt seid!“ Den Faden des Appius Claudius spinnt später Marcus Coriolanus weiter, der die Aufständischen für arbeitsscheues Gesindel erklärt und bei jeder Gelegenheit den

Vätern mit heißendem Spott vorhält, wie jedes ihrer Zugeständnisse vom Volke mit Undank belohnt, und wie namentlich das Tribunat aus einer bloßen Schutzwehr in ein Mittel zu verfassungswidrigen Machterweiterungen verwandelt werde, sodaß Rom in Gefahr schwebte, seine bewährte aristokratische Verfassung zu verlieren, und auf abschüssiger Bahn zur schlechtesten aller Staatsformen, zur Demokratie hinabgleite. Der Anfang des Untergangs sei es, sagen die Konsuln des Jahres 461, wenn die Schlechtesten den Besten Gesetze geben. Dagegen hören wir dann wieder einen Valerier ausführen, daß die Teilnahme aller am Staate diesen doch nur stärken könne. Und während im Jahre 470 der Amilier eine Ackerverteilung schon aus dem Grunde empfiehlt, weil die Besitzlosen entweder gar keine Kinder zeugten oder die gezeugten schlecht erzögen, behauptet ihm gegenüber der Claudier, was einmal ein Lump sei, das bleibe ein Lump; alle bisherigen Ackerverteilungen und Begünstigungen hätten bei diesem Gefindel nichts genützt; immer gerieten sie wieder aufs neue in Not; daraus gehe klar hervor, daß ihnen auch in Zukunft nicht zu helfen sei; nicht in ihrer Vermögenslage stecke der Fehler, sondern in ihrem Charakter. Ist es nicht interessant, daß die letzten Claudier Tiberius, Claudius und Nero heißen?

Führen wir noch an, daß die Plebejer bei der Aushebung des Jahres 495, auf die Fesseln der Schuldsklaven weisend, höhnisch fragten, ob das vielleicht die teuern vaterländischen Güter seien, für die sie ins Feld ziehen sollten, und gedenken wir noch einer von Livius mitgetheilten Rede, worin sich nicht die Erbitterung des armen Teufels gegen die Reichen, sondern die des Bourgeois gegen den privilegierten Junker ausspricht! Im Jahre 445 beantragte der Tribun Canulejus, daß Ehen zwischen Plebejern und Patriziern gültig sein sollten, und daß es dem Volke frei stehn solle, die

Konsuln auch aus den Plebejern zu wählen. Als die Patrizier diese beiden Rogationen heftig bekämpften, sagte ihr Urheber unter anderm: Erst jetzt sähe man deutlich, in welchem Grade die Väter das Volk der Quiriten verachteten; sie hielten es nicht für würdig, in denselben Mauern mit ihnen zu wohnen. Sei nicht das Bürgerrecht mehr als Connubium, und sei das nicht oft besiegten Feinden verliehen worden? Werde der Staat zu Grunde gehn, wenn ein verdienter und würdiger Mann aus der Plebs das höchste Amt bekleide? Begreift ihr endlich, redet er die Volksversammlung an, „in welcher Verachtung ihr lebt? Das Sonnenlicht gönnen sie euch nicht und würden es euch entziehen, wenn sie könnten. Es ärgert sie schon, daß ihr atmet, daß ihr Laute von euch gebt, daß ihr Menschengestalt habt. Ist denn etwa ein Consul mehr als ein König, und hat man denn vergessen, daß Numa Pompilius und Tarquinius Priscus nicht nur keine Patrizier, sondern nicht einmal römische Bürger gewesen sind, und daß den Servius Tullius eine Sklavin geboren hat? Aber auch nach der Vertreibung der Könige hat sich die Stadt gegen Eindringler nicht abgesperrt; haben wir doch das Geschlecht der Claudier nicht bloß ins Bürgerrecht, sondern sogar ins Patriziat aufgenommen. Und ist eine ärgere Beschimpfung denkbar, als wenn man einen Teil der Bürgerschaft für unwürdig des Connubiums und damit gewissermaßen für unrein erklärt? Kein Plebejer wird je einer patrizischen Jungfrau Gewalt anthun, obwohl patrizische Lüsternheit das Umgekehrte schon oft verbochen hat; aber durch Gesetz die ordentliche Ehe zwischen beiden Ständen verbieten, das ist eine Schmach für uns. Wollt ihr nicht vielleicht auch die Ehe zwischen Reichen und Armen verbieten? So zerreißt ihr die bürgerliche Gemeinschaft und macht zwei Städte aus einer! Verbiestet uns

doch auch vollends das Wohnen in der Nachbarschaft eines Patriziers, das Reisen mit einem solchen, die gemeinsame Mahlzeit, den Aufenthalt auf dem Markte! Was wir fordern ist doch weiter nichts, als daß man uns zu den Menschen, zu den Bürgern rechne. Und schließlich: wer ist denn der rechtmäßige Herr in Rom, das römische Volk oder ihr Patrizier? usw.“ Als im Jahre 405 unter den Patriziern selbst wegen der Wahl von Kriegstribunen mit Konsulargewalt Streit ausbrach, und von der einen Partei die Volkstribunen angerufen wurden, da sagten diese mit böshafter Ironie, von ihnen könne man doch keine Hilfe erwarten; sie seien ja nicht einmal Menschen, geschweige denn Bürger; wenn dereinst alle am Staat und an den Ehrenstellen teil haben würden, dann würden sie, die Tribunen, dafür sorgen, daß nicht ein übermütiger Beamter Staatsbeschlüsse entkräfte; einstweilen möchten sie nur so geschloß weiter regieren. Man schütze vor, die Plebejer könnten keine Auspizien anstellen, deshalb dürfe man sie weder zum Konsulat zulassen noch zum Connubium, denn Bastarde könnten die Auspizien ungiltig machen; das sei das allerbeleidigendste, die Plebejer als Menschen hinzustellen, die den unsterblichen Göttern verhaft seien.

So wertlos diese Reden für die Ermittlung dessen sein mögen, was der Gelehrte historische Wahrheit nennt, so wichtig scheinen sie uns für den Politiker, für den Staatsmann zu sein. Denn wir erfahren aus ihnen, daß schon vor mehr als zweitausend Jahren alles gesagt worden ist, was die Parteien der Reichen und der Armen, der Privilegierten und der Zurückgesetzten einander zu sagen haben, und wir erfahren zugleich, daß die Meinung, die jede der beiden von der andern hat, ein für allemal feststeht. Die drunten sind und bleiben drunten, weil sie nichts taugen, sagen die oben, die da oben sind nur oben, weil sie das

Glück oben hat geboren werden lassen oder ihre Ungerechtigkeit sie hinaufgebracht hat, sagen die unten. Wenig verschlägt es, daß die uralte Meinung jeder der beiden Parteien heute von den Soziologen beider Lager naturwissenschaftlich begründet wird; die wissenschaftlichen Beweise der neuen Zeit machen auf die Gegenpartei noch weniger Eindruck als die drastischen Beweise alter Zeiten. Daraus folgt für den Staatsmann, daß es ein eitles und thörichtes Beginnen wäre, wenn er beide Parteien zu einer mittlern Ansicht überreden oder gar eine von ihnen zur Ansicht der andern befehlen wollte. Seine Aufgabe besteht immer nur darin, beide Parteien zu Maßregeln zu bestimmen, durch die der Gegensatz thatsächlich gemildert und die Zahl der Streitpunkte vermindert wird. Aus dem ganzen Verlauf des römischen Ständekampfs aber folgt die Lehre, daß, wenn einmal einer untern Schicht des Volks die Gleichberechtigung grundsätzlich, durch Gesetz und Verfassung, eingeräumt worden ist, der Kampf nicht eher ein Ende hat, als bis auch die thatsächliche Gleichberechtigung durchgesetzt worden ist.

Die Plebejer erreichten ihr Ziel vollständig, aus den zwei Städten wurde eine. Indem ihnen im Jahre 300 die lex Ogulnia den Eintritt in die Collegien der Pontifices und Auguren eröffnete, in den Kreis der Vertrauten der Götter, fiel die letzte Schranke zwischen den beiden Ständen. An die Stelle des Geschlechteradels trat der Amtsadel, in dem freilich noch immer die ältesten Geschlechter das höchste Ansehen beanspruchten. Und was für den Bestand des Staats wichtiger war, auch dem Bauernstande war leidlich geholfen. Ackerverteilungen, die Anlegung von Kolonien und die Bestimmung, daß kein Bürger mehr als fünfhundert Morgen Gemeindeland besitzen dürfe (das zweite der Licinischen Gesetze), hatten die Zahl der Bauern vermehrt, Bucherverbote und Zahlungser-

leichterungen ihnen die ruhige Nutzung ihres Besitzes gesichert. Die Vorschrift, daß der größere Gutsbesitzer neben seinen Sklaven auch freie Lohnarbeiter beschäftigen solle, war geeignet, die Söhne kinderreicher Bauernfamilien vorm Versinken ins Lumpenproletariat zu behüten, wenn sich ihnen keine Gelegenheit zur Versorgung in Kolonien darbot. Die fortschreitende Eroberung hatte diese Kräftigung des Bauernstands ermöglicht, ohne den Reichtum der Reichen zu mindern und dem Wachstum dieses Reichtums Einhalt zu thun. Und obwohl den besiegten Italikern immer ein Teil ihres Gebiets zum Besten der römischen Bürgerschaft abgenommen wurde, vernichtete man doch nirgends den einheimischen Bauernstand. Die Ausrottung der Bojer südlich vom Po bedeutete keine soziale und wirtschaftliche Schädigung des Landes, denn die Gallier waren keine guten Ackerwirte, und an ihre Stelle traten italische Gemeinden. Von den alten Geschichtschreibern wird, wie schon bemerkt wurde, diese weise Politik auf die Könige zurückgeführt; Tullus Hostilius soll sogar das Krongut unter die ärmern Bürger verteilt und nach der Zerstörung von Alba Longa die albanischen Domänen mit Ausnahme der für die Bestreitung des Gottesdienstes bestimmten zur Ausstattung der albanischen Armen mit Ackerlosen verwandt haben. Wir dürfen diese Angabe des Dionysius wohl als einen symbolischen Ausdruck der Thatsache betrachten, daß der italische Bauernstand unter der Römerherrschaft besser gesichert war, als er, in Kleinstaaten mit weniger weisen Regierungen zerteilt, gewesen sein würde. Den Beweis dafür, daß sich Italien unter der Römerherrschaft im ganzen wohl befand, und daß im dritten Jahrhundert vor Christo sein Bauernstand noch in ungebrochener Kraft dastand, lieferte die Haltung der Italiker in den Punischen Kriegen. Im ersten trat die freiwillige

Opferfreudigkeit der Bürger ein und rüstete Flotten aus, als nach ungeheuern Verlusten an Menschen und Schiffen — die Bürgerliste war um 40000 Mann gesunken — der nutz- und ratlose Senat die Dinge laufen ließ, wie sie wollten. Im Hannibalischen Kriege aber bestanden viele italische Gemeinden, namentlich die latinischen, die Feuerprobe der Treue; die abfielen, fielen nicht aus Haß gegen Rom ab, sondern im Drange der Not und nach den vielen entscheidenden Siegen Hannibals an Rom verzweifelnd; an der italischen Bauernschaft ist Hannibals Genie gescheitert, freilich nicht, ohne daß diese Bauernschaft tödliche Wunden erlitt, von denen sie sich nie wieder ganz erholt hat.

Die Punischen Kriege haben zusammen mit den andern Kriegen, die dazwischen und gleichzeitig mit dem zweiten und dritten geführt wurden, die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse Italiens von Grund aus umgewälzt. Bisher hatten die Römer in ihren Kriegen den Besiegten immer nur so viel Acker abgenommen, als sie selbst zu bestellen gedachten, den Ertrag dessen aber, den die neuen Mitbürger oder Bundesgenossen behielten, diesen vollständig gelassen und ihnen weiter keine Verpflichtung auferlegt, als im Kriege ein Kontingent zu stellen. Von den Karthagern lernten sie eine andre Behandlung besiegter Städte und Völker; Karthago machte die Besiegten zu Unterthanen und legte ihnen eine schwere Steuer auf; es zog die Grundrente des eroberten Landes und ließ den Bebauern nur den Arbeitslohn. Im ersten Kriege mit den Römern nahmen sie nach Polybius 1, 72 den Bauern die Hälfte der geernteten Früchte ab, erhöhten die Geldsteuer der Städter auf das Doppelte und trieben beides mit unerbittlicher Härte ein, weshalb auch die so ausgebeuteten Unterthanen Karthagos gleich nach Beendigung des Kriegs zu den rebellischen

Söldnern abfielen. In Sizilien erhielten die Römer das erste Ausbeutungsobjekt, an dem sie die neu erlernte Methode erprobten. Die schöne Insel wurde nicht in den italischen Staatsorganismus eingegliedert (was bei der Beschaffenheit der aus verdorbenen Griechen und von den Karthagern versklavten Ureinwohnern bestehenden Bevölkerung auch gar nicht möglich gewesen wäre), sondern sie ließen sie als Provinz, als Amt, wie Mommsen das Wort übersetzt, verwalten, und die Verwaltung bedeutete in diesem Falle Ausbeutung; eine solche Provinz wurde als *praedium*, Landgut des römischen Volks, aufgefaßt. Selbstverständlich ging ein Teil der Grundstücke in den unmittelbaren Besitz reicher Römer über, und die neuen Besitzer behielten die Wirtschaftsweise der Vorbesitzer bei. Diese war der Plantagenbau, der von den Karthagern nach dem Muster ihrer heimischen Wirtschaft mit Sklavenherden betrieben wurde. Bis dahin hatten auch die reichen Römer als Bauern gewirtschaftet; was über den Umfang des Bauernhofes hinausging, war entweder als Weide benutzt oder in Parzellen an Sklaven oder arme Freie verpachtet worden. Der Unterschied des altrömischen Sklaven vom heutigen Bauernknechte im Rechte mochte noch so groß sein, der thatsächliche Unterschied beschränkte sich darauf, daß jener den Dienst nicht kündigen durfte, sondern lebenslänglich an seinen Herrn gebunden blieb, wenn dieser ihn weder verkaufte noch frei ließ. Die Karthager bewirtschafteten Güter, die weit über den Umfang eines Bauernhofes hinausgingen, mit Sklaven, die nicht Mitarbeiter des Herrn waren, sondern unendlich tief unter ihm standen, die in Fesseln arbeiteten und des Nachts in einen Zwinger gesperrt wurden. Der materielle Ertrag war auf dem fruchtbaren afrikanischen und sizilischen Boden bedeutend. Die Karthager waren rationelle Landwirte, und der

römische Senat ließ die Schrift Magos über die Landwirtschaft ins Lateinische übersetzen, „das einzige Beispiel einer von dem römischen Senat veranlaßten litterarischen Unternehmung.“ Von da ab entstand bei den Römern eine einheimische landwirtschaftliche Litteratur. Diese Ausbeutung der Provinzen und diese Plantagenwirtschaft bezeichnet Mommsen als das Messushemd, das die Römer vom Feinde geschenkt erhalten hätten. Im Hannibalischen Kriege durften die Römer ihre Sklaven gegen den Feind zu bewaffnen wagen; sie hielten sich tapfer und wurden mit der Freiheit belohnt. Von der neuen Art Sklaven galt: so viel Sklaven, so viel Feinde.

Das neue Wirtschaftssystem wurde nach Italien verpflanzt. Raum dafür schuf der Hannibalische Krieg. In politischer Beziehung bedeutet dieser siebenjährige Krieg gerade das Gegenteil von unserm Dreißigjährigen — dort war völlige Einigung Italiens und Fortschritt zur Weltherrschaft, hier waren Zerfall des Reichs in Kleinstaaten, Verlust der Weltstellung und Abhängigkeit vom Auslande das Ergebnis. In wirtschaftlicher Beziehung aber hatten beide Kriege ähnliche Wirkungen. Die Bevölkerung Italiens wurde vermindert, wenn auch nicht in dem Grade wie die Deutschlands in seiner traurigsten Zeit, so doch immerhin bedeutend; 300000 Italiker sollen vom Feinde gefallen sein. Das Land war am Schluß des Kriegs verwüstet, Hunderttausende von Bauern waren teils getötet worden, teils der Ackerarbeit entwöhnt, Städte und Dörfer waren niedergebrannt, Hüfen lagen als herrenloses Gut brach, die Sitten waren verwildert, von den Afrikanern hatte man die Gewohnheit barbarischer Bestrafung der Überläufer und der unterworfenen Abgefallenen angenommen — so wird jetzt das Händehacken öfter erwähnt —, man findet auch Gefallen an barbarischen Vergnügungen: die etrus-

fischen Fechterspiele, zuerst von den durch Schwelgerei entnerbten Kapuanern als Reizmittel angewandt, finden jetzt auch in Rom Eingang; entlaufne Sklaven, Hirten, von ihren Höfen vertriebne und verarmte Bauern bilden Räuberbanden. Vollständig ist die Ähnlichkeit der wirtschaftlichen Wirkungen freilich nicht; während Deutschland in jeder Beziehung verarmte, verarmten in Italien nur einige hunderttausend Bauern, der Staat aber und die Wohlhabenden wurden durch die Eroberungen reich. In dieser Beziehung glich also die Entwicklung Roms in der punischen Periode nicht der deutschen im siebzehnten, sondern der englischen im achtzehnten Jahrhundert. Der Nationalreichtum steigt, es bildet sich ein Proletariat, und die Vermögensunterschiede werden kolossal. Die unterworfenen außeritalischen Länder — zu Sizilien kommen bald Sardinien und Korsika, Spanien, Illyrrien, Mazedonien, Nordafrika einschließlich Ägyptens, Kleinasien, namentlich die attalische Erbschaft, Syrien — wirken in mehrfacher Weise auflösend und umbildend auf die sozialen Zustände Italiens ein. Zunächst durch die Art ihrer Erwerbung und Ausbeutung. Die erobernden Generale, dann die verwaltenden Beamten schalten als Statthalter mit unbegrenzter Vollmacht, also als Despoten, in den Provinzen und häufen durch Erpressungen Vermögen auf, durch Erpressungen, die einen um so ungeheuerlichem Umfang annehmen, je kürzer die Zeit bemessen ist; da die Amtsgewalt doch nur ein Jahr dauert, so muß sich also der Prokonsul oder Proprätor oder Prokurator beeilen; in zehn Jahren haben die Bewohner einer solchen Provinz zehn solche Blutegel zu erdulden. Die der Provinz auferlegten Kopf- und Grundsteuern, Hafens- und sonstigen Zölle aber werden an die Ritter verpachtet, die ein Mehrfaches von dem erpressen, was sie abzuführen haben, sodaß das Wort publicanus,

Bächter der öffentlichen Bölle, im Volksmunde gleichbedeutend mit Räuber und Betrüger wird. Natürlich pachten diese Herren auch Domänen. Als ihre Begleiter erscheinen Geldverleiher, die den zahlungsunfähigen Provinzialen mit Vorschüssen beispringen. Cato wies diese Vampire aus seiner Provinz Sardinien aus; ein „Bankier,“ schloß er aus seinen Erfahrungen, unterscheide sich nicht wesentlich von einem Mörder.

Ritter waren ursprünglich die Bürger der am höchsten zensierten Wahlklassen, die zu Pferde dienten; da jeder Soldat für seine Ausrüstung selbst zu sorgen hatte, konnten nur Wohlhabende als Kavalleristen dienen. Natürlich gehörten also auch die meisten Senatoren zu den Rittern. Als aber den Senatoren die Beteiligung am Handel, der ihrer Würde nicht zu entsprechen schien, durch das Claudische Gesetz vom Jahre 216 verboten wurde,\*) da verlegten sich die nicht senatorischen Reichen mit um so größerem Eifer auf den Handel und auf Geldgeschäfte; von da ab wurde die Bezeichnung „Ritter“ auf diese neue Klasse von Geldleuten eingeschränkt, die ungefähr das waren, was der nicht volkswirtschaftlich gebildete heute einen Kapitalisten nennt. So beuteten also die Männer von senatorischem Geschlecht als hohe Beamte, die Ritter als Steuerpächter und Bucherer die Provinzialen willkürlich, ungerecht und gewaltsam aus und brachten die in der Provinz angenommenen Despotengewohnheiten mit nach Italien heim. Sie wandten sie dort gegen Bundesgenossen, gegen Mitbürger und gegen die Sklavenschaft an. Während vor dem Hannibalischen Kriege die Italiker schon nahe daran gewesen

\*) Mommsen nennt dieses Gesetz höchst unverständlich; es habe die reichsten Familien gezwungen, ihr ganzes Vermögen in Grundstücken anzulegen, und so das befördert, was man mit allen Mitteln hätte verhindern sollen, das Auskaufen der kleinen Besitzer.

waren, mit der herrschenden, der römischen Bürger= schaft zu einer einzigen Bürger= schaft von Gleichberech= tigten, zu einem wirklichen, das ganze Land ausfüllen= den Nationalstaate zu verschmelzen, mußten jetzt zu= nächst die abgefallnen Städte und Landschaften durch Kürzung der Rechte und Konfiskationen bestraft werden. Das durch ungeheuern Machtzuwachs hoch= geschwellte Bewußtsein des *civis Romanus* machte sich auch den treu gebliebnen Bundesgenossen gegenüber geltend; alle übrigen Italiker sanken zu Unterthanen der römischen Bürgergemeinde hinab, und die neu er= worbnen Despotengewohnheiten sorgten dafür, daß die Herrschergewalt mit der Rücksichtslosigkeit aus= geübt wurde, die sowohl dem Hochmut wie der Hab= sucht so gute Dienste leistet. Man hatte Geld zum Güterkauf; die durch den Krieg verwüsteten und verödeten Bauernstellen waren spottbillig, teilweise vielleicht umsonst zu haben, so entstanden in Italien Latifundien; begehrte man dazwischenliegende Güter zur Abrundung, und war der Eigentümer zum Ver= kauf nicht willig, so brauchte man Gewalt. Diese neuen Latifundien benutzte man theils als Viehweiden, theils trieb man darauf Plantagenwirtschaft nach kar= thagisch= sizilischem Muster. Zum Ankauf von Sklaven fehlte weder das Geld noch die Ware. Das Angebot dieser Ware stieg durch die Kriege im Osten, durch die Niederwerfung ausgebrochener Empörungen, durch die Raubkriege der Kleinstaaten innerhalb des römi= schen Schutzgebiets untereinander, die trotz der römi= schen Oberherrschaft noch fortdauerten, und durch den Seeraub, der bei solchem Kriege aller gegen alle auf= kam und sich zu einem mächtigen Staate im Staate organisierte, in solchem Grade, daß auf dem Haupt= markte Delos an manchem Tage 10000 Sklaven ver= kauft wurden. Aber nicht bloß die *familia rustica*, auch die *familia urbana* wird mehr und mehr zum

Gelderwerb benutzt. Man läßt die in der Landwirtschaft gewonnenen Rohprodukte theils an Ort und Stelle, theils im Stadthause zu gewerblichen Erzeugnissen verarbeiten, legt Läden an, setzt Sklaven oder Freigelassene hinein, die man darin die Erzeugnisse verkaufen läßt; andre Sklaven und Freigelassene hielten Wechselstuben und Leihbanken, auch Gastwirthschaften. *Servus ordinarius* hieß ein solcher Sklave, der auf des Herrn Rechnung ein Geschäft selbständig betrieb und vom Gewinn einen Anteil bekam, aus dem ihm ein *peculium* erwuchs. Manche Sklavenbesitzer wurden Bauunternehmer und ließen die Knaben ihrer familia zu Maurern, Zimmerleuten und Steinmetzen ausbilden. Wieder andre übernahmen Leistungen und Lieferungen für den Staat, z. B. das Feuerlöschwesen, die Versorgung der Stadt mit Getreide; für sehr umfangreiche Leistungen bildeten sich Korporationen von Kapitalisten.

Von unserm heutigen Kapitalismus war dieser römische, wie man auf den ersten Blick sieht, gründlich verschieden. Das Wesen des heutigen Kapitalismus besteht darin, daß die Arbeitswerkzeuge nicht den Arbeitenden gehören; damals waren die Arbeitenden selbst Arbeitswerkzeuge, Bestandteile des Kapitals. Heut ist die Produktion die Quelle des Einkommens, aus dessen Überschüssen das Geldkapital oder der Kapitalbesitz angesammelt wird, und wenn auch der Geldhandel und die Spekulation größere Gewinne abwerfen, daher auch zu größern Reichtümern verhelfen als die Produktion und der solide Warenhandel, so liegt doch allen Geldoperationen unsrer Zeit irgend eine produktive Thätigkeit zu Grunde; nicht allein sind die meisten Papiere, mit denen spekulirt wird, Industrie- und Eisenbahnaktien, sondern auch die Staatsschulden, an denen die Geldleute verdienen, werden auf Produktion, z. B. von Verkehrsmitteln

und militärischen Ausrüstungsgegenständen, verwandt, und sogar der große städtische Bodenwucher hängt insofern mit der Produktion zusammen, als es vorzugsweise die Konzentration der Gewerbe in den Städten ist, was die Bevölkerung dort zusammenströmen läßt, und durch die Nachfrage nach Wohnungen die städtische Bodenrente in die Höhe treibt. Der altrömische Kapitalist dagegen erwarb sein Geld durch räuberische Ausplünderung der Provinzen. Was er dann noch durch Produktion verdiente, kam erst in zweiter oder vielmehr in dritter Linie; an zweiter Linie wäre vielmehr der Waren- und Geldhandel zu nennen, doch erschien beides zusammen, Handel und Fabrikation, als nebensächlich im Vergleich mit dem Haupterwerb. Ferner kennzeichnet unsern heutigen Kapitalismus die ausschließliche Produktion von Marktwaren. Diese Produktion kam, wie ja eben bemerkt worden ist, in Rom auch vor, aber daneben blieb die Produktion für den eignen Bedarf in großem Umfange bestehen. Ein reicher Mann brauchte nichts zu kaufen; es wuchsen ihm nicht allein auf seinen Landgütern alle Nahrungsmittel und Rohprodukte, sondern er hatte auch alle Arten von Handwerkern und Künstlern eigen. Und in welcher Zahl die manchem Herrn, z. B. für einen Hausbau, zur Verfügung standen, das kann man u. a. aus der Anekdote von einem gewissen Sextus Marius schließen. Dieser lud einen etwas unverträglichen Nachbar zu sich ein, hielt ihn zwei Tage fest und ließ in dieser Zeit des Mannes Villa einreißen und eine größere und schönere an die Stelle bauen, um ihm zu zeigen, wie sehr er als Freund zu nützen und als Feind zu schaden vermöge. Eben deswegen war auch der Absatzmarkt für Waren weit beschränkter als heute; denn zu den Leuten, deren Bedürfnisse durch Eigenproduktion befriedigt wurden, gehörten ja nicht bloß die paar tausend Herren, sondern

auch ihre nach Millionen zählenden Sklavenschaften. Die Bedürfnisse der kleinen Leute und der Bauern aber, die Gewerbeerzeugnisse kaufen mußten, waren viel bescheidner als die unsrer heutigen mittlern und untern Klassen. Außerdem fehlten gänzlich unsre heutigen Verkehrsmittel, Maschinen, furchtbaren Angriffsz- und Schutz Waffen, und die zu ihrer Produktion erforderlichen Kohlengruben und Eisenwerke; dieses alles setzt aber heutzutage Millionen Hände in Bewegung. Damit hängt ein weiterer gewaltiger Unterschied zusammen. Das heutige Kapital ist teils in Produktionsanstalten (Gruben, Fabriken, Landgütern), teils in Verkehrsanstalten und nutzbaren Einrichtungen (Eisenbahnen, Kanälen, Dampfschiffen, Gas-, Wasser- und Elektrizitätswerken), teils in Handelsunternehmungen „investiert,“ verkleidet; auch das in Staatspapieren angelegte wird wenigstens zum Teil produktiv verwandt, und die Geldinstitute, denen ein Arm des Kapitalstroms zufließt, dienen doch hauptsächlich der Produktion. Ein wunderbar ausgebildetes Kredit-system sorgt dafür, daß Geld jederzeit leicht in eine der produktiven Kapitalformen und jede dieser Formen in jede andre verwandelt werden kann. Und die Masse dieses Produktivkapitals ist so gewaltig, daß daneben nicht allein das Bucherkapital, sondern auch die Menge des in Geldform vorhandnen Kapitals verschwindet. Außerdem machen die heutigen Kreditformen zusammen mit Gesellschaften und Genossenschaften auch schon ganz kleinen Kapitalisten die Beteiligung an großartigen Unternehmungen möglich. Von solcher Vielgestaltigkeit, Veränderungsfähigkeit, Beweglichkeit und Teilbarkeit des Kapitals war in Altrom keine Rede. Was in Landgütern und Sklaven angelegt war, das lag fest. Aktiengesellschaften, Inhaberpapiere und dergleichen gab es nicht. Die beliebteste Kapitalform war die roheste und unfruchtbarste: Edel-

metall in Münzen oder Barren, und Edelmetallschätze waren ein sehr bedeutender Bestandteil des Reichtums der Reichen; Säcke voll Gold und Silber waren außer Sklaven die hauptsächlichste Beute, die der römische Geldmann für sich und den Staat aus den Provinzen fortschleppte. Damit war freilich auch der Reichtumsanhäufung eine Grenze gezogen. In den fünfziger Jahren hat sich noch Mommsen von den römischen Millionären imponieren lassen; heute wird ihm das wohl nicht mehr begegnen. Neros freigelassener Narziß wird auf siebzig Millionen Mark heutigen Geldes geschätzt und für den reichsten Mann gehalten, den es je im römischen Reiche gegeben habe, die amerikanischen Eisenbahn- und Petroleumkönige sind Hunderte von Millionen schwer. Die höchsten bekannten Jahreseinnahmen römischer Familien beliefen sich, Geld und Naturalien zusammengerechnet, auf noch nicht fünf Millionen Mark, der Herzog von Westminster, dem ein Teil des Grund und Bodens von London gehört, soll allein an Grundzinsen von Häusern zwanzig Millionen beziehen. Wer weiß, ob der Grundbesitz der heutigen Magnaten, z. B. der Schwarzenberge, schon je einmal nach seinem wirklichen Ertragswert geschätzt worden ist. Dann aber ist Vermögen, das zu einem großen Teile oder gar vollständig aus Bargeld besteht, weit mehr der Gefahr ausgesetzt, sich zu verkrümeln, als ein in heutiger Weise angelegtes, und namentlich bei den erpreßten Vermögen der letzten zwei Jahrhunderte der Republik hieß es: Wie gewonnen, so zerronnen. Es kam ja vor, daß ein solcher Räuber, wie Gabinius als Prokonsul von Syrien, in einem Jahre siebzig Millionen Mark erpreßte. Aber zunächst mußte er einen Teil des Raubes in den Klauen seiner Helfershelfer lassen, dann den Klägern den Mund zu stopfen versuchen, beim Prozeß, der gegen ihn angestrengt wurde,

Richter, Sachwalter und Zeugen bestechen, und von dem, was er übrig behielt, ging dann das meiste auf Geld- und Getreidespenden und Spiele darauf, mit denen er den süßen Böbel für die nächste Wahl förderte, sowie auf die standesgemäßen Anstandsausgaben; Gladiatorenspiele, wie sie sich für die Leichenfeier eines angesehenen Mannes schickten, kosteten über eine Million Mark. Später aber, als die Kaiser dem Plünderungssystem ein Ende gemacht hatten, traten an die Stelle der Geldverschleuderung auf Bestechung zu den Anstandsausgaben auf Brunk immer mehr solche für gemeinnützige Zwecke, die dem vornehmen Manne nicht allein sein Einkommen stark kürzten, sondern oft genug sein Kapital angriffen. Den römischen Grundsatz, daß Bauen und Schenken Ehrenpflicht des vornehmen Mannes sei, hat Friedländer mit einer Fülle von Beispielen beleuchtet. Möge man nur (im 1. Bande der 6. Auflage der römischen Sittengeschichte, S. 251 bis 252) die lange Reihe der Stiftungen und Schenkungen des jüngern Plinius nachlesen! Ich will doch wenigstens ein paar Stellen aus dessen Briefen mittheilen, die sich zwar nicht auf seine großen Stiftungen beziehen, die aber für die Denkungsart eines solchen „Heiden“ charakteristisch sind. Im neunzehnten Briefe des ersten Buches schreibt er dem Romanus Firmus, dieser sei sein Landsmann, sein Schulgenosse, sein guter Kamerad, und da ihm, der die Ritterwürde anstrebe, zum Ritterzensus 300000 Sesterzien (etwa 50000 Mark) fehlten, so schenke er sie ihm. Der Calpurnia (2, 4) schreibt er, sie dürfe sich nicht fürchten, ihres sehr verschuldet verstorbenen Vaters Erbschaft anzutreten; wie er schon zu ihrer Mitgift 100000 Sesterzien beige-steuert habe, so werde er jetzt auch die Schulden ihres Vaters bezahlen; sie möge also nicht zögern, den guten Namen und die Ehre ihres Vaters zu retten. Er sei ja nicht reich, und

seine Würde (vielleicht ist der Brief im Jahre seines Konsulats geschrieben) erfordere Aufwand, aber was ihm an Einkommen abgehe, das ersetze er durch Wirtschaftlichkeit. Eine Sabina hat ihn mit Sabinus zusammen zum Erben eingesetzt; einem Sklaven hat sie ein Legat vermacht mit dem Zusatz: „dem Modestus, den ich für frei erklärt habe.“ Der Miterbe Sabinus schreibt, Modestus sei nicht freigelassen worden, und als Sklave könne er nicht erben. Darauf antwortet Plinius (4, 10): Der Wille der Verstorbenen müsse heilig gehalten werden; die Formalität der Freilassung, die Sabina vorzunehmen offenbar vergessen habe, müsse also nachgeholt und dem Manne das Legat ausgezahlt werden. Seiner Amme schenkt er (6, 3) ein 100000 Sesterzien (17000 Mark) wertcs Gütlein. Dem Quinctilian, dessen Tochter heiraten soll, schreibt er (6, 32): „Ich weiß, du bist reicher an Zufriedenheit als an Vermögen; darum erlaube, daß ich einen Teil deiner Last auf mich nehme und als Mitvater unsrer Tochter 50000 Sesterzien schenke. Ich würde mehr geben, wenn ich nicht wüßte, daß du bei deiner Bescheidenheit nur durch die Geringfügigkeit der Gabe bestimmt werden kannst, sie anzunehmen.“ Auf einem seiner Landgüter steht ein alter kleiner Ceresstempel, zu dem jeden 13. September viele Landleute pilgern, die dort ihre Andacht verrichten und bei dieser Gelegenheit auch viele Geschäfte erledigen. Sie haben aber dort keinen Schutz vor Regen und Sonne. Er will daher einen Neubau aufführen und außer dem Tempel für die Göttin auch eine Säulenhalle für die Menschen herstellen lassen. Rustikus (ein Baumeister?) soll ihm (9, 39) zunächst vier Marmorsäulen, Marmor für den Fußboden und die Bekleidung der Tempelwände und eine neue Statue der Göttin besorgen.

Die wüste und liederliche\*) Wirtschaft der letzten

\*) Zum Nichtshaben fehlten ihm noch 25 Millionen Denare,

beiden republikanischen Jahrhunderte und eine solche Gefinnung der Vornehmen, wie sie in des Plinius Briefen hervortritt und von der öffentlichen Meinung als Standespflicht gefordert wurde, in der Kaiserzeit, sorgten mit den gebräuchlichen zahlreichen Adoptionen und Emanzipationen dafür, daß sich der Reichtum nicht in einer Kaste festsetzte, sondern als echte Fortuna-  
 fugel in raschem Wechsel von einem zum andern rollte. Es blieb demnach auch immer Raum für die Neubegründung kleiner und mittlerer Vermögen. Alles in allem genommen, erscheint der heutige Kapitalismus sittlich gerechtfertigter als der altrömische, weil er auf Arbeit beruht, und die Ausbeutung, die dabei vorkommt, ihm nicht notwendig anhaftet — theoretisch wenigstens läßt es sich denken, daß alle an der Produktion Beteiligten zu ihrem gerechten Einkommen gelangen, ohne daß dadurch die bestehende Wirtschaftsordnung aufgelöst wird —, während der altrömische auf einer räuberischen Ausbeutung beruhte, die sogar vom Gesetze für strafbar erklärt wurde und nur meist straflos blieb, weil Räuber und Richter dieselben Personen waren. Dafür trat freilich die Ausbeutung auch mit dem Mute der Brutalität offen als das auf, was sie war, und nahm den Haß und die Verachtung, die sie verdiente, gelassen auf sich, während sie, wo sie heute vorkommt, sich in das anständige Gewand rechtschaffnen Erwerbs, volkswirtschaftlicher Funktionen und verdienstlicher Unternehmungen hüllt. In volkswirtschaftlicher Beziehung ist der antike Kapitalismus nicht ganz unfruchtbar gewesen, indem der Reichtum die Mittel gewährte, nicht allein den Komfort und die Künste, sondern auch den Straßen- und Brückenbau, die Wasserversorgung und den Ackerbau auf die höchste Stufe zu heben, und indem sich dieser Kultur-

ischerzte Cäsar, als ihn die Gläubiger nicht in seine spanische Provinz fortlassen wollten.

fortschritt gleichmäßig über das ganze Reich verbreitete, als die Kaiser der Räuberwirtschaft ein Ende gemacht hatten. Der moderne Kapitalismus aber fördert zusammen mit der den Alten fremden Naturwissenschaft den Fortschritt besonders dadurch weit kräftiger, daß er die besitzlosen Arbeiter durch ihre Freiheit und Selbstverantwortung, die Wohlhabenden durch eine Vermögensform, die nicht wie Grund- und Sklavenbesitz der unmittelbaren Bedürfnisbefriedigung dient, weit wirksamer zur Arbeit zwingt als der antike, der Heere von freien und unfreien Müßiggängern schuf. Müßiggänger waren alle Reichen, die des Pflichtgefühls und des Dranges zu freiwilliger Arbeit ermangelten, und alle Armen, die das römische Bürgerrecht hatten, worauf sich ihr Anspruch gründete, entweder vom Stimmverkauf an reiche Gönner oder von öffentlichen Spenden zu leben. Hatte ein Bauer im Kriege sein Vermögen verloren, so zog er eben nach Rom und war sicher, daß er dort nicht allein nicht verhungern, sondern sogar sein Vergnügen haben werde. Die Anziehungskraft der Reichshauptstadt wirkte schon bald nach dem zweiten punischen Kriege so stark, daß der Senat eine Verödung der Gebiete der Bundesgenossen fürchtete und sich veranlaßt sah, die diesen zustehende Freizügigkeit einzuschränken und durch Massenausweisungen in den Jahren 186 und 176 einen Teil der Anzügler in ihre Heimat zurückzujagen. Unfreie Müßiggänger waren die städtischen Sklaven der großen Häuser, soweit sie weder zur Fabrikation noch zu Handelsgeschäften verwandt wurden, denn bei der großen Anzahl, die jedes vornehme Haus besaß, kam auf keinen eine große Arbeitslast, und viele waren überhaupt nur Gegenstände des Luxus. Bei dieser Lage der Dinge konnte jener Kapitalismus auch keinen solchen Klassegegensatz erzeugen wie der heutige, und wie ihn auch noch seine auf Wucher beruhenden An-

fänge in der ersten Periode der römischen Republik erzeugt hatten. Es standen sich nicht zwei Stände des Staats als Ausbeuter und Ausgebeutete gegenüber, sondern einerseits die Freien und die Sklaven, die ja gar keine Mitglieder des Staats waren, andererseits die herrschende Bürgerschaft und ihre Untertanen in den Provinzen, besonders die an despotisches Regiment, Ausplünderung und Mißhandlungen gewöhnten Bewohner Kleinasiens und Syriens; die italischen Bundesgenossen nahmen eine mittlere Stellung ein. Die armen Bürger waren nicht ausgebeutet, denn sie arbeiteten gar nicht, sondern schmarrkende Kostgänger des Kapitals. Daraus erklärt sich der eigentümliche Charakter der sozialen Bewegungen dieser Periode. Es waren teils Sklavenaufstände, die hauptsächlich von Ackerbau- und Grubenklaven und Gladiatoren unternommen wurden, während die städtischen Sklaven, namentlich die der Reichshauptstadt,\*) mehr und mehr in das Interesse der Reichen, denen sie dienten, hineingezogen wurden, teils politische Kämpfe, die nicht sowohl vom bürgerlichen Proletariat, als von einflichtigen Staatsmännern zum Zweck der Beseitigung dieses Proletariats geführt wurden. Die übrigen innern Kämpfe der Periode gehören teils, wie der Bundesgenossenkrieg und die Kämpfe der großen Generale um die Alleinherrschaft, in das nächste Kapitel, teils, wie die Streitigkeiten um Neuordnung des Stimmrechts, der Ämterbesetzung und der Gerichte, als fachwissenschaftlich überhaupt nicht in eine allgemeine Betrachtung.

Roscher hat den richtigen Satz aufgestellt: ob die Herren durch Selbstsucht zu milderer Behandlung

\*) Als eine der schwierigen Aufgaben, die der Senat nach Sullas Abgang zu lösen hatte, nennt Mommsen die, in der Hauptstadt ohne Truppen die Massen des internationalen Gesindels „und der in Rom großenteils in faktischer Freiheit lebenden Sklaven im Zaum zu halten.“

der Sklaven bestimmt würden, das hänge von deren Preise ab. In Rom nun war zur Zeit der großen Eroberungen und der durch die endlosen Kriege begünstigten Seeräuberei der Preis sehr niedrig. Welche Massen manchmal ein einziger Feldzug ergab, davon liefert der dritte mazedonische Krieg eine Probe. Unter dem Vorwande, die zu Perseus abgefallnen Epiroten zu strafen, in Wirklichkeit aber nur, um die üble Laune der Soldaten zu verbessern, die verdrießlich waren, weil sie von der mazedonischen Beute einen zu geringen Anteil bekommen hatten, wurde Anicius beauftragt, an einem Tage siebzig epirotische Städte zu zerstören und die Beute den Soldaten zu lassen; die Zahl der Menschen, die als Beute verkauft wurden, betrug 150000 (Liv. 45, 34). Zu der schon erwähnten Ansicht, daß die antike Sklaverei empörender sei als die amerikaniſche Negerſklaverei, weil in der alten Welt die Sklaven meistens Menschen derselben Rasse waren wie ihre Herren, ist zu bemerken, daß sie gerade auf die nicht zutrifft, die auf den Plantagen der Römer als Arbeitsvieh behandelt wurden, denn diese waren meistens Numidier und Syrer. Was die gebildeten Sklaven anlangt, die meistens griechischer Abkunft waren, so hat Cicero z. B. seinen Freigelassenen Tiro als Freund und seinen gelehrten Sklaven Dionysios immer noch rüchſichtsvoller behandelt als Scipio den freien Philosophen Panätios, oder mancher heutige Broz einen von ihm protegierten Künstler oder die „freie“ Lehrerin seiner Kinder. Plinius schickt seinen lungenkranken Vorleser nach Ägypten und dann auf das Landgut eines Bekannten zur Kur. Dagegen ist die Lage der Negerſklaven insofern weit besser gewesen als die der antiken Plantagen-, Bergwerks- und Steinbruchsklaven, als jene eigne Hütten bewohnten, Familien hatten und sich der Sonn- und Feiertagsruhe erfreuten, während

diese Unglücklichen der alten Welt des Nachts in halb unterirdische Zwinger gesperrt wurden, bei Tage gefesselt arbeiteten, und ihnen gar keine oder nur ganz seltne Ruhetage gegönnt wurden: nach Xenophon den attischen Bergwerksklaven nur fünf im Jahre; allerdings wurden meist nur Verbrecher in die Bergwerke geschickt. Bedenkt man nun, daß zwischen dem Herrn und solchen Sklavenherden gar kein persönliches Verhältnis bestand, daß er die Bergwerksklaven überhaupt nicht, von den Plantagenklaven nur die wenigsten zu sehen bekam, daß es im Interesse der Aufseher lag, sich durch Ablieferung hoher Reinerträge die Zufriedenheit des Herrn zu erwerben, und daß den neuen Plantagen die Pflanzungen der durch ihre Grausamkeit berüchtigten Karthager zum Vorbilde dienten, so ist damit dem Kundigen die Lage dieser Sklaven gegeben, und es bedarf keiner Beschreibung von Einzelheiten. Selbstverständlich revoltierten sie, so oft sich eine Möglichkeit oder Gelegenheit darbot.

Gleich der erste größere Aufstand hing unmittelbar mit dem zweiten punischen Kriege zusammen. In Setia in Latium waren die karthagischen Geiseln interniert. Das waren vornehme Herren, die viele Sklaven zu ihrer persönlichen Bedienung mitgebracht hatten. Unter den Sklaven der Setiner waren viele erst jüngst aus der afrikanischen Beute erworben; mit diesen Landsleuten verschworen sich jene andern Afrikaner, und die Verschwörung verbreitete sich weiter bis Circeji. Unter verschwornen Sklaven finden sich aber immer Verräter; so auch hier. Die Verschwörung wurde entdeckt, zweitausend Mann mußten sie mit dem Leben büßen. Das war 198. Zwei Jahre darauf empörten sich die Feldarbeiter Etruriens, jedenfalls neu angekaufte auf eben erst angelegten Plantagen. Eine andre Art von Unruhen erlebte man in Unteritalien. Hier, namentlich in Lufanien und Bruttium,

hatte die Bestrafung der Abgefallnen das Werk des Kriegs vollendet; das Land war verödet und wurde von den neuen römischen Besitzern größtenteils als Weide benutzt. Die Hirten waren natürlich ebenfalls Sklaven, und da aus Hirten leicht Räuber werden, aus Sklavenhirten doppelt leicht, so wimmelte es bald von Räubern, gegen die Militär aufgeboten werden mußte. Im Jahre 185 wurden siebentausend gefangne Räuber gerichtlich abgeurteilt. Am schlimmsten aber sah es auf Sizilien aus, wo man karthagische Zustände übernommen hatte, und wo die selbst von Tyrannen gepeinigten Griechenstädte nicht eben die edelsten Blüten griechischer Humanität gezeitigt hatten. Beide Arten von Sklavenunruhen flossen hier in eins zusammen. Es gab auf Sizilien ebenfalls viel Weideland, und die Hirtenklaven wurden von ihren Herren geradezu auf Räuberei angewiesen. Als die abgerissenen Hirten des Dantophilus in Enna ihren Herrn einmal um Kleider baten, da antwortete dieser: „Ziehen denn die Reisenden nackt durch das Land, und müssen sie nicht Zoll geben dem, der Kleider braucht?“ Die Bittenden aber ließ er zur Strafe für ihre Frechheit auspeitschen. Und die römischen Statthalter wagten nicht ernstlich gegen die Räuber einzuschreiten; die sie fingen, strasten sie nicht, sondern gaben sie ihren Herren zurück; denn das waren zum Teil römische Ritter, und hätten sie die durch Hinrichtung ihrer Sklaven geschädigt, so hätten sie den ganzen mächtigen Ritterstand gegen sich aufgebracht, und der hätte wiederum ihnen das Geschäft verdorben. Nach dem Gesetz war der Herr für die Verbrechen seiner Sklaven verantwortlich; in der That wurde auch einigemale gegen die Eigentümer von Räubern Anklage erhoben, in Italien einmal wegen eines Raubmords an einem angesehenen Manne, aber solche Prozesse verliefen im Sande. In den Banden von Hirtenräubern fand

nun Eunus das schönste Material zu einem ordentlichen Heere, als er von den ausgebrochnen Feldsklaven des oben erwähnten Damophilus zum Führer erkoren wurde, und sich seine übrigen Sklaven dem Aufruhr angeschlossen. Zuvörderst nahm man Rache an den Peinigern, und die fiel natürlich nicht milde aus. Daß grausame Behandlung die Untergebenen mit Notwendigkeit zu wilden Tieren macht, haben die Alten gar wohl erkannt und oft ausgesprochen. So z. B. vergleicht Polybius bei Gelegenheit des karthagischen Söldnerkriegs, der von beiden Seiten mit greuelvoller Unmenschlichkeit geführt wurde, die Verwilderung der Seele mit einem unheilbaren Geschwür, das durch jede Art von Heilversuchen nur schlimmer werde; biete man verwilderten Menschen Verzeihung an, so argwöhnten sie Hinterlist; verfahre man ihrer Wildheit gemäß mit ihnen, so legten sie vollends die Menschennatur ab, und es sei nichts Entsetzliches denkbar, dessen sie nicht fähig wären. Die Ursachen solcher Verwilderung seien schlechte Erziehung und die Grausamkeit und Habgier der Herrschenden. Und in einem Fragment des Diodor heißt es: „Je mehr eine Herrschergewalt in geseklose Grausamkeit ausartet, desto mehr vertieren auch die Untergebenen und ergeben sich verzweifeltstem Frevel; denn in Bezug auf Ehre und eine schöne Lebensführung zwar räumt der Niedriggestellte den Mächtigen ja gern den Vorrang ein, wird er aber der geziemenden humanen Behandlung (*τῆς κατ'ἡκούσης φιλανθρωπίας*) beraubt, so schreiten die grausam Behandelten zum Kriege.“ Daß aber das Menschenherz selbst im Zustande der greulichsten Verwilderung noch für Liebe empfänglich bleibt, bewiesen die Sklaven des Damophilus. Dessen Tochter hatte sich nie an den Ruchlosigkeiten der Eltern beteiligt, sondern den Gemißhandelten Mitleiden bewiesen und Wohlthaten gespendet. Daher vergriff sich keiner an

der Jungfrau, sondern während die übrigen Frauen und Mädchen vor der Ermordung geschändet wurden, schickte man sie unversehrt unter sicherem Geleit zu entfernt wohnenden Verwandten. Jener Eunus hatte das Zeug dazu, Banden zu fanatisieren und zu organisieren. Er war ein Wunderthäter aus Apamea in Syrien, spie Feuer, hatte Verkehr mit den Göttern und weissagte. Zudem fand er in dem Griechen Achäus einen weisen Berater. Weit hinaus über einen Raube- und Raubzug gingen seine Pläne. Er nannte sich König Antiochus, schmückte sich und die erkorne Gattin mit dem Diadem, verkündigte Krieg den Palästen aber Friede den Hütten und die Aufrichtung eines neuen Reichs gottwohlgefälliger Gerechtigkeit, worin der vierte Stand herrschen sollte, und flüger als die Sansculotten vor hundert Jahren und die Sozialdemokraten von heute wies er seine Leute an, nicht allein die Bauern, sondern auch die Tempel zu verschonen. Nur die Schwärme von verarmten Freien, die sich ihm anschlossen, plünderten und zerstörten planlos; in seiner Sklavenarmee, die sich bald auf viele tausend Mann belief, hielt er gute Disziplin; nicht verwüstete, sondern wohlausgestattete Meierhöfe sollten sie in Besitz nehmen, wenn sie zur Herrschaft gelangen würden.

Wenn die Aufgabe, schreibt Mommsen, „das Proletariat zu beseitigen, die ganze Macht und Weisheit der Regierung erfordert und nur zu oft übersteigt, so ist dagegen die polizeiliche Niederhaltung desselben für jedes größere Gemeinwesen verhältnismäßig leicht. Es stünde wohl um die Staaten, wenn die besitzlosen Massen ihnen keine andre Gefahr bereiteten, als wie sie auch droht von Bären und Wölfen; nur der Angsterling und wer die alberne Angst der Menge exploitiert, prophezeit aus Sklavenaufständen oder Proletarierinsurrektionen den Untergang der bürger-

lichen Ordnung. Aber selbst dieser leichten Aufgabe ward von der römischen Regierung trotz des tiefsten Friedens und der unererschöpflichen Hilfsquellen des Staats keineswegs genügt.“ Die Unterdrückung des Aufstands erforderte einen dreijährigen Krieg, den konsularische Heere mit wechselndem Glück führten, 135 bis 132; nach Bücher hätte dieser Krieg gar neun oder mehr Jahre gedauert; er sucht in seiner Schrift über „Die Aufstände der unfreien Arbeiter 143 bis 129 v. Chr.“ zu beweisen, daß die Bewegung schon zwischen 143 und 141 begonnen habe. Schließlich wurden die Aufständischen doch vollständig besiegt, und über zwanzigtausend Gefangne soll der Consul Publius Rupilius haben kreuzigen lassen. Dennoch hatte dieser erste Aufstand dreißig Jahre später einen zweiten nicht minder furchtbaren zur Folge. Zur Rache dafür, daß sich viele freie Proletarier den Aufständischen angeschlossen hatten, ließen die römischen Plantagenbesitzer Massen freier armer Leute aufgreifen und in ihre Sklavenzwinger stecken. Ein ungewöhnlich mutiger Statthalter, Publius Lucinius Nerva, nahm eine gegen diesen Unfug erlassene Staatsverfügung ernst und ließ über die Menschenräuber Gericht halten; in achthundert solcher Prozesse wurde gegen die Plantagenbesitzer entschieden. Diese erhoben aber einen solchen Lärm, daß sich Nerva einschüchtern ließ und die Rechtsuchenden preisgab. Diese flüchteten in die Berge, und wiederum griff der Brand so mächtig um sich, daß die Sklaven drei Jahre lang, von 103 bis 100, so ziemlich Herren der ganzen Insel waren. Und weit über Italien und Sizilien hinaus schlugen in der Zeit des ersten sizilischen Aufstands die Wellen der Bewegung; in Attika, in Mazedonien empörten sich die Bergwerksklaven; auch das Heer des Thronprätendenten Aristonikus, eines unehelichen Sohnes des letzten Königs von Pergamum, der einen kom-

munistischen „Sonnenstaat“ aufzurichten versprach und den Römern die Attalidenerbschaft streitig machte, bestand zum großen Teil aus Sklaven. Aber selbstverständlich wurden alle solche Empörungen im Blute der Empörer erstickt. Das war schon in jener Zeit selbstverständlich, wo die Herrschenden noch nicht über die Verkehrsmittel und die furchtbaren Zerstörungswerkzeuge der heutigen Staaten verfügten, und es war selbstverständlich sogar in einer Periode der römischen Geschichte, wo die Senatoren ratlos und korumpiert, die Feldherren jämmerlich und die Armeen ohne Disziplin waren. Über Spartakus urteilt Mommsen, wenn es wahr sein sollte, daß er von Anfang an kein anderes Ziel gehabt habe, als mit seiner Schar über die Alpen zu entkommen, so würde er damit seine richtige Einsicht in die Lage bewiesen haben. In betreff Siziliens bemerkt Bücher: „Adels- und Pfaffenherrschaft haben unter den Bourbonen hier ähnliche Verhältnisse hervorgebracht,“ und er führt die Schilderungen an, die Seume und Niebuhr von dem Zustande des Landes entwerfen. Aber die Bourbonen haben seit vierzig Jahren aufgehört, dort zu regieren, und es ist eher schlimmer als besser geworden. Die Hungerrevolten würden dort gar nicht aufhören, wenn ihnen nicht durch die modernen Feuerwaffen jede Aussicht auf Erfolg abgechnitten wäre, und die heutige sizilische Bergwerksklaverei wird dadurch nicht schöner als die antike, daß die Carusi nicht Männer, sondern Kinder sind, und daß sie von ihren eignen Eltern unter dem Schein eines freien Arbeitsvertrags ins Elend verkauft werden. Dabei erzeugt heute Sizilien nicht einmal Getreide für seine Bewohner, während es in der römischen Zeit die Reichshauptstadt versorgte. Die heutige Ausbeutung der dortigen arbeitenden Bevölkerung ist also nicht humaner und noch dazu weniger rationell als die in der alten Zeit.

Es wäre zu untersuchen, ob die antiken Zustände auf so lange Zeit nachzuwirken vermögen, oder ob das Mittelalter mit jenen Zuständen völlig ausgeräumt hat, und das neue Glend ganz neuen Ursachen entspringt. Auffällig ist außerdem die Ähnlichkeit des heutigen Räuberwesens in Süditalien mit dem der Römerzeit. Einer vorzüglich organisierten Camorra hat sich übrigens, wie Bücher nach Athenäus erzählt, auch die Insel Chios im dritten Jahrhundert nach Christus erfreut, wo die Obrigkeit auf die Bedingungen des Räuberhauptmanns Drimakos einging; dieser sicherte ihnen nicht allein gegen Lieferung seiner Bedürfnisse ihr Eigentum, sondern schickte ihnen auch solche Sklaven zurück, die nicht wegen Mißhandlungen, sondern ohne stichhaltigen Grund entlaufen waren; die Thier befanden sich sehr wohl bei diesem Vertrage.

Was Mommsen als das wichtigere und schwierigere bezeichnet, das Proletariat nicht zu unterdrücken, sondern zu beseitigen, haben bekanntlich die Gracchen unternommen, für die es sich freilich nicht um die Sklaven, sondern um das Bürgerproletariat handelte. Als Tiberius Gracchus ins Feldlager vor Numantia abging und auf der Reise durch Etrurien sah, wie in dem herrlichen aber verödeten Lande fast nur noch ausländisches Sklavengefindel haufte, da soll ihn der Schmerz ums Vaterland gepackt und den Entschluß gereift haben, diesem unwürdigen Zustande ein Ende zu machen. Nicht Aufstände der römischen Proletarier waren die gracchischen Unruhen. Wohl mag es manchem römischen Armen die Zornader geschwellt haben, wenn ihnen der warmherzige Tribun zurief: „Die wilden Tiere haben ihre Höhlen und Schlupfwinkel, aber die Männer, die für Italien kämpfen und sterben, haben nichts außer Luft und Licht. Ohne Haus, ohne festes Heim irren sie umher mit Weib und Kind. Welche Lüge, wenn der Feldherr sie auffordert, pro aris et focis zu kämpfen!

Keiner hat einen eignen Herd und einen Hausaltar, eine Ruhestätte seiner Ahnen; für die Reichtümer und die Schwelgerei andrer fechten und sterben sie. Nicht eine eigne Scholle haben sie, diese sogenannten Herren der Welt!" Gewiß haben solche Worte in vieler Herzen gezündet, die Mehrzahl aber trug kein sonderliches Verlangen nach Pflug und Karst; sich in den Bädern, Theatern und Kneipen herumzutreiben und vom Staat oder reichen Gönnern füttern und kleiden zu lassen, war doch eigentlich angenehmer als in schwerer Arbeit schwitzen. Horaz machte die Erfahrung, daß sich einer seiner Leute, dem er den Gefallen erwiesen hatte, ihn als jungen Burschen einige Zeit in der Stadt leben zu lassen, auch dann noch nach deren Vergnügungen zurücksehnte, als er ihn zum Gutsverwalter gemacht hatte, wobei er es wahrlich nicht schlechter hatte als ein freier Bauer. (14. Epistel des ersten Buchs.) Also einen Aufruhr wegen verweigerter Landverteilung würde diese neue Plebs aus eignem Antriebe nicht unternommen haben. Besorgte Patrioten, vornehme Staatsmänner waren es, die einsehen, daß Rom dem Verderben entgegengehe, wenn die Bauernschaft mehr und mehr verschwinde, und die Bevölkerung bald nur noch aus wenigen reichen Leuten (nur noch 2000 zählte man, vielleicht übertreibend, in Ciceros Zeit), freien Proletariern und Sklaven bestehe. Mit der heutigen Arbeiterbewegung hat also die gracchische Reformkampagne nicht die geringste Ähnlichkeit. Etwas, das jener genau entspräche, konnte es im Altertum überhaupt nicht geben; zerstreut finden sich einzelne ihrer Elemente im Emanzipationskampfe der Plebejer und in den Sklavenaufständen. Vielmehr entspricht dem gracchischen Unternehmen die innere Kolonisation, die seit vierzehn Jahren von der preußischen Regierung betrieben wird. Zu Unruhen ist es bei jenem nur darum ge-

kommen, weil Gracchus weder ein absoluter Monarch war, der die Sache auf eigne Faust hätte ausführen können, noch eine Volksvertretung zur Verfügung hatte, in der die Partei der Reformfreunde ihre Absichten auf gesetzlichem Wege hätte durchsetzen können. Er befand sich zweien privilegierten Ständen, dem hohen Adel und der Ritterschaft\*) gegenüber, von denen jener im Senat seine verfassungsmäßige Vertretung hatte, und mochten auch noch so viele einzelne Mitglieder die Notwendigkeit und Heilsamkeit der von ihm vorgeschlagenen Maßregeln einsehen, so überwog doch die Selbstsucht in dem Grade, daß an die Genehmigung seiner Vorschläge durch die Mehrheiten dieser beiden Korporationen nicht zu denken war. Es blieb ihm also nichts übrig als den Senatsbeschlüssen Volksbeschlüsse entgegenzustellen, d. h. als Demagog auf die Straße zu gehn. Dabei konnte es denn freilich leicht zu blutigen Zusammenstößen kommen, ja vielleicht waren solche bei dem entschiednen Widerstande der großen Domänenokkupanten, deren Besitz durch jahrhundertalte Verjährung in Eigentum übergegangen schien, gar nicht zu vermeiden, und das war es wohl, was Männer wie Scipio Africanus Minor von diesem Heilmittel zurückschreckte, obgleich sie seine Notwendigkeit einsahen. Wenig kommt darauf an, ob man den Tiberius Gracchus für einen Revolutionär hält oder nicht, von welcher seiner Handlungen an man die Revolution datiert, oder ob man die Aristokraten als die eigentlichen Revolutionäre bezeichnet, die mit Krüppeln gegen ihn losgingen und so die Ära der Gewaltthaten und Straßenkämpfe

\*) Die förmliche Scheidung der Ritterschaft vom Senat erfolgte in der gracchischen Zeit durch die Bestimmung, daß die Senatoren aus den Ritterzenturien ausgeschlossen sein sollten, und daß der Adliche beim Eintritt in den Senat sein Ritterpferd abzugeben habe. Ganz aufgehoben war dennoch nicht jede Verbindung, da die jüngern Mitglieder der senatorischen Geschlechter in der Benjuskasse der Ritter blieben.

eröffneten. Die Hauptsache bleibt doch, daß der von ihm eingeschlagne Weg der richtige war, und daß er die innere Kolonisation wieder in Gang brachte. In den sechs Jahren von 131 bis 125 stieg die Bürgerliste von 319000 waffenfähigen Bürgern auf 395000, „ohne allen Zweifel lediglich infolge der Thätigkeit der Teilungskommission, deren Landanweisungen an italische Bundesgenossen übrigens hierbei noch nicht in Ansatz gebracht sind,“ schreibt Mommsen. Weit schärfer als in Tiberius tritt der demagogische und revolutionäre Charakter in seinem Bruder Cajus hervor, der nicht allein den Böbel durch die Getreidespenden zu seiner Leibgarde machte, sondern auch die Ritter an sich fesselte, indem er bestimmte, daß die stehenden Gerichtshöfe nicht mehr, wie bisher, aus Senatoren, sondern aus Rittern zusammengesetzt sein sollten. Dadurch wurden nicht allein die adlichen Statthalter, die sich nun wegen Erpressungen nicht mehr vor ihresgleichen, sondern vor einem Kollegium von Kaufleuten zu verantworten hatten, aufs tiefste gedemütigt, sondern den Rittern, diesen schlimmsten Ausbeutern der Provinzen, war Strafslosigkeit zugesichert, indem sie zu Richtern in eigener Sache bestellt waren. Überhaupt haben die Gracchen die Ausbeutung der Provinzen förmlich zum Gesetz erhoben, Tiberius, indem er beantragte, daß der Schatz des eben verstorbenen Königs von Pergamon zur Beschaffung des Inventars für die neu anzustiedelnden Bauern verwandt werde, Cajus, indem er die Provinz Asia besteuerte, um den römischen Böbel mit geschenktem Brot zu versorgen, also ein Recht des römischen Bürgers schuf, auf Kosten der Provinzialen zu leben. Erst durch diese Besteuerung und durch die Verpachtung der Steuer an die ritterlichen Publikanen, die bis dahin nur die Domänen und die Hafenzölle gepachtet hatten, machte er diese zu Blutsaugern und zur Plage der Asiaten. So groß also

auch der Gedanke war, der die Gracchen beseelte, so groß war er nicht, wie es die Weltstellung Roms erforderte; er beschränkte sich auf die nationale Wiedergeburt Italiens, faßte aber nicht die Organisation des Reichs ins Auge. Wenigstens insoweit überschritt jedoch Cajus Gracchus die Schranken des Nationalstaats, daß er auch die Provinzen als Kolonisationsgebiet für Italiker heranzog und zunächst die Stätte des zerstörten Karthagos mit sechstausend römischen Proletariern zu besiedeln beschloß.

Nach der gracchischen Zeit ging für die Proletarier der Weg zum Besitz durch das Militär. Das römische Heer war bis dahin immer noch die Bürgerschaft in Waffen gewesen, und zwar in dem Grade, daß jede Truppe von Zensiten ihre besondere Bewaffnung und ihre bestimmte Stellung im Treffen hatte, und daß die Besitzlosen gar nicht zum Krieg zugelassen wurden. Marius gestattete jedem diensttauglichen Manne, der sich freiwillig meldete, den Eintritt ins Heer, und hob in diesem alle bürgerlichen Unterschiede auf; es wurde nach rein militärischen Rücksichten reorganisiert. Aus dem bewaffneten Bürger wurde ein Soldat, der nebenbei auch Bürger sein konnte; öfter als einmal haben diese Soldatenbürger durch bewaffnete Abstimmung den Maßregeln ihrer um die Alleinherrschaft kämpfenden Feldherren einen Schein von Gesetzhlichkeit geben müssen. Der Militärdienst wurde Lebensberuf und Broterwerb für solche Proletarier, die noch nicht im hauptstädtischen Bummelerleben alle Kraft eingebüßt hatten, und sollten diese Leute mit Lust dienen, so mußte der Feldherr auf ihre Versorgung beim Eintritt der Invalidität bedacht sein. Da die Naturalwirtschaft noch vorherrschte, und an eine Finanzverwaltung, die eine Geldpension hätte sichern können, gar nicht zu denken war, so konnte die Altersversorgung nur in einem Landlose bestehn. Des Marius

eigner Ansiedlungsplan — er wollte seine Veteranen mit Landgütern im cisalpinischen Gallien, in Afrika und Mazedonien dotieren — kam nicht zur Ausführung; aber Sulla soll 120000 Landlose verteilt haben; Pompejus siedelte 20000 Bürger, meist Veteranen, im Capuanischen an, und Cäsar versorgte in Gallien, Spanien und Afrika nicht allein Veteranen, sondern auch arme Bürger mit Land; die Zahl finde ich nirgends angegeben, sie wird aber nicht unbedeutend gewesen sein; zeigt doch alles, was Cäsar gethan hat, den Stempel des Großartigen. In diese Periode der Soldatenkolonien fällt episodisch noch der Versuch des Catilinariers Kullus, den gracchischen Kolonisationsplan in vergrößertem Maßstabe wieder aufzunehmen und ihm die ganze Reichsverwaltung dienstbar zu machen; der Verkauf des *ager publicus*, dieses Wort im weitesten Umfange verstanden, und eine Besteuerung aller Unterthanen sollte die Mittel liefern, Land nach Bedarf anzukaufen, also die Versorgung aller Bürger mit Grundbesitz ohne Konfiskationen und sonstigen Rechtsbruch möglich zu machen, und ein Zehnännerkollegium sollte das große Werk mit souveräner Vollmacht leiten. Auf diesen Kullanischen Gesetzworschlag hat der Züricher Privatdozent Dr. Leo Bloch eine Rettung Catilinas gegründet. Er hat vor zwei Jahren in drei Artikeln der Frankfurter Zeitung nachzuweisen versucht, daß Catilina kein verschuldeter Niederjan, sondern als Mann einer reichen Frau frei von persönlichen Geldsorgen, und daß er ein vom Geiste der Gracchen beseelter echt aristokratischer Staatsmann und Sozialreformer gewesen sei, daß seine ganze sogenannte Verschwörung in einer zur Erlangung des Konsulats organisierten Wahlkampagne bestanden habe, daß die ihm und den Seinen nachgesagten Schandthaten erlogen seien, und daß das „Ordnungskartell“ sich zu solchen Verleumdungen ge-

nötigt gesehen habe, weil doch die Parole: gegen die Sozialreform zu unpopulär gewesen wäre, während die Parole: gegen den Umsturz ihm alle zuführte, die sich nicht gern abschlachten oder das Haus über dem Kopfe anzünden lassen wollten. Der einzige Fehler dieser Männer, hinter denen übrigens wahrscheinlich Crassus und Cäsar gestanden haben, sei gewesen, daß sie eine Reform, die sich nur mit den Mitteln der Monarchie hätte durchführen lassen, ohne Antastung der republikanischen Verfassung durchführen wollten.

Wenn wir nun fragen, was diese Reformen geholfen haben, so sind wir, da das Altertum leider keine Statistik getrieben hat, auf Schlüsse aus allgemeinen Schilderungen angewiesen. Da in der Kaiserzeit ganz Italien, namentlich Mittelitalien und die Lombardei, als ein einziger großer Garten geschildert wird, und da fast gar kein Militär in Italien stand, Störungen der Ordnung also nicht zu befürchten waren, so muß jene Entwicklung oder vielmehr Auflösung, die vom zweiten punischen Kriege ab aus dem schönen Lande eine von wilden Hirten und Räuberbanden durchstreifte Wüste zu machen drohte, rückläufig gemacht worden sein. Nach Friedländer's Ansicht hat der ältere Plinius mit seinem bekannten Ausspruch: *Latifundia perdidere Italiam, jam vero et provinciam*, nur gemeint, daß Latifundientwesen habe das Volk in Reiche und Arme gespalten (was auch in diesem Sinne noch übertrieben sei), keineswegs, es habe die Landwirtschaft Italiens zu Grunde gerichtet. Mag diese eine Zeit lang die Richtung auf Plantagenwirtschaft genommen haben — in der Kaiserzeit herrschen die Mittel- und Kleinbetriebe vor; der Großbesitz bedeutete keineswegs Großbetrieb; das *Latifundium* war, gerade so wie heute in England, in eine Menge Pachtgüter und (von Sklaven des Herrn unter Aufsicht eines *villicus* bewirtschaftete) Meiereien ge-

teilt. Und die Zahl der kleinern und mittlern Eigenthümer, die zwischen diesen Pächtern und Meiern saßen, war nicht gering. In dem Verzeichniß von fünfzig Gütern in der Gegend von Benevent, die für eine wohlthätige Stiftung Trajans verpfändet waren, kommen nur zwei Güter von 400 bis 500 und neun von 100 bis 400 Morgen vor, die übrigen sind kleiner. Das Vorherrschen der kleinen Güter besonders in der Nähe großer Städte war damals so natürlich wie heute. Mommsen hat die Ansicht verbreitet, von der er später einigermaßen zurückgekommen zu sein scheint, daß es namentlich die zollfreie Einfuhr des wohlfeilen sizilischen und ägyptischen Getreides, die Ausdehnung der Viehwirtschaft und die Verwendung weiter Landstrecken, namentlich in der Nähe großer Städte, zu Luxusgärten gewesen seien, was den italischen Bauernstand vernichtet habe. Rodbertus hat das als Sachkenner bestritten. Eine Millionenstadt könne unmöglich von den umwohnenden Bauern mit Getreide versorgt werden. Sobald eine solche entstehe, sei die Versorgung von fernher eine Nothwendigkeit, und zwar könnten nur Großgrundbesitzer die erforderlichen Mengen liefern. Von den in der Nähe der Städte wohnenden Bauern würde es sehr thöricht sein, wenn sie am ausschließlichen Getreidebau festhalten wollten, da Fleisch, Milch, Geflügel, Gemüse, Obst viel höhern Gewinn abwerfen. Brachte doch ein einziger Obstbaum in der Nähe von Rom mitunter über 400 Mark Jahresertrag, und für Gemüsegärten wurden über 4000 Mark Pacht bezahlt, ein Beweis dafür, daß die Gärten im Umkreise der Reichshauptstadt keineswegs bloß Luxusgärten der Reichen waren. Auch der Blumenverbrauch war in Rom so bedeutend, daß die Blumenzucht sehr gut rentierte. Und Weinbau wurde so eifrig betrieben, daß Italien mehr und mehr Wein ausführte. Rodbertus bezeichnet das als eine durchaus gesunde Entwicklung und erklärt es für verkehrt,

wenn man bei Zunahme der feinern Kulturen und steigender Getreideeinfuhr von einem Niedergange der Landwirtschaft spreche; gerade dann blühe die Landwirtschaft. Um die Klagen einzelner römischer Schriftsteller über den Niedergang der Landwirtschaft und den Untergang des Bauernstands auf ihren wahren Wert zurückzuführen, braucht man ja nur an das Gejammer unsrer heutigen Agrarier zu denken. Was werden sich die Leute nach 2000 Jahren für eine Vorstellung vom heutigen Aussehen Deutschlands machen, wenn sie einige Jahrgänge der Deutschen Tageszeitung ausbuddeln und durchlesen!

Ganz falsch ist die Ansicht, die Landwirtschaft sei in Italien vom zweiten punischen Kriege ab ganz allgemein plantagenmäßig und daher extensiv betrieben worden. Wiederum ist es Rodbertus, der im einzelnen nachweist, daß die italienische Landwirtschaft so intensiv und so rationell betrieben wurde, daß ihr nichts als die von Liebig's Zeit an gemachten wissenschaftlichen Entdeckungen fehlten, um auf der Höhe heutiger Musterwirtschaften zu stehn, und daß die europäische Landwirtschaft erst im Anfang unsers Jahrhunderts wieder auf die Höhe gelangt ist, auf der die italienische der Kaiserzeit gestanden hat. Auch dem flüchtigen Leser lateinischer Schriftsteller stoßen Stellen auf, die gelegentlich von der Intensität des Anbaues Zeugnis ablegen, z. B. die Bemerkung des Plinius im sechsten Briefe des fünften Buches, daß er den schweren Boden seines tuscischen Landguts neunmal müsse umpflügen lassen, und nun gar die Agrarschriftsteller, die eine geradezu bewunderungswürdige Sorgfalt der Bodenkultur bezeugen! Eine solche schließt aber Plantagen aus und fordert einen mäßigen Umfang der Wirtschaft; die Gartenkulturen und der Weinbau gedeihn desto besser, je kleiner der Betrieb ist; sie fordern die Mitarbeit oder wenigstens die beständige Aufsicht des

Besizers oder eines Meiers, der am Ertrage beteiligt ist. Wenn die Karthager, wie man sagt, gerade auch die feinern Kulturen auf ihren Plantagen gepflegt und darin Großes geleistet haben, so müssen sie dabei Kunstgriffe angewandt haben, die wir nicht kennen. Für Italien erklärt sich die Blüte der Landwirtschaft in der Kaiserzeit daraus, daß die Plantage nur ein vorübergehender Zustand, und das *ergastulum* keineswegs die allgemeine Signatur der antiken Sklaverei gewesen ist. Daß Sklavenarbeit schlechter ist als freie, hat schon Homer gewußt. Dem Freier Eurymachos schlägt Odysseus ein Wettmähen und Wettpflügen vor; er macht sich anheischig, die schönste gerade Furche in einem Zuge zu ziehn und beim Mähen nüchtern auszuhalten von früh bis in die Nacht, „wäre nur Gras da“ so lange. Dagegen klagt er, daß die Mägde seinen Hund Argos vernachlässigt hätten; Dienende würden eben sofort saumselig, wenn nicht ein Gebieter sie antreibe;

Schon ja die Hälfte der Tugend entrückt Zeus waltende  
Vorsicht

Einem Mann, sobald nur der Knechtschaft Tag ihn ereilet.

Die Einsichtigen wußten also, daß man einen Sklaven in dem Grade brauchbarer mache, als man seinen Zustand dem der Freien annähere. Die gefesselten Sklaven, darin stimmen die Agrarschriftsteller überein, seien die schlechtesten aller Arbeiter; in seiner Gegend, bemerkt Plinius im neunzehnten Briefe des dritten Buches, sei kein Landwirt mehr so rückständig, daß er noch Gefesselte beschäftigte, und er selbst habe auch keine mehr. (So wenigstens interpretiert Rodbertus die Stelle.) Mag in Karthago, mag noch bei den römischen Plantagenbesitzern Siziliens der gefesselte Ackerflave die Regel gewesen sein, in Italien, wenigstens in der Mitte des ersten Jahrhunderts

nach Christus, da Columella sein Werk schrieb, war er es nicht mehr. Columella setzt allerdings voraus, daß es auf jedem größern Gut *compediti* und für sie ein *ergastulum* giebt, aber diese Leute sind der Auswurf, die Sträflinge der *familia*. Er sagt nämlich im achten Kapitel des ersten Buchs, der Meier dürfe einen Sklaven, *quem pater familias tali poena multaverit*, ohne Erlaubnis des Herrn nicht losbinden, aber auch einen, den er auf eigne Faust gefesselt habe, nicht eher erlösen, als bis er den Herrn davon in Kenntniß gesetzt hat; durch die zweite Vorschrift soll offenbar willkürlichen Peinigungen vorgebeugt werden. Auch soll sich der Herr sorgfältig erkundigen, ob auch jeder der Sklaven an Kleidung, Speise und Trank empfängt, was ihm gebührt (der Trank war natürlich Wein, Cato schreibt das Maß vor), und soll selbst die Speisen und Getränke durch Kosten prüfen; namentlich aber bei den Gefesselten habe er acht zu geben, daß sie nicht gemißhandelt und nicht am notwendigen verkürzt werden, „weil sie, aus Grausamkeit oder Habsucht gepeinigt, noch mehr als so schon zu fürchten sind.“ Man darf nur daran denken, daß unter den aus der Ferne gekauften Menschen viel gefährliche und verbrecherische Gesellen gewesen sein müssen, daß auch die besser gearteten der Freiheitsdrang zu Fluchtversuchen trieb, und daß es keine Polizei gab, die die Flüchtlinge zurückgebracht hätte, daß demnach nicht bloß Auflehnungen gegen die Wirtschaftsdiziplin, sondern auch Verbrechen wie Diebstähle, Räuberein, Bergewaltigungen von Mädchen der Nachbarschaft vorgekommen sein müssen, und daß der *pater familias* zugleich der ordentliche Richter seiner Sklaven war, um zu begreifen, daß ein größeres Gut nicht ohne ein Zuchthaus bestehn konnte. Wenn demnach Gefesselte auf dem Felde arbeiteten, so geschah es, wenigstens in der spätern Zeit und in Italien,

nicht darum, weil man grundsätzlich die Ackerbau=sklaven gefesselt hätte, sondern weil man die Zucht=häusler nicht müßig gehn lassen mochte. Was die Behandlung der übrigen Sklaven anlangt, so rät Columella zu seiner eignen Methode, die sich bewährt habe. Er plaudre häufiger und gemüthlicher (familiarius) mit seinen Guts=sklaven als mit seinen Stadt=sklaven, weil er bemerkt habe, daß ihnen solche Freund=lichkeit ihre immerwährende Arbeit leichter mache; er scherze manchmal mit ihnen, und erlaube ihnen noch öfter selbst zu scherzen. Er behandle sie als erfahrene Sachkundige und berate sich über dies und jenes mit ihnen; auf diese Weise bekomme er heraus, was an Verstand und Geist in jedem stecke; auch führten sie mit größerer Freudigkeit aus, was sie selbst dem Herrn geraten hätten, und was von diesem für gut befunden worden sei. Endlich gaben alle Land=wirte den im Hause gebornen Sklaven bei weitem den Vorzug vor den auf dem Markte gekauften, und bald hatte man gar keine andern Sklaven mehr als selbstgezogne, womit das ganze Institut der Sklaverei zwar noch nicht de jure aber de facto eine durchgreifende Veränderung erfuhr: aus der Sklaverei im strengen Sinne entwickelte sich die Hörigkeit. Die Schlacht bei Actium hatte den Frieden gebracht; die auswärtigen Kriege hörten auf, auch die Bürgerkriege, die Empörungen hörten auf, dem Menschenraub zur See und zu Lande wurde das Handwerk gelegt, damit war den Sklavenmärkten die Zufuhr abgeschnitten, wenigstens die Zufuhr neuer Ware; fast nur die schon vorhandne wurde auf dem Markte ausgetauscht. Was noch in den Grenzkriegen mit den nordischen Barbaren erbeutet wurde, genügte kaum, die Lücken zu füllen. So sah man sich auf eignen Zuwachs angewiesen; man mußte die Sklavenehen begünstigen, man band die auf dem Gute gebornen aus Gut, aus einer wohl=

feilen Marktware wurde der Sklave ein wertvolles Inventarienstück, um so wertvoller, je länger er auf dem Gute gearbeitet hatte, und je genauer er es kannte, und je mehr sich die Überzeugung von der größern Rentabilität des Kleinbetriebs befestigte, desto häufiger kam es vor, daß der Gutssklave ein Meier mit Gewinnbeteiligung oder freigelassen und Pächter eines Gütchens wurde. So gingen aus der Sklavenschaft allmählich drei neue Stände von halb und ganz freien Leuten hervor: aus den Ackerbauksklaven die bäuerlichen Kolonen: Meier, Pächter und kleine Eigentümer, aus den Fabrik- und Manufakturksklaven und den ordinariis die freien Handwerker, Künstler und Krämer, aus den Offizianten (Verwaltern, Rentmeistern, Hausmeistern, Sekretären u. s. w.) zunächst des julischen Hauses die Staatsbeamten, die Glieder der kaiserlichen Bürokratie.

Daß die alten Staaten an der Sklaverei zu Grunde gegangen wären, ist demnach nur in einem sehr beschränkten Sinne zuzugeben. Die Sklaverei begünstigt — was nicht weitläufig nachgewiesen zu werden braucht — alle Arten von Ausschweifung, und diese schwächt die Energie; Schwächung der Energie ist eine der vielen Ursachen des Untergangs der alten Welt gewesen. Eine zweite Ursache war die schwache Volksvermehrung, und daran war die Sklaverei zwar nicht allein aber mit schuld. Und diese Schädigungen hat die Sklaverei den Völkern des Mittelmeerreichs mehr in den letzten Zeiten der Republik als in der Kaiserzeit zugefügt; sie hat also nur dazu beigetragen, den Untergang von weitem vorzubereiten. Wenn die Sklaverei für sich allein ein Volk, einen Staat zu Grunde richtete, so hätten auch die Germanen zu Grunde gehn müssen, denn sie hatten von Haus aus Sklaven und übernahmen dazu alle Formen der Sklaverei, die sie im römischen

Reiche vorfanden; die Skandinavier waren Menschenräuber größten Stils, und Sklavenmärkte hat es im Norden wie im Süden Europas bis ins elfte Jahrhundert gegeben. Die Römer haben die ärgsten Formen und die schlimmsten Wirkungen der Sklaverei aus eigener Kraft überwunden und haben ihr zuletzt die Gestalt und Einrichtung gegeben, die für die neu zu gründenden germanischen Staaten geeignet war. Wie unsre moderne Industrie nicht hätte entstehen können, wenn nicht Massen von Menschen von ihrer Scholle losgerissen und in Fabriken und Gruben getrieben worden wären, wo sich ihre Lage nur dem Recht nach aber nicht thatsächlich von der Sklaverei unterschied, so wäre noch weit weniger die Kultur der alten Völker denkbar gewesen ohne Sklaverei. Insbesondere die römische Sklaverei ist das Mittel gewesen, die Landwirtschaft auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit zu heben, die großartigsten Nutzbauten auszuführen, einen Luxus zu ermöglichen, der eine unendliche Fülle von Werken der Kunst und des Kunsthandwerks hervorbrachte, den großen Männern Roms Tausende von Köpfen und Händen zur Verfügung zu stellen, die sie gebrauchten wie ihre eignen, und mit denen sie den ganzen Süden und Westen Europas romanisierten.\*) So wurzelseft vermochten

---

\*) Am Nachmittage des Tages, an dessen Morgen ich das geschrieben hatte, las ich in Viktor Gehns „Kulturpflanzen und Haustiere“ (S. 398 der 4. Auflage) folgendes: „Zu den Gründen, die den Untergang der antiken Gesellschaft herbeiführten, hat man sich gewöhnt, vorzugsweise die Sklaverei zu rechnen. Gewiß ist diese mit der höchsten industriellen Entwicklung unverträglich, aber auf manchen Bildungsstufen — ganz abgesehen von der Rassenanlage und den daher rührenden verwickelten politischen und sozialen Problemen — ist sie ein natürliches, unter Umständen sogar wohlthätiges Institut. Sie bestand auch bei den Barbaren, die dem antiken Leben ein Ende machten; sie währte in dem romanisch-germanischen Europa ungeschwächt fort und löste sich dort im Fortgang der wirtschaftlichen Kultur

sie mit diesen Hilfsmitteln ihre Kultur in den europäischen Boden zu senken, daß diese Kultur unter den Stürmen der Völkerwanderung fortvegetierte und nachdem diese ausgetobt hatten, kräftig wieder aus= schlug. Vom römischen Ackerbau in Gallien ist der fränkische, von diesem aller europäische Ackerbau aus= gegangen, und im italienischen Handwerk, in der italienischen Kunst wurzelt alles, was wir von Ge= werbe und Kunst heute besitzen. Die sozialen Kämpfe Roms haben also in der Hauptsache ihren Zweck er= füllt. Für den, der in der Weltgeschichte das Welt= gericht sehen will, bleiben die ungetrösteten Leiden der antiken Sklavenschaft und die an ihr begangnen un= gefühnten Verbrechen unerklärt, für eine teleologische Geschichtsauffassung dagegen bedeutet diese düstere Seite der alten Welt kein Geheimnis.

### 3. Vom Stadtstaat zum Weltreich

Daß sich die römische Stadtgemeinde zum Welt= reich auswachsen konnte, bleibt für alle Zeiten das Wunder der politischen Geschichte. Die Entstehung der übrigen großen Reiche hat nichts wunderbares. Friedliche Ackerbauer lassen sich in einer fruchtbaren Ebene nieder, vermehren sich darauf und füllen sie, wie seenbildende Regenwasser, bis zum Sättigungs=

---

durch verschiedene Zwischenstufen allmählich und von selbst auf. In Rom unterschied sich das Sklaven= und Kolonenwesen in den meisten Beziehungen nur dem Namen nach von der strengen Gefindeordnung und der feudalen Gutsverfassung moderner europäischer Länder bis vor nicht langer Zeit. Ja, im Sklavenstande lag oft noch ein geschützter Rest des Volksvermögens: der Sklave konnte wenigstens nicht vom Pfluge weggerissen und in das Lager der Legionen geschleppt werden, während die freie Bevölkerung durch Konstriktion dezimiert wurde und sich nur allmählich durch die häufigen Freilassungen ergänzte. Auch in Rom hätte sich, wenn im übrigen die Zeiten nicht so trostlos rück= läufig gewesen wären, die Sklaverei vor dem Wachstum der wirtschaft= lichen und politischen Kräfte nicht auf immer halten können.“

grade. Die öffentlichen Angelegenheiten werden gemeindeweise besorgt, und die Gemeinden stehn nur in einem losen Zusammenhange miteinander. Eines Tages brechen Reiterhorden ein, rauben, plündern und morden. Es gefällt ihnen auf diesen Fruchtgefildden besser als in ihrer Steppe, sie beschließen, sich hier häuslich niederzulassen, die zweibeinigen Schafe, die sie vorgefunden haben, nicht zu schlachten, sondern zu scheren und zu melken, und zum Zweck steter Ausbeutung organisieren sie ihre Herrschaft über die zu Unterthanen gemachten Bewohner der Ebne. So sind die Staaten am Euphrat, am Nil und am Ganges, so das chinesische und das russische Reich entstanden. Und wie ein kleiner Knabe eine große Herde weiden kann, nicht bloß von Schafen, sondern auch von Rindern, deren jedes, wenn es sich seiner Kraft bewußt wäre, hundert Knaben auf die Hörner nehmen könnte, so macht es einem kriegerischen Herrenvolke nichts aus, ob es ein oder mehrere Sklavenvölker zu überwinden findet. Der erobernde Stamm, geführt von einem Häuptling, dem sich alle einzelnen Glieder gern unterwerfen, weil die einheitliche Führung Bedingung des Gelingens bei Eroberungszügen ist, greift über die Grenzen des zuerst unterworfenen Landes hinaus und unterjocht ein Volk nach dem andern bis an die Meere, Gebirge und Wüsten, die seiner Habsucht und Herrschsucht Grenzen ziehn. So haben es die Perser gehalten. Aber sehr rasch sind sie dem Verhängnis verfallen, durch die Kultur der Besiegten selbst besiegt zu werden und zu verweichlichen, sodaß sie eine leichte Beute der von Alexander geführten Griechen und hellenisierten Mazedonier wurden. Xenophon konnte daheim berichten, daß von all den Völkern, deren Gebiet er durchzogen hatte, nur eins sein Häuflein von vorn anzugreifen gewagt habe, daß also die Bewohner Vorderasiens

als militärische Gegner kaum zu rechnen seien. Daß man dieses am mazedonischen Hofe wußte,\*) benimmt dem Zuge Alexanders den Charakter des Abenteuerlichen, wenn auch die gewaltige Raumüberwindung und die von ihm bethätigte Organisationskraft sein Lebenswerk noch über die Maßen großartig erscheinen lassen. Aber es war das Werk eines Mannes, nicht das einer jahrhundertlang stetig wirkenden Volkskraft, und so zerfiel es mit seinem Tode, das politische nämlich, während allerdings das Kulturwerk, die Hellenisierung Vorderasiens und Ägyptens, bestehen blieb. Etwas anders ist die Gründung der Germanenreiche verlaufen. Sie fing ähnlich an wie die der asiatischen: kriegerische Stämme unterwarfen die ackerbauende Bevölkerung römischer Provinzen. Dann aber griffen in die politische Entwicklung mehrere eigentümliche Mächte ein und lenkten sie in Bahnen, die von der asiatischen Art weit abführten: die Kirche, das Volksherzogtum, das Latifundium, die Feudalität, Überlieferungen der Römerzeit, die einerseits das Kaisertum begründeten, andererseits zur Bildung gewerblicher, nach politischer Unabhängigkeit strebender Gemeinwesen führten. Im großen und ganzen aber verlief die äußere Staatengeschichte des christlichen Europas in der Weise, daß Monarchien miteinander rangen, bis die kleinern, samt den kleinen Freistaaten, von den größern verschlungen und die heutigen Nationalstaaten fertig waren.

Ganz anders verhält es sich mit der Gründung des Römerreichs. Sie beginnt nicht mit der Unterjochung einer zivilisierten aber unfriegerischen Bevölkerung durch ein Volk von Eroberern; auch hat

---

\*) Sokrates hat dem König Philipp die Schwäche des Perserreichs ausführlich dargelegt und ihn aufgefordert, zur Rache für den Einfall der Perser in Europa die Eroberung des Perserreichs zu unternehmen.

das Römerreich nicht, wie alle andern Großreiche, ein weites Gebiet zur ersten Grundlage: umspannten doch die germanischen Völker schon daheim, ehe sie ins Römerreich einbrachen, ansehnliche Gaue, die an Umfang heutigen kleinen Königreichen gleichkamen. Das Römerreich ist erwachsen aus einer bürgerlich-bäuerlichen Stadtgemeinde, deren ursprüngliches Gebiet kaum den Umfang eines der kleinern preussischen Kreise hatte. Mommsen sucht das Wunder abzuschwächen, indem er schreibt: „Es ist die Geschichte Italiens, die hier erzählt werden soll, nicht die Geschichte der Stadt Rom. Wenn auch nach formalem Staatsrecht die Stadtgemeinde von Rom es war, die die Herrschaft erst über Rom, dann über die Welt gewann, so läßt sich doch dies im höhern geschichtlichen Sinne keineswegs behaupten, und erscheint das, was man die Bezwingung Italiens durch die Römer zu nennen gewohnt ist, vielmehr als die Einigung zu einem Staate des gesamten Stammes der Italiker, von dem die Römer wohl der gewaltigste, aber doch nur ein Zweig sind.“ Doch nicht der gewaltigste in dem Sinne, wie die Franken, dann die Sachsen der gewaltigste Zweig des deutschen Stammes gewesen sind: durch Kopfbahl und ein über tausend Quadratmeilen großes Gebiet! Das ist ja eben das Wunderbare, daß die Einigung des alten Italiens nicht von einer ansehnlichen Monarchie ausgegangen ist wie die des neuen, nicht von einem Volke, das die Hälfte oder wenigstens ein Viertel, ein Fünftel, ein Zehntel der Gesamtbevölkerung ausgemacht hätte, sondern von einem verschwindenden Bruchtheile der Bevölkerung, der noch dazu als Freistaat organisiert war. Ein politischer Zustand, wie der Italiens in der ersten Hälfte des Jahrtausends vor Christus, ist in der Weltgeschichte vielfach dagewesen: ein Gemenge von kleinen Freistaaten und kleinen Monarchien; so haben das

alte Griechenland, so das mittelalterliche Italien, Niederland, Oberdeutschland ausgesehen, aber nirgends hat es eines dieser strebsamen Gemeinwesen zu einer Ausdehnung gebracht, die es berechtigt haben würde, sich einen Mittelstaat nach dem heutigen Maßstabe zu nennen; Athen und Sparta sind mit ihren Ausdehnungsversuchen kläglich gescheitert, und Florenz verlor seine republikanische Verfassung schon, als es den Umfang des heutigen Königreichs Sachsen erreicht hatte. Dem einzigen Venedig ist etwas ähnliches geglückt — und wie stolz sind seine vornehmen Bürger darob gewesen! —, aber wie winzig, wie unbedeutend ist sein Reich ausgefallen im Vergleich mit dem römischen! Der Widerspruch zwischen republikanischer Verfassung und Reichsgründung liegt nicht etwa bloß darin, daß eine vielköpfige Regierung weniger befähigt zu sein scheint, jahrhundertlang ein Ziel beharrlich zu verfolgen als eine Erbmonarchie,\*) sondern darin, daß sich stammverwandte Nachbarstaaten zwar allenfalls dem Könige des Eroberervolkes, also einem unvergleichlich Höhern, aber nicht diesem Volke selbst, Leuten ihresgleichen zu unterwerfen bereit sind, stammfremde Unterjochte aber zu Grunde gerichtet werden, wenn der Eroberer, der immer zum Ausbeuter wird, nicht ein einzelner Mann, sondern ein ganzes Volk ist. Aus dem ersten dieser beiden Umstände läßt es sich denn auch leicht erklären, daß nach Abschaffung

---

\*) Die Alten waren freilich der Ansicht, die eben aus der römischen Erfahrung geschöpft wurde: *concordi populo, et omnia referenti ad incolumitatem et ad libertatem suam, nihil esse immutabilius, nihil firmius*; Cicero De Republica I, 48; und ebenda II, 23 lobt Scipio den römischen Senat, daß er, als das Volk nach dem Tode des Romulus wieder einen König forderte — die Patrizier hätten schon damals die Regierung gern selbst in die Hand genommen —, ein Wahlkönigtum einrichtete und sich damit weiser zeigte als Pythagoras: *nostri illi etiam tum agrestes viderunt, virtutem et sapientiam regalem, non progeniem quaeri oportere.*

des Königtums das Gebiet des römischen Staats zunächst an Ausdehnung verlor.

Das Wunder liegt nun natürlich in der Eigentümlichkeit des römischen Volkes, in den körperlichen, geistigen und sittlichen Eigenschaften, die es dazu befähigten, sich selbst die vortrefflichste bürgerliche Verfassung zu geben, in der Freude an ihrem bürgerlichen Zustande und im Stolze darauf eine Widerstandskraft im Kriege zu entwickeln, die jeden Gedanken an Unterwerfung ausschloß und den Bürgern nur die Wahl ließ, entweder zu siegen oder zu sterben, die es endlich befähigten, die unterworfenen Gebiete so in das eigne Staatswesen einzugliedern, daß sie mit ihm unlöslich verschmolzen. Und das Wunderbarste an diesem Wunderbaren ist eben, daß es nicht etwa der ganze Latinerstamm war, der diese politische Schöpferkraft bewies; dürfte man ihn oder den noch stärkern und ein größeres Gebiet füllenden Samniterstamm als die Wurzel des Römerreichs ansehen, so wäre die Sache weniger wunderbar. Eine einzelne latinische Stadtgemeinde war es, die das Große vollbrachte, sodaß die Ausdrücke Volk und Vaterland auf den *populus Romanus* und sein Gebiet eigentlich gar nicht angewandt werden können. Ist doch eine Stadtgemeinde kein Volk, sondern immer nur ein kleiner Bruchteil eines Volkes, und kann doch ein neun bis zwanzig Quadratmeilen großes Gebiet (so hoch schätzt es Mommsen im Anfang und am Ende der Königsherrschaft) kaum ein Ländchen, geschweige denn ein Land, ein Vaterland genannt werden. Es ist, als ob die Vorsehung alles, was sich damals an politischem Genie in Mittelitalien fand, ausgelesen, am Tiber zusammengeführt und zu dieser Stadtgemeinde vereinigt hätte.

Von der Wirkungsweise dieses politischen Genies nach außen hin ist nun in den beiden ersten Ab-

schnitten dieser Betrachtungen schon zweierlei hervor-gehoben worden. Einmal die starke Religiosität, die jeden Frevel verbot und die Römer zu den zuverlässigsten Bundesgenossen machte und zu Feinden, mit denen sich unterhandeln ließ, auf deren Wort man sich verlassen, auf deren Mäßigung man rechnen konnte. Es muß z. B. einen tiefen Eindruck gemacht haben, daß der Senat selbst gallischen Räuberhorden gegenüber das Völkerrecht zu wahren und seinen Gesandten, der es verletzt hatte, auszuliefern entschlossen war, und daß, nachdem das Volk dies verweigert hatte und Rom infolgedessen von den Galliern eingeäschert worden war, Camillus dieses Unglück in einem öffentlichen Sündenbekenntnis als eine gerechte Strafe der Götter für den begangnen Frevel bezeichnete. Nicht minder wird es Hochachtung und Vertrauen begründet haben, daß sie die Griechenstädte Unteritaliens nach Kräften vor wilden Nachbarn schützten und, sobald sie vor andern Kriegen dazu kamen, die Verwüster Rhegiums auf öffentlichem Markte in Rom hinrichteten, die alten Einwohner, so viele ihrer noch übrig waren, in den Genuß ihres Eigentums wieder einsetzten. *Omnia impetrabilia et tuta erant apud Romanos; inter ipsos plus belli ac periculi erat*, sagt Livius von den Sikelioten zur Zeit der Belagerung von Syrakus. Das andre, was schon erwähnt worden ist, ist ihr Kolonisationsystem. Viele Völker haben gesiegt und erobert wie die Römer, schreibt Montmsen, „aber keins hat gleich ihnen den gewonnenen Boden also im Schweiß seines Angesichts sich zu eigen gemacht und was die Lanze gewonnen hatte, mit der Pflugschar zum zweitenmal erworben. Was der Krieg gewinnt, kann der Krieg wieder entreißen, aber nicht also die Eroberung, die der Pflüger macht; die Römer haben viele Schlachten verloren, aber kaum je bei dem Frieden römischen Boden abgetreten.“ Wenn

Mommsen „keins“ sagt, so vergißt er unser eignes Volk, das sich derselben Art der Eroberung in dem kolonialen Neudeutschland östlich von der Elbe und vom Inn rühmen darf; allerdings erst vom elften Jahrhundert ab, nachdem seine Männer in halber und ganzer Hörigkeit arbeiten gelernt hatten. In der ersten Zeit ihres politischen Daseins ließen sie Sklaven und in den eroberten Provinzen des römischen Reichs die vorgefundenen Kolonen für sich arbeiten. Die römischen Bauern pflügten nach vollzogener Unterwerfung eines italienischen Völkchens diesem den größern Teil des Landes als freies Eigentum zu lassen, einen kleinern Teil aber für sich zu behalten, auf dem dann die hingeschickten Ansiedler, wenn auch mit Hilfe von Sklaven, selbst arbeiteten.\*) Damit verband sich dann ein dritter Zug ihrer eigentümlichen Politik. Wie sie mit erstaunlichem juristischem Scharfsinn alle erdenkbaren Schattierungen des Eigentums- und Nutzungsrechts, der Freiheit und Abhängigkeit im Privatleben herausfanden und feste Regeln dafür aufstellten, so ersannen sie ein wunderbares System des öffentlichen Rechts für die Bewohner ihres italischen Gebiets und teilten diese in Römer und Latiner, in römische Kolonisten und Munizipalbürger, in Bundesgenossen und *cives sine suffragio*, sodaß ihr Staatsgebiet ein wohlorganisiertes Ganze mit der römischen Stadtgemeinde als politischem Mittelpunkt war, die Glieder aber durch den vielfachen Interessengegensatz, den ihre verschiedenen,

\*) Und was der römische Bauer aus dem Boden zu machen verstand, beweist der Bericht des Polybius 2, 15 über die Fruchtbarkeit Oberitaliens. Alle Nahrungsmittel waren dort so wohlfeil, daß sie in der Herberge nicht einzeln bezahlt wurden, sondern der Reisende mit dem Wirt um die Tageskost übereinkam und selten mehr als ein halbes *As*, einen Viertelobolus, das sind noch nicht 3 Pfennig unsers Geldes, zu zahlen hatte. Und der Geldwert stand damals keineswegs so hoch wie im christlichen Mittelalter.

mannigfach abgestuften Rechte begründeten, hinlänglich entzweit blieben, um die Gefahr einer Koalition gegen die herrschende Stadt zu mindern. Daß es nicht gelungen ist, sie vollständig abzuwenden, hat freilich zuguterletzt noch, als Rom schon Weltmacht war, der Bundesgenoffenkrieg gezeigt, aber eben dieser Krieg stellt das Wunder, wie ich es nenne, ins hellste Licht, denn er beweist, daß die Geschichte des Römerreichs keineswegs die Geschichte Italiens ist, daß es nicht die Italiker gewesen sind, die sich selbst als Staat organisiert und dann die Welt erobert haben. Nachdem die Welt schon erobert war, haben sie versucht, sich selbst zu organisieren, haben sie beseitigen wollen, was logisch als Widersinn erscheint, daß sich ganz Italien von einer Stadt aus regieren lassen sollte, und alle Nicht Römer zur Rolle von Passivbürgern verurteilt waren, aber es ist ihnen nicht gelungen.

Läßt sich das Wunder nicht erklären, so läßt sich wenigstens seine Wirkung beschreiben. Fragen wir, worin die Vorzüge der römischen Staatsverfassung bestehn, die aus dem politischen Genie dieser Bürgerschaft erwuchs und ihr zu so Großem als Werkzeug diente, so können wir nichts andres anführen, als was die klugen Staatsmänner durch Nachdenken herausbekommen haben, deren Mittelpunkt Scipio Africanus minor war, und dem auch Polybius angehörte. Wir finden ihre Ansicht sowohl bei diesem Geschichtschreiber (in den ersten achtzehn Kapiteln des sechsten Buchs) wie in Ciceros Büchern *De Republica* ausgeführt, wo Scipio selbst spricht. Und wenn diese Ansicht heute so trivial geworden ist, daß sie von Primanern in ihren Aufsätzen und von untergeordneten Zeitungsschreibern in Leitartikeln dargestellt werden kann, so folgt daraus noch nicht, daß sie als kindlich oder kindisch und der Beachtung wissenschaftlich gebildeter Männer

unwürdig für abgethan gelten dürfte. Sie kommt der Hauptsache nach darauf hinaus, daß jede der drei einfachen Staatsformen: Alleinherrschaft, Aristokratie, Demokratie die Tendenz habe, auszuarten (in Tyrannei, Cliquenherrschaft, Böbelherrschaft), daß sich deshalb die politische Entwicklung im Kreise zu bewegen pflege: von der Tyrannis durch Oligarchie und Ochlokratie zur Tyrannis zurück (wie das ja in neuerer Zeit besonders die französische Geschichte wiederum gezeigt hat), daß dagegen der römische Staat seine Festigkeit und sein Gedeihen einer glücklichen und weisen Mischung der drei Grundformen verdanke. Der Senat, der wirklich eine Versammlung der Besten sei (ergänzte er sich doch vorzugsweise aus den Männern, die durch das Vertrauen des Volks zu hohen Ämtern berufen worden waren), regiere; die Exekutive sei monarchisch geordnet; zwar sei die höchste Gewalt an mehrere Personen verteilt, zunächst an die beiden Konsuln, aber jeder der hohen Beamten sei in seinem Verwaltungsbezirk oder bei der Anführung eines Heeres souverän; dem Volke endlich stünden die wichtigsten Entscheidungen zu in Beziehung auf Rechtspflege, Gesetzgebung, Kriegserklärung und bei der Beamtenwahl. So werde jede der drei Gewalten von den andern beiden eingeschränkt und kontrolliert ohne gelähmt zu werden, vielmehr gereiche die Thätigkeit jeder den andern beiden zur Unterstützung. Besser und richtiger werden auch heutige Geschichtsforscher und Philosophen die Sache nicht darzustellen vermögen, und jedenfalls hat Polybius Recht, wenn er wiederholt hervorhebt, Rom habe seine Erfolge nicht dem Glück, sondern seiner Verfassung zu verdanken.

Bescheiden spricht Scipio bei Cicero a. a. D. II, 30: multa intelliges etiam aliunde sumpta meliora apud nos multo esse facta, quam ibi fuissent, unde huc translata essent, atque ubi primum extitissent; intelligesque non

fortuito populum Romanum, sed consilio et disciplina confirmatum esse, nec tamen adversante fortuna. Wenn der Herr das Haus nicht baut, singt der Psalmist, bauen vergebens die Bauleute; wenn der Herr die Stadt nicht bewacht, wachen vergebens die Wächter! Und wesentlich ist auch, was nach Scipio (a. a. O. II, 2, Cato gesagt hat, die römische Verfassung sei darum besser als die der meisten Staaten, weil sie nicht von einem einzelnen Gesetzgeber ausgetiftelt, sondern als das Ergebnis der Weisheit vieler im Laufe der Jahrhunderte langsam erwachsen sei: als Ausdruck eines Volkswillens, können wir hinzufügen, der, unerschütterlich fest und elastisch zugleich, sich allen Änderungen der Lage und der Verhältnisse anpaßt. Das Wesentliche der römischen Verfassung war, daß sie jedes Talent sich voll und frei entfalten ließ, solange und soweit es dem Vaterlande diene, jeder gegen dieses gerichteten Thätigkeit aber beizeiten Fesseln anlegte. Aus der Ahnung ihres weltgeschichtlichen Berufs, die sich bei wachsender Macht zum klaren Bewußtsein und zur festen Überzeugung steigerte, ging das unerschütterliche Selbstvertrauen der Römer hervor, daß, wenn nur dabei kluge Vorsicht nicht außer acht gelassen wird, den Erfolg verbürgt. Wo sie es nur mit menschlichen Gegnern zu thun gehabt hätten, meint Polybius (I, 37) bei der Erzählung des großen Schiffbruchs im Jahre 255 v. Chr., da hätten sie schon darum fast immer gesiegt, weil sie überzeugt seien, daß sie alles unbedingt (*κατ' ἀνάγκην*) vermöchten, was sie sich vorgenommen hätten, und es darum mit dem Aufgebot aller Kräfte zu erzwingen pflegten; aber den Naturgewalten gegenüber sei diese Strategie nicht angebracht, daher erlitten sie zu Wasser viele Schlappen.

Die Ahnung ihres weltgeschichtlichen Berufs ist natürlich nicht so zu verstehn, daß sie schon an Welt Eroberung gedacht hätten, als ihr Staat erst zwanzig

Quadratmeilen groß war. Sie waren überhaupt von Haus aus nichts weniger als ein Eroberervolk. \*) Von leidenschaftlicher Liebe zu ihrem Gemeinwesen, zu ihrem häuslichen Herd, zu Weib und Kind und zu jedem Stück mit dem Pflug gewonnenen Landes erfüllt, entwickelten sie in der Verteidigung dieser Güter eine unbefiegbare Widerstandskraft. Daß sie unaufhörlich Gelegenheit hatten, diese Widerstandskraft zu bewähren, verstand sich bei dem Zustande der alten Welt von selbst, einem Zustande, der sich eigentlich bis auf den heutigen Tag noch nicht geändert hat, denn auch heute hat jeder Staat nur die Wahl, ob er Hammer oder Amboss sein will, wenn auch die in den Interessen-gegensätzen liegende Kriegstendenz aus bekannten Gründen meistens lange Zeit latent bleiben muß. Indem nun aber Rom von der alles übertreffenden Güte seiner heimischen Zustände überzeugt und in ihrer Verteidigung nicht allein glücklich war, sondern sich dadurch zu beständiger Ausdehnung seines Gebiets genötigt sah, mußte es allerdings schon frühzeitig inne werden, daß es ein von den Göttern auserwähltes und zu Großem bestimmtes Staatswesen sei. Mit den Eroberungen gingen die Römer indes auch, nachdem sie sich ihrer Bedeutung bewußt geworden waren, nur ganz behutsam vor: sie annektierten nicht mehr, als sie verdauen konnten, und eroberten überhaupt nur, soweit sie die augenblickliche Lage dazu zwang. Man sieht das recht deutlich an ihrem Verhalten den Griechenstädten gegenüber. Unkriegerisch, wie deren reiche, bequeme, verweichlichte und an unwürdige Tyrannei gewöhnte Einwohner waren, würden sie leicht zu bezwingen gewesen sein. Aber die Römer

---

\*) Diese Ansicht vertritt sehr lebhaft auch Houston Stewart Chamberlain in seinem Werke „Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts.“ In der Auffassung der römischen Geschichte stimme ich mit diesem geistreichen Forscher fast vollständig überein.

beschränkten sich auf die Rolle von Schutzherrn, und es bedurfte einer Beschimpfung ihrer Gesandten, wie sie sich kein Staat ohne Verlust seines ganzen Ansehens gefallen lassen kann, sie zum Kriege gegen Tarent zu bewegen; wegen einer ähnlichen Beschimpfung, die den Gesandten Davids widerfahren war, hat dieser fromme König die Ammoniter mit Sichelwagen zerschneiden und in Ziegelöfen verbrennen lassen (2. Samuel 10 und 12). Aber in diesem durch griechische Vengelt-haftigkeit heraufbeschwornen Kriege lernte sich Rom vollends als Herrin zwar noch nicht, aber als Schutz-macht Italiens fühlen, wie der dem Gesandten des Königs Pyrrhus gewordne Bescheid beweist: Rom unterhandle nicht, so lange fremde Truppen auf italiischem Boden stünden, was seitdem Staatsgrund-satz blieb.

Bei diesem Bewußtsein seiner Stellung nun konnte Rom dem Konflikt mit Karthago nicht ausweichen. Als kriegserfahrene Macht mußte es wünschen, die Außenwerke seines Herrschaftsgebiets selbst zu besitzen oder wenigstens nicht in den Händen einer aufstrebenden Weltmacht zu lassen, und Karthago nahm die Haltung einer Weltmacht an, Sizilien aber hatte Afrika gegenüber zweifellos die Bedeutung eines Außenwerks für Italien. Hier mußten die Römer eingreifen, ehe es zu spät war, und sie wären das von der Vorsehung auserwählte Volk nicht gewesen, wenn sie die sich anbietende Gelegenheit nicht benutzt hätten. Daß sie mehr nicht wollten, das beweist die lässige, planlose, unlustige Art und Weise, wie sie den ersten punischen Krieg geführt haben. Daß sie sich nur gezwungen zum Seekrieg verstanden, weiß jedermann aus den Elementarbüchern, daß sie aber auch in der Folge niemals begeisterte Seefahrer und Seehelden geworden sind, daran erinnert Mommsen; der italiische Bauer, bemerkt er unter anderm, sei immer wasser-

schen geblieben. Dieser hat auch gewußt, warum; wenigstens fühlte er es, und seine großen Männer wußten es. Scipio preist a. a. D. II, 6 bis 10 die glückliche Lage Roms, die die Vorteile des Seeverkehrs nicht ganz ausschließe, Rom aber doch nicht zur Seestadt mache. Denn eine solche könne es zu dauerhafter politischer Macht nicht bringen. Zunächst sei sie Angriffen ausgesetzt, die schwerer vorausgesehen und abgewehrt werden könnten als Angriffe vom Lande aus. Dann aber litten die Seestädte auch an Wandelbarkeit und Verderbniß der Sitten. Denn fortwährend würden dem einheimischen Wesen neue Ansichten und Gewohnheiten beigemischt, und mit den fremden Waren drängen fremde Sitten ein; daher bleibe die ursprüngliche Eigenart nicht unverfälscht. Und die Einwohner solcher Städte seien nicht ordentlich seßhaft; beständig flögen ihre Gedanken und Hoffnungen in der Ferne herum, und selbst wenn sie körperlich daheim blieben, seien sie geistig Bagabunden. Diese Flatterhaftigkeit der Bürger, diese Gier zu schachern und zu schiffen und die dadurch verursachte Vernachlässigung des Ackerbaus und des Militärwesens sei der Verderb Karthagos und Korinths gewesen. Dazu komme dann noch der durch den Reichtum erzeugte Luxus und die Verweichlichung. Was von Korinth gelte, gelte überhaupt von Griechenland und dem Griechenvolk, das es seiner maritimen Heimat wegen zu keinem dauerhaften Staatswesen habe bringen können. Gebe es doch im Peloponnes und Hellas nur wenig Gebiete, die nicht unmittelbar vom Meere bespült würden. Und nun gar erst die Inseln, die samt ihren Staatseinrichtungen und Sitten sozusagen auf der unbeständigen Woge schwommen! Und auch alle griechischen Kolonisten hätten sich am Meere niedergelassen und so die Barbarenländer mit einem Griechenjaume verbrämt.

Also mit einem Wort: die Seeherrschaft wider=

strebte dem römischen Wesen. Aber durch den Lauf der Ereignisse wurden sie zur Erwerbung überseeischer Gebiete gezwungen, wenn man überseeisch nennen darf, was jenseits des Binnenmeeres lag, das schließlich nur noch als der große Landsee des Römerreichs erschien. Nachdem sich aber das gedemüthigte Karthago erholt hatte und, stolzer als je sein Haupt erhebend, nun erst recht die Weltmacht spielte, fast ganz Spanien unterjochte, über die Pyrenäen blickte, mit den Königen des Ostens Verbindungen anknüpfte, da konnte es den Römern nicht mehr zweifelhaft sein, daß sie, wie ja dann bald auch Hannibal bewiesen hat, in ihrem eignen Lande nicht mehr sicher seien, und daß sie sich zu einem Entscheidungskampf auf Leben und Tod zu rüsten hätten. Daß aus diesem Kampf ums Dasein ein Kampf um die Weltherrschaft wurde, war nicht ihre Absicht und daher auch nicht ihre Schuld. Nur zögernd haben sie den Handschuh aufgenommen, den ihnen Hannibal vor Sagunt hinwarf, und der zweite punische Krieg ist jahrelang von ihrer Seite als Verteidigungskrieg geführt worden. Die Römer mußten Lämmer und keine stolzen, kriegerischen Männer gewesen sein, wenn die furchtbaren Leiden, die dieser lange Krieg der Bevölkerung Italiens bereitete, und die ernstliche Bedrohung der Existenz des römischen Staats durch Hannibal die Abneigung gegen die Nebenbuhlerin nicht zum unversöhnlichen Haß gesteigert hätten. Man begreift daher Mommsen nicht recht, der Cato's caeterum censeo so herb tadelt. Gewiß verdient der ältere Africanus keinen Tadel dafür, daß er das Todesurtheil an der besiegten Gegnerin noch nicht vollstreckt hat; mochte es nun Edelmut oder Politik sein, was ihn zurückhielt; der Besonnene entschließt sich eben nicht gern schon bei der ersten Gelegenheit zum Außersten; aber das Lob Mommsens würde er doch wohl abgelehnt haben, wenn dieser ihn

in Gegensatz bringt zu seinem Adoptivvater und zu Cato, indem er schreibt: „Verbissenheit und Dorfschulzenverstand mochten die Meinung verfechten, daß nur der vernichtete Gegner wirklich besiegt sei. . . . Sollte er, der hochherzige und freiblickende Mann, sich nicht gefragt haben, was es denn dem Vaterland nütze, nachdem die politische Macht der Karthagerstadt vernichtet war, diesen uralten Sitz des Handels und Ackerbaus völlig zu verderben und einen der Grundpfeiler der damaligen Zivilisation frevelhaft niederzuwerfen? Die Zeit war noch nicht gekommen, wo sich die ersten Männer Roms hergaben zu Henkern der Zivilisation der Nachbarn und mit einer müßigen Thräne die ewige Schande der Nation von sich abzuwaschen leichtfertig glaubten.“

Der Wert Karthagos als eines Grundpfeilers der Zivilisation ist sehr zweifelhaft. Was die Orientalen an technischer Zivilisation geschaffen hatten, war längst Eigentum des griechisch-römischen Europas geworden, zuletzt noch, nach dem ersten punischen Kriege, die karthagische Acker- und Gartenbautechnik. Der höhern und edlern Geistes- und Herzenskultur entbehrte der aus Semiten und Hamiten gemischte Punierstamm nicht allein gänzlich, sondern er vernichtete sie überall, wo er sie antraf. Es handelte sich keineswegs nur um die Unterschiede zwischen dem römischen und dem karthagischen Staate, die schon Polybius hervorgehoben hat, und die heute jedem Schüler geläufig sind, sondern um die Charakterzüge, die den von Jehovah ergangnen Befehl der Ausrottung der Urbevölkerung Kanaans rechtfertigen: das gänzliche Fehlen edler Gemütsanlage, maßlose Wollust, teuflische Grausamkeit und die förmliche Sanktionierung aller bösen Triebe durch einen abscheulichen Staatskult. Mit der Vernichtung Karthagos haben daher die Römer nicht einen Grundpfeiler der Zivilisation

gestürzt, sondern, vielleicht ohne sich dessen klar bewußt zu werden, einen die wahre Kultur bedrohenden Giftpfuhl zugeschüttet. Europa ist ja auch so schon vom zweiten punischen Kriege ab lasterhaft genug geworden, aber wenigstens war vom Ende des dritten ab keine der Mächte mehr da, die alle Laster von Staats wegen gehegt hatten. Chamberlain schreibt: „Eines ist so klar wie die Sonne am Mittag: wäre das phönizische Volk nicht ausgerottet, wären seine Überreste nicht durch die spurlose Vertilgung seiner letzten Hauptstadt eines Vereinigungspunktes beraubt und zum Aufgehn in andre Nationen gezwungen worden, so hätte die Menschheit dieses neunzehnte Jahrhundert, auf welches wir jezt, bei aller demütigenden Anerkennung unsrer Schwächen und Narrheiten, doch mit Stolz und zu Hoffnungen berechtigt zurückblicken, niemals erlebt. Bei der unvergleichlichen Zähigkeit der Semiten hätte die geringste Schonung genügt, damit die phönizische Nation von neuem wieder erstehet; in einem nur halb verbrannten Karthago hätte ihre Lebensfackel unter der Nische weiter geglimmt, um, sobald das römische Kaiserreich seiner Auflösung entgegenging, von neuem hell aufzulodern. Cäsar baute ja später Karthago wieder auf, und was wurde daraus? Die berüchtigtste Lasterhöhle der Welt, in der alle, die ihr Schicksal dahin warf, Römer, Griechen, Vandalen, bis auf das Mark der Knochen verkamen; solche verheerende Zauberkraft besaß noch, auf der Stätte, wo ein halbes Jahrtausend lang phönizische Greuel gewaltet hatten, der auf ihm lastende Fluch! Daß aus seinen Lupanaren ein mächtiger Schrei der Empörung gegen alles, was Zivilisation hieß, hervorging: Tertullian und Augustinus, das ist das einzige, was wir der kurzfristigen und kurzlebigen Schöpfung Cäsars als Verdienst anrechnen können.“

Hannibal zwang also die Römer, in überseeischen

Gebieten festen Fuß zu fassen, zunächst in Spanien und Afrika. Die Besetzung der Südküste Galliens, die Italien mit Spanien zu Lande verbindet, verstand sich von selbst. Zugleich aber sahen sie sich auch genötigt, im Osten einzugreifen; zumal da Hannibal ein Bündnis Karthagos mit Mazedonien, dann aber, vom Hofe des syrischen Königs aus, eine große Koalition der Mächte des Ostens gegen die Römer zustande brachte. Wie unlustig diese in den zweiten mazedonischen Krieg zogen, erfährt man aus Livius XXXI, 6 und 7. Den Antrag des Senats auf Kriegserklärung wiesen in der ersten Gemeindeversammlung fast alle Zenturien zurück: das Volk habe, durch einen so langen und schweren Krieg erschöpft, die Mühseligkeiten und Gefahren des Krieges herzlich satt gehabt, und der Volkstribun Pabius, „die alte Praxis der Verleumdung der Väter wieder aufnehmend,“ diese beschuldigt, daß sie jeden Krieg dazu benutzten, die Saat eines neuen Krieges auszustreuen, damit nur ja das Volk niemals zum ruhigen Genuße des Friedens gelange. Die Senatoren waren darüber natürlich entrüstet, rissen in der nächsten Senatzsitzung den Tribun gehörig herunter und sagten dem Konsul P. Sulpicius, dem der mazedonische Krieg zugefallen war, er müsse in den neuerdings einzuberufenden Komitien den Leuten die Köpfe gehörig zurechtrücken. Dieser setzte demnach dem Volke die Lage der Dinge ganz wahrheitsgemäß folgendermaßen aus einander: „Ihr scheint mir, Quiriten, gar nicht zu wissen, worüber ihr befragt worden seid. Nicht die Frage ist euch vorgelegt worden, ob ihr Krieg oder Frieden haben wollt, denn diese Wahl läßt euch Philipp nicht, der sich zu Land und zu Wasser für einen gewaltigen Krieg gerüstet hat, sondern die Frage, ob ihr die Legionen nach Mazedonien hinüberschaffen oder den Feind in Italien haben wollt. Was das für einen

Unterschied ausmacht, habt ihr doch wohl im jüngst beendigten punischen Kriege zur Genüge erfahren. Denn das ist doch nicht zu bezweifeln, daß, wenn wir den Saguntinern ebenso rechtzeitig zu Hilfe gekommen wären wie vordem den Mamertinern auf Sizilien, wir den Krieg nach Spanien abgelenkt hätten, dessen ganze Last wir dann unter furchtbaren Niederlagen in Italien zu tragen gehabt haben. So sind wir auch diesem selben Philipp, als er laut seinem Vertrag mit Hannibal zum erstenmale nach Italien übersehen wollte, klugerweise zugekommen und haben ihn in Mazedonien festgehalten. Und was wir damals gethan haben, als Hannibal noch in Italien stand, das sollten wir jetzt, nachdem Hannibal vertrieben und Karthago besiegt ist, zu thun zögern? Wollen wir erst warten, bis Philipp Athen eingenommen hat? Hannibal hat nach der Einnahme von Sagunt noch fünf Monate gebraucht, um nach Italien zu gelangen, Philipp braucht von Korinth aus zu Schiffe keine ganzen fünf Tage.“ Sie sollten, fügt er noch hinzu, den Philipp nicht mit Hannibal und die Mazedonier nicht mit den Karthagern vergleichen; Mazedonien sei eine kriegstüchtige Landmacht; an Pyrrhus müßten sie denken; was habe der den Römern zu schaffen gemacht, obwohl doch Epirus nur ein Anhängsel des mazedonischen Reichs sei.

Die übrigen zwingenden Gründe: die Notwendigkeit, sich die Handelsstraßen nach dem Osten offen zu halten, die Ehrenpflicht, Attalus von Bergamon, den treuen Bundesgenossen aus dem ersten mazedonischen Kriege, zu schützen, hebt Mommsen hervor, der außerdem glaubhaft macht, daß es den gebildeten Römern, die vor der griechischen Kultur die aufrichtigste Hochachtung empfanden, auch mit dem Schutze der Griechen vollkommen Ernst gewesen sei. Das haben sie ja dann auch bewiesen, indem Flamininus die

Griechen für frei erklärte, und indem sie mit unsäglicher Geduld die tausend Unannehmlichkeiten ertrugen, die ihnen diese heruntergekommenen Sprößlinge der Marathonieger bereiteten. Wie wenig sie daran dachten, ostwärts von Italien Gebiete zu erwerben, beweist ihr Verhalten gegen Mazedonien auf das schlagendste. Sie haben nach dem zweiten Kriege mit Philipp dessen Reich unvermindert bestehen lassen, und als ihnen, nach der Besiegung des Perseus, die Klugheit gebot, es aufzulösen, doch den vier Theilen soviel Selbständigkeit gelassen, wie nur immer möglich war. Nach Asien überzusetzen haben sie sich lange gesträubt, obwohl ihre von Antiochus bedrohten Schützlinge im Osten sie unaufhörlich mit Klagen belästigten. Mommsen hat also vollkommen Recht, die falsche Auffassung zurückzuweisen, als ob die Römer, nachdem sie sich zu Herren der westlichen Hälfte der Mittelmeerländer gemacht hatten, nun planmäßig an die Eroberung des Ostens gegangen wären. Sie haben vielmehr keinen Schritt vorwärts gethan, zu dem sie nicht gezwungen gewesen wären. Fast wider Willen sahen sie sich in die Rolle von Schiedsrichtern versetzt, bei denen alle Völker und Könige der zivilisierten Welt ihre Streitigkeiten anhängig machten. Eroberungslust, schreibt Mommsen, „haben die Römer in dieser Epoche so wenig bewiesen, daß sie vielmehr eine sehr verständige Eroberungsfurcht zeigten. Überall ist die römische Politik nicht die eines einzigen gewaltigen Kopfes oder eines in einer Familie sich fort erbenden Dynastenstrebens, sondern die Politik einer sehr tüchtigen, aber etwas beschränkten Ratsherrenversammlung, die um Pläne in Cäsars und Napoleons Sinn zu entwerfen der großartigen Kombination viel zu wenig und des richtigen Instinkts für das Wohl des Volkes viel zu viel gehabt hat. Die römische Weltherrschaft beruht in ihrem letzten Grunde auf

der staatlichen Entwicklung des Altertums überhaupt. Die alte Welt kannte das Gleichgewicht der Nationen nicht [das heute nach kurzem Bestande schon wieder in die Brüche gehn zu wollen scheint], und deshalb war jede Nation, die sich im Innern geeinigt hatte, ihre Nachbarn entweder geradezu zu unterwerfen bestrebt, wie die hellenischen Staaten, oder doch unschädlich zu machen, wie Rom, was dann freilich schließlich auch auf die Unterwerfung hinauslief.“

So war ohne Zweifel die Masse des römischen Volks und die überwiegende Mehrheit des Senats gesinnt, aber beide hätten blind oder stumpfsinnig sein müssen, wenn sie nicht vom Ende des zweiten punischen Kriegs an die erhabne Stellung inne geworden wären, die ihnen die Vorsehung anwies, und Männern wie dem ältern Scipio mag schon damals der Beruf Roms zur Weltherrschaft klar geworden sein. Es ist daher wahrscheinlich historisch, wenn Livius diesen Gewaltigen am Abend vor der Schlacht bei Zama zu seinen Soldaten sprechen läßt: vor Einbruch der morgigen Nacht würden sie wissen, ob Rom oder Karthago den Völkern Gesetze (jura) zu geben habe. Den verwirklichten Plan der Vorsehung für den bewußten Plan des Werkzeugs zu halten, liegt so nahe und erscheint so natürlich, daß auch Polybius dieser oft vorkommenden Täuschung unterlegen ist. Aber das Große an dem, was thatsächlich geschah, hat er vollkommen richtig aufgefaßt, und eben dieses Große hat ihm die Feder in die Hand gedrückt. Bis zum zweiten punischen Kriege, schreibt er, seien die Ereignisse sporadisch verlaufen; die Ziele und Absichten der Handelnden seien über einen örtlich begrenzten Schauplatz nicht hinausgegangen und hätten mit dem, was anderwärts geschah, in keinem Zusammenhange gestanden. Von da an aber sei die Geschichte einem Menschenleibe ähnlich, ein Ganzes geworden, indem sich die italischen und

libyischen Geschehnisse mit den hellenischen und asiatischen verflochten, und alle einem Ziele zugestrebt hätten. Der Begriff der Weltgeschichte also, den die Propheten der Juden schon früher gekannt hatten, ist damals den hervorragenden Geistern der griechisch-römischen Welt aufgegangen.

Neuere Ethnographen sind geneigt, es für eine Verirrung anzusehen, wenn man die Geschichte unsers Kulturkreises als Weltgeschichte bezeichnet. Gewiß haben auch die Negerstaaten ihre Geschichte, aber ist das eine Geschichte, die wir, wenn sie geschrieben wäre, studieren möchten, weil sie unser geistiges und Gemüthsleben bereichert? Mensch im vollen Sinne des Wortes ist doch nur der Kulturmensch, und dieser findet sich nur innerhalb unsers Kulturkreises. Die Zivilisationen der Naturvölker und der Barbaren mögen höchst interessant sein, es mag lehrreich und nützlich sein, sie als Vorstufen oder Entartungen unsrer Zivilisation zu studieren, aber den Schatz unsrer Ideenwelt bereichern sie nicht; wir verdanken ihnen weder Methoden wissenschaftlicher Forschung, noch Anregung zu sittlichen Empfindungen, noch ästhetische Ideale. Ich vermöchte zu schwarzen und gelben Menschen kein wesentlich andres Verhältnis zu gewinnen als zu den Tieren. Ich habe die Tiere, natürlich nicht alle Sorten, sehr gern, interessiere mich für ihre Lebensweise, sehe sie gern spielen, erfreue mich an ihrer Schönheit oder an ihren seltsamen Formen, an der Anmut ihrer Bewegungen, an den Spuren des Seelenlebens in ihren Augen, Stimmen und ihrem Benehmen, und ich würde sie, wenn ich welche hätte, sehr gütig und menschlich behandeln, niemals eins mißhandeln, aber als meinesgleichen würde ich auch den gescheitesten und treuesten Hund nicht ansehen und mir ihn nicht zum Freunde erwählen. Sofern also Welt soviel bedeuten soll wie Menschenwelt, fällt die Grenze dieser

Welt mit der Grenze unsers Kulturkreises zusammen. Von den einzigen Indern kann man sagen, daß ihre Geisteserzeugnisse für uns etwas bedeuten, aber sie sind ein versprengtes Glied unsrer Völkerfamilie, und etwas wesentliches würde uns nicht fehlen, wenn wir die heiligen Bücher der Brahmanen und der Buddhisten nicht kennten. Bunter ist unser Weltbild durch die Kenntniss des Orients, des dunkeln Erdteils und Ozeaniens geworden, aber einen für die höchste Kultur unentbehrlichen Bestandteil haben wir dadurch nicht gewonnen. Politisch kommen die Naturvölker und die Barbaren nur als Material oder als Störer in Betracht, nicht als Teilnehmer am Aufbau der Staaten unsers Kulturkreises. Mag also jetzt auch der Schauplatz der Weltgeschichte über die ganze Erdoberfläche ausgedehnt sein und allenfalls auch der Luftraum, soweit er Ballons trägt, mit einbezogen werden, gemacht wird diese Geschichte doch nur von den Europäern und von den Amerikanern, deren Kultur ein Ableger und zugleich ein Zerrbild der europäischen Kultur ist. Unser Kulturkreis hat sich nach der Auflösung des römischen Reichs zuerst von Südosten nach Nordwesten verschoben und dann über die Neue Welt ausgedehnt, aber Träger der Weltgeschichte im engern, im vollen, im würdigsten Sinne des Worts ist er geblieben. Deshalb also, weil das Gebiet der Römerherrschaft geographisch ziemlich eng begrenzt war, dürfen wir ihr den Namen Weltherrschaft nicht versagen; der antike orbis terrarum enthielt alle wesentlichen Elemente der Kultur, aus der die unsre erwachsen ist, und Polybius hat mit Recht die Weltgeschichte vom zweiten punischen Kriege an als Weltgeschichte charakterisiert.

Im römischen Staatswesen mußte nun freilich die Erweiterung zum Weltreich durchgreifende Veränderungen hervorbringen. In der ältern Zeit war

für die Entfaltung von Individualitäten in Rom kein Raum. Nach Mommsen zeigt nur Appianus Claudius — der Blinde — eignes Gepräge. Eben seiner vorzeitigen Weisheit wegen schienen ihn die Götter geblendet zu haben. „Es ist nicht nötig und nicht wünschenswert, daß ein Bürger die andern verdunkle; weder durch reicheres Silbergerät als das einzige Salzfaß ist, das auf dem Tische jedes guten Bürgerhauses sich findet, noch durch künstlichen Erzbeschlag der Hausthür, noch durch ungemeine Weisheit und Trefflichkeit. Jene Ausschreitungen straft der Zensor, und für diese ist kein Raum in der Verfassung. Diese Zeit gehört nicht dem Einzelnen an; die Bürger müssen sich alle gleichen, damit jeder einem König gleich sei.“ Und Chamberlain schreibt a. a. O. S. 129: „In der allgemeinen Einleitung zu diesem Buche sprach ich von anonymen Kräften, die das Leben der Völker gestalten; davon haben wir in Rom ein leuchtendes Beispiel. Ich glaube, man könnte ohne zu übertreiben sagen, Rom's ganze wahre Größe war eine solche anonyme Volksgröße. Schlag bei den Athenern der Geist in die Krone, so schlug er hier in Stamm und Wurzeln; Rom war das wurzelhafteste aller Völker. . . . Der beste Staatsmann für Rom war derjenige, der sich nicht eine Haaresbreite von dem entfernte, was die Allgemeinheit wollte, ein Mann, der es verstand, einmal hier, einmal dort das Sicherheitsventil zu öffnen, den anwachsenden Kräften durch verlängerte Kolben, durch die Einrichtung entsprechender Zentrifugalkugeln und Drosselklappen zu begegnen, bis sich die Staatsmaschine gewissermaßen automatisch erweitert und administrativ ergänzt hat, kurz, ein zuverlässiger Maschinist. Sobald einer über dieses Maß hinaus wollte, wurde er, notgedrungen, Verbrecher am Gemeinwesen. . . . Selbst der Feldherr brauchte in Rom nur die Tugenden, die seine ganze

Armee besaß, frei gewähren zu lassen — Geduld, Ausdauer, Selbstlosigkeit, Todesverachtung, den praktischen Sinn, vor allem das hohe Bewußtsein der Verantwortlichkeit vor dem Staat —, und er war des Sieges sicher, wenn nicht heute, dann morgen. Ebenso wie die Truppen aus Bürgern bestanden, waren ihre Befehlshaber Magistrate, die nur vorübergehend das Amt eines Administrators oder eines Gesetzberaters und Rechtspredchers mit dem eines Feldherrn vertauschten; im allgemeinen machte es auch wenig Unterschied, wenn im regelmäßigen Wechsel der Ämter der eine Beamte den andern im Kommando ablöste; der Begriff »Soldat« kam erst in der Zeit des Verfalls auf. Nicht als Abenteuerer, als die seßhaftesten aller Bürger und Bauern haben die Römer die Welt erobert.“

Im kleinen hat man eine solche anonyme Staatsleitung anderthalbtausend Jahre später noch einmal bewundern können: an der Republik Florenz in ihrem Widerstande gegen den Luxemburger. Da uns die Schreiben des Rats erhalten sind, können wir Tag für Tag verfolgen, wie diese Behörde unermüdlich und in der zweckmäßigsten Weise rüstet, die Truppen verteilt, Bünde stiftet, die schwankenden Bundesgenossen fest macht, die Lässigen anfeuert, den Papst, die Könige von Frankreich und Sizilien bearbeitet, mit Bestechungsgeldern nicht sparsam ist, ungünstige Ereignisse zum besten zu lenken versteht, kompromittierende Briefe durch kluge Deutung unschädlich macht und in dem Entschlusse, Gut und Blut und das Leben für das große Befreiungswerk einzusetzen, keinen Augenblick wankend wird. Verfasser dieser Schreiben waren die Prioren — die Redaktion hatte ein Notar zu besorgen —, und deren Namen werden nicht genannt. Wozu auch! Wechseln sie doch alle zwei Monate, und kein einzelner Prior darf für sich das

Verdienst des Inspirators oder Verfassers in Anspruch nehmen, denn der eigentliche Verfasser ist „das Co=munne,“ diese Menge anonymer Wechsler, Tuchfabri= kanten, Goldschmiede, Fleischer, Schuster und sonstiger Bürger, deren keiner daran denkt, seinen Anteil an dem Werke zu beurkunden und der Nachwelt zu über= liefern. In Florenz nun ist dieser einmütige Volks= geist nur kurze Zeit thätig gewesen, und seine politischen Erfolge sind sehr bescheiden ausgefallen. In Rom vermochte er achtzehn Jahre lang einem Hannibal Widerstand zu leisten und während des Verteidigungs= krieges außeritalische Eroberungen zu machen. Aber zugleich entfesselte doch der gewaltige Sturm des hannibaliſchen Krieges alles, was an Individual= anlagen in den römischen Männern schlummerte, und sprengte die alte Verfassung und Sitte.

Man sah sich zu weitausschauenden Unter= nehmungen gezwungen, die gleichmäßig durchgeführt werden mußten und durch den jährlichen Wechsel der Befehlshaber nicht gestört werden durften. Während man früher nichts gebraucht hatte, als eine sehr ein= fache, durch die jedesmalige Lage vorgeschriebne Taktik, sah man sich jetzt nicht allein durch die Größe des Kriegsschauplatzes zur Strategie genötigt, sondern auch einem der größten Strategen aller Zeiten gegen= über, der seine nicht ungelehrigen Gegner zu Strategen erzog, nachdem schon Pyrrhus einen Vorbereitungs= unterricht erteilt hatte. Die Zeit der Bürgergenerale, wie sie Mommsen nennt, war vorüber, das Militär= wesen wurde Gegenstand eines Fachstudiums, und man konnte anfangen, von einem Offizierstande zu sprechen, obwohl die Offiziere vor der Kaiserzeit nie= mals aufgehört haben, Bürger und Staatsmänner zu sein; den reinen Soldatentypus kennt man noch nicht. Aber militärische Genies treten hervor, wie das des Claudius Nero, der durch seinen kühnen Zug

dem Kollegen den Sieg über Hasdrubal sichert und dessen Vereinigung mit Hannibal verhütet, vor allem aber das des ältern Scipio, dessen glänzende Charakterschilderung in Mommsens Werke zu bekannt ist, als daß es nötig wäre, über diesen Götterlieblich hier etwas zu sagen. Nur an das eine mag erinnert werden, daß, als die Spanier ihren hochherzigen Besieger begeistert als König ausriefen, Scipio ihnen sagte, einen höhern Titel gebe es für ihn nicht, als den des Imperators, mit dem ihn seine Soldaten begrüßten. Der Königstitel möge anderwärts hochansehn sein, römischen Ohren klinge er unerträglich. Königlichen Sinn fühle er in seinem Innern; wenn sie den als das höchste im Menschengenosse schätzten, möchten sie dieses ihr Urtheil für sich behalten, den Namen aber ihm nicht beilegen. Es bedurfte des königlichen Namens nicht, den altmodischen Römern bange zu machen, die Thatfachen sprachen deutlich genug und kündigten eine neue Zeit, einen Umsturz der Stadtverfassung an. Quintus Fabius Maximus protestierte gegen den Plan Scipios, nach Afrika überzusetzen, während Hannibal noch in Italien stand; er fand, daß Scipio verfassungswidrig und „nach Königsart“ die Regionen aus Italien fortschleppe, wohin immer ihn sein Hochmut treibe. Auch an den Freiwilligen, die Scipio zuströmten, konnte man merken, wie die Person des Feldherrn anfing, in den Mittelpunkt der Ereignisse zu treten. Daß nun aber von allen den großen Feldherren, die ein paar hundert Meilen entfernt von Rom jahrelang souverän schalteten, in Ländern, wo der Sklavensinn der Bewohner zur Unterwerfung nicht minder bereit war, wie Scipio gegenüber die freie Liebe der tapfern Spanier, daß von allen diesen Gewaltherren nur der eine Sertorius ein eignes Reich zu gründen versucht hat, daraus ersieht man, welche Gewalt das römische Gemeinwesen

sogar in dieser Zeit der Emanzipation der Individualgeister über seine Gewaltigsten noch ausübte. Dem Antonius hat kurz vor seinem schmachvollen Ende Weiberliebe den Gedanken nahegelegt, sich in Ägypten ein eignes Reich zu gründen. Aber freilich, wenn alle Völker und Könige unausgesetzt den Blick auf Rom geheftet hielten, von wo sie Gesetze und Schutz erbaten, wie hätten sich da Mitglieder dieses Kollektivkönigtums versucht fühlen sollen, von solcher Höhe herabzusteigen, sich von der Wurzel ihrer Kraft loszumachen und in der Reihe der Bettelköniglein Platz zu nehmen!

Die zweite große Änderung bestand darin, daß sich Rom endlich dazu entschloß, die Vasallenstaaten als Provinzen seinem Reiche einzufügen, nachdem sich der Versuch, mit einer bloßen Schutzherrschaft durchzukommen, den unterworfenen Staaten die halbe oder ganze Freiheit zu lassen, als unausführbar gezeigt hatte, wie Mommsen überzeugend darlegt. Gleichzeitig trat eine dritte Änderung ein, die schon erwähnt worden ist; eine Änderung, die schon mit der Ausdehnung der Herrschaft über Italien gegeben war, deren Folgen aber durch die außeritalischen Eroberungen bedeutend erschwert wurden. Die römischen Bürger lebten über ganz Italien zerstreut, ihr Bürgerrecht aber konnten sie durch Teilnahme an den Komitien nur in Rom ausüben. Da nun die meisten kaum einmal im Jahre, geschweige denn zu jeder Volksversammlung nach Rom zu reisen in der Lage waren, so stellten die Komitien nur einen Teil der Bürgerschaft dar, einen Teil, der je länger je mehr der kleinere und mit zunehmendem Reichtum des Staats der schlechtere wurde; denn seitdem die Beute der Provinzen nach Rom floß, verwandelte sich der größte Teil der dortigen Bürgerschaft in einen Pöbel, der teils von den Reichen, teils auf

Staatkosten genährt und amüsiert wurde. Als vollends nach Beendigung des Bundesgenoffenkrieges so viele Italiker des Bürgerrechts theilhaft wurden, sanken die Komitien zur Posse herab; wirkliche Bedeutung hatten sie nur noch insofern, als sie die Vornehmen, die genötigt waren, bei diesem Böbel um Ämter zu kandidieren, entfittlichten, und als sie ehrgeizigen Generalen das Mittel darboten, die erstrebte und vorübergehend erlangte Gewaltherrschaft durch Abstimmungen des bestochnen oder vergewaltigten Böbels zu legitimieren. Dazu kam, daß seit Marius Bürgerrecht und Kriegsdienst nicht mehr zusammenfielen, und die Soldaten gegen die Bürger, was immer man unter diesem Worte verstehn mochte, gebraucht werden konnten; endlich die Verschiedenheit der Rechte der freien Bewohner Italiens, die ja zur Befestigung der Herrschaft Roms über das Land die vortrefflichsten Dienste geleistet hatte, die aber doch an sich widersinnig war und sich auf die Dauer nicht aufrecht erhalten ließ.

Kurzum: die Unmöglichkeit, das politische Leben eines Großstaats in den Rahmen einer Stadtverfassung zu zwingen, trat jetzt deutlich hervor, dem Senat entglitten die Zügel der Regierungsgewalt, und die großen Generale und Statthalter hatten gar keine andre Wahl: sie mußten die Selbständigkeit, die ihnen durch ihre Amtsverwaltung von selbst zufiel, gegen Widerspruch behaupten oder ab danken und damit das Reich der Anarchie preisgeben. Die Entscheidung für das erste stellte sie vor weitere Alternativen: sie konnten z. B. das Reich unter einander teilen oder um die Alleinherrschaft kämpfen. Über allen Unthaten Sullas wird man doch die echt römische Größe der Gesinnung niemals vergessen dürfen, die ihn bestimmte, die erkämpfte Alleinherrschaft nur zu einer Neuordnung der Republik zu benutzen und sich dann ins Privatleben zurückzuziehen.

Daß die Republik, gar die Republik als weltbeherrschende Stadtgemeinde, in irgend einer Form noch lebensfähig sein könne, war freilich eine konservative Täuschung, die sich in den ebenfalls aristokratisch gesinnten aber weniger großen Politikern nach Sulla, einem Cicero, einem Cato als Donquixoterie darstellte. Und da bei den nun folgenden Versuchen einer Verteilung der Herrschergewalt unter die Generale doch der Gedanke der Reichseinheit zu mächtig war, als daß jeder von ihnen sich mit einem Stück hätte begnügen und die Teilung der Macht als Zerreißung des Reichs hätte verstehn mögen, eine von mehreren gleichberechtigten Männern gemeinschaftlich geführte Reichsregierung aber ein Unding ist, so konnten beide Versuche nicht anders endigen als mit der Monarchie. Man müßte um Entschuldigung bitten für die Aussprache einer so selbstverständlichen und trivialen Wahrheit, wenn es nicht gescheite und gelehrte Männer gäbe, die sie noch bestritten. Wenigstens scheint dies Chamberlain zu thun. Nachdem er in Übereinstimmung mit Mommsen dargelegt hat, daß das römische Reich nicht mit Frevelmut zusammenerobert, sondern mit Notwendigkeit aus dem Zusammenwirken der „anonymen“ Volkskraft mit den politischen Verhältnissen erwachsen sei, fährt er fort: „Es kam in Rom eine Zeit, wo die sich vornehm dünkenden Leute mit Kriegswesen und Politik sich nicht bloß, wo es not that, abgaben, sondern sie als Lebensbeschäftigung erwählten. Wie bei uns, bis vor kurzem, ein »hochgeborener Mensch« nur Offizier, Diplomat oder Verwaltungsbeamter werden durfte, so gab es auch für die obern Zehntausend im spätern Rom nur drei Berufe, durch die sie ihrer Stellung nichts vergaben: die res militaris, die juris scientia und die eloquentia.\*) Und da die Welt noch jung und

\*) Es galt aber auch nicht für weniger anständig, als Privatmann bloß der Verwaltung seiner Güter und seines Hauswesens zu leben;

die Wissenschaften übersehbar waren, konnte ein tüchtiger Mann leicht alle drei beherrschen; hatte er dazu noch recht viel Geld, dann war er ein fertiger Politiker. Man lese nur immer wieder die Briefe Ciceros, wenn man durch die naiven Geständnisse eines in den Ideen seiner Zeit befangnen, nicht viel weiter als seine Nase hinausschauenden Mannes lernen will, wie das große Rom und seine Geschicke der Spielball eitler Müßiggänger wurden, und mit wie großem Recht man behaupten kann, daß seine Politiker Rom nicht gemacht, sondern vielmehr es zu Grunde gerichtet haben. Es hat überhaupt mit der Politik — auch außerhalb Roms — sein eignes Bewenden. Von Alexander an bis Napoleon: schwer wäre es, die Macht der frevelhaften Willkür in den rein politischen Helden zu hoch zu schätzen!“ Es gelte von ihnen allen, was Gibbon von den Königen sagt, daß ihre Macht am wirksamsten in der Zerstörung sei. Nicht anders könne man über Cäsar urtheilen. Das erstaunliche im vorcäsarischen Rom sei nicht, daß es so viele und so schwere innere Kämpfe durchgemacht, sondern daß die römische Verfassung sie alle überstanden habe. Die Krisis, in der Cäsar geboren wurde, erscheine vielleicht nur darum schlimmer als die frühern, weil sie uns der Zeit nach näher stehe und wir ausführlichere Berichte darüber hätten. Weder Marius noch Sulla hätten dieser wunderbaren Verfassung tödliche Wunden geschlagen. „Selbst das allerbedenklichste, die Befreiung vieler Tausende von Sklaven und die Verleihung der Bürgerwürde an viele Tausende von Freigelassenen (und zwar aus politischen, unmoralischen Gründen) hätte Rom in kurzer Zeit überwunden. Rom besaß die Lebenskraft, das Sklavenblut zu adeln,

---

nur hielten das die meisten für unpatriotisch; einen Proterwerb brauchte der vornehme Römer überhaupt nicht.

das heißt, ihm den bestimmten römischen Charakter mitzuteilen[.]. Einzig eine ganz gewaltige Persönlichkeit, einer jener abnormen Willenshelden, wie die Welt sie in einem Jahrtausend kaum einmal hervorbringt, vermöchte es, einen solchen Staat zu Grunde zu richten.“ Cäsar sei dieser Mann gewesen. Man sage, er habe Rom gerettet; im besten Falle habe er es so gerettet wie Virginius seine Tochter.

Eine merkwürdige Verwechslung von Ursachen und Wirkungen bei einem mit dem Wissen des Jahrhunderts ausgerüsteten geistreichen Manne! Die Theorie stellt sich in der Politik, wie in allen übrigen Dingen, immer erst ein, wenn die Thatsachen zum systematischen Nachdenken zwingen. Solange gesunder Instinkt und Routine ausreichen, tistelt man keine Theorien aus. Verwickeln sich aber die Dinge, und stehen die Leute, die handeln sollen, ratlos da, so bleibt ihnen nichts übrig, als der Versuch, durch systematische Untersuchungen zu einer Entscheidung zu gelangen. Und da diese Verwicklungen regelmäßig erst eintreten, wenn die Völker eine hohe Stufe materieller Wohlfahrt erklimmen haben, da auf dieser Stufe eine starke Differenzierung der Stände und Vermögen eingetreten ist, da es nun nicht mehr die schlichten Bauern sind, die für gewöhnlich zwar Pflug, Grabscheit und Sichel handhaben, in ihren Mußestunden aber die Staatsgeschäfte und in den Ferien nach der Ernte oder zwischen Ausjaat und Ernte den Krieg besorgen, so giebt es eben Männer, die Zeit haben, sich ausschließlich auf die Politik und das Kriegshandwerk zu verlegen und auch die Theorie beider auszuklügeln. Und ohne solche Theorie ist nicht mehr durchzukommen, denn die Unübersehbarkeit und Verwicklung der Geschäfte macht fachmännisches Wissen notwendig. Gewiß bringen die Politiker gleich andern Theoretikern sehr oft das ohnehin Verwirrte noch mehr in Ver-

wirrung, aber erzeugt haben sie die Verwirrung keineswegs, sondern die Verwirrung hat sie erzeugt und unentbehrlich gemacht. Es ist eine wohlfeile Weisheit, die bald, von der Regierungsseite kommend, die Parteiführer, bald, von der Volksseite her,\*) die Geheimräte oder die Professoren totzuschlagen empfiehlt; wären die alten Parteiführer und Geheimräte beseitigt, so müßte man neue machen, denn es geht ohne keine der beiden Sorten von Politikern.

Wie kann ein historisch durchgebildeter Mann den wunderlichen Satz schreiben, die Krisis, die sich in den Bürgerkriegen ausgetobt hat, erscheine uns vielleicht bloß schlimmer als die frühern Krisen! Es handelt sich ja gar nicht um schlimmer oder weniger schlimm, sondern vielmehr darum, daß diese Krisis etwas ganz andres war. In den alten Parteikämpfen war um die Rechte jedes Standes innerhalb einer der Natur des Volkes durchaus angemessenen, weil aus ihr erwachsenen Verfassung gestritten worden. Jetzt war der Name des römischen Volkes, angewandt auf den formell zu den wichtigsten Entscheidungen berechtigten Stadtpöbel, eine Lüge, waren die Komitien ein Possenspiel, war es ein Ding der Unmöglichkeit, das Weltreich in die enge Jacke der römischen Stadtverfassung zurückzuzwängen. Das ungeheure Reich bestand also thatsächlich ohne Verfassung; es gab keine Verfassung, die Cäsar hätte totschlagen können, sondern nur tote Formen, die beseitigt werden mußten, wenn das Reich weiter leben sollte, und zu diesem Geschäft war zunächst ein Diktator nötig. Gründlichere Kenner der römischen Geschichte mögen entscheiden, ob Cäsar ganz so hoch zu stellen sei, wie ihn Mommsen stellt; als Verräter der Freiheit des Vaterlandes, wie ihn auch

\*) Bismarck hat sich bekanntlich nach seiner Entlassung auf die Volksseite gestellt, das heißt auf die Seite des kleinen Bruchtheils des Volks, den er die produktiven Stände nannte.

Kobbertus charakterisiert, vermag ich ihn nicht zu bezeichnen. Daß zu einem Cäsar ein eigentümliches Gemisch guter und schlechter Eigenschaften gehört, mag wahr sein; „keine selbstlose Tugend geht über den Rubikon oder vollführt einen achtzehnten Brumaire,“ schreibt Kobbertus. Es fragt sich nur, ob selbstlose Tugend überhaupt auf hervorragende politische Stellen gehört, und wie weit man damit im römischen Senat der vorcäsarischen, ja der vorcicilianischen Zeit oder im England der Elisabeth, des Protektors, der Pitt und Beaconsfield gekommen sein würde. Die Volksfreiheit, deren Verrat ein Verbrechen gewesen wäre, war weder zu Cäsars Zeit noch am achtzehnten Brumaire vorhanden, und damit ist das moralische Urtheil über diese beiden Staatsstriche in dem für beide Cäsaren günstigen Sinne entschieden.

Mit welcher wunderbarer Klugheit und Mäßigung des großen Cäsar nicht minder großer Adoptivsohn den Bedürfnissen des Reichs entsprochen und ihm die Wohlthat einer geordneten Verwaltung hat angedeihn lassen, ohne pietätlos die ehrwürdigen Formen der Republik zu zerbrechen, und ohne die in seine Hände gelegte ungeheure Gewalt zu mißbrauchen, ist allgemein bekannt. Weniger bekannt scheint es zu sein, daß nach dem Bericht des Dio Cassius (in den ersten vierzig Kapiteln des 52. Buchs) Augustus sich nach seinem Siege über Antonius in einer Kabinettsitzung, wie es Kobbertus nennt, mit Agrippa und Mäcenat über die dem Reich zu gebende Verfassung beraten haben soll. Dio Cassius steht, als Höfling Caracalla's, nicht im besten Rufe; aber je weniger ihm bei seinem Charakter zuzutrauen ist, daß er die der edelsten Gesinnung entsprungenen Ratschläge der beiden Vertrauten des ersten römischen Kaisers aus Eignem geschöpft haben könne, desto zuverlässiger erscheint sein

Bericht. Daß Mäcenäs sein Programm in einem Atem vorgetragen habe, ist freilich nicht wahrscheinlich; vielleicht hat er eine Denkschrift ausgearbeitet. Wenn uns nicht ein unglückliches Verhängnis des vierten Bandes von Mommsens Werk beraubt hätte, würden wir wohl erfahren haben, wie weit wir den Bericht des Dio für historisch halten dürfen; seinen hohen Wert als ein merkwürdiges und lehrreiches Denkmal antiker Staatsweisheit behält er auf alle Fälle; Prinzenenerzieher versäumen hoffentlich nicht, ihn mit ihren Zöglingen zu lesen.

Agrippa meint, er selbst würde zwar als Freund des Augustus großen Vorteil davon haben, wenn dieser Alleinherrscher würde; diesem aber und dem Staate würde die Monarchie zum Verderben gereichen, deshalb müsse er von ihrer Begründung abraten. Isonomie, wie er die demokratische Republik nennt, erfreue sich nicht allein des am schönsten klingenden Namens, sondern entspreche auch am besten der Gerechtigkeit und der Natur der Dinge. Und er entwickelt nun alle die vortrefflichen Gründe für die Beibehaltung der republikanischen Verfassung, die man hätte gelten lassen müssen, wenn dreihundert Jahre früher jemand den Römern die Einführung der Monarchie empfohlen hätte. Agrippa erscheint also als Vertreter des republikanischen Doktrinarismus, der allerdings noch bis über das Zeitalter des Augustus hinaus in den Herzen wohlmeinender aber beschränkter Patrioten gehegt worden ist; daß jedoch der tüchtige General und Verwaltungsbeamte Agrippa das Haupt und der Wortführer dieser Doktrinäre gewesen sein soll, das ist freilich sehr unwahrscheinlich. Was dann aber Dio den Mäcenäs vortragen läßt, dürfte die in häufigen gemeinsamen Erörterungen gewonnene Überzeugung aller drei Männer gewesen sein. Übrigens kommen doch auch in dem Vortrage des Agrippa

Mahnungen vor, deren Beherzigung hochgestellten Männern nützlich sein dürfte; z. B. daß Augustus jedenfalls sehr reiflich überlegen möge, ob er dem gefährlichen Wagstück gewachsen sein werde, denn es sei schimpflich, wenn er sich aus dem bösen Wasser, nachdem er sich kaum den Fuß naß gemacht, schleunigst wieder zurückziehn wollte. Ferner: hoffentlich lasse er sich nicht durch den Glanz der Monarchie, durch Hofstaat, Leibwachen und dergleichen bestechen, das verlocke doch keinen Vernünftigen; eher könne die Aussicht reizen, daß man in solcher Stellung die Macht habe, vielen wohlzuthun; aber der Alleinherrscher könne dafür auch viel Unheil anrichten, und während es allerdings zu den größten Annehmlichkeiten des Reichthums gehöre, daß er dem Privatmann die Mittel gewähre, seinen Freunden Gutes zu erweisen, habe ein Monarch von solchem edeln Streben nichts als Verdruß, da an ihn alle seine Unterthanen Ansprüche erheben, die sämtlich zu befriedigen er nicht imstande sei, sodas er sich durch jede gespendete Wohlthat, die ihm einen Freund eintrage, zehn zu kurz gekommne zu Feinden mache.

Mäcenäs entgegnet: Wenn dem Augustus das Vaterland, für das er so viele Kriege geführt habe, und für das er gewiß gern sein Leben hingeben würde, wirklich am Herzen liege, so müsse er es nun auch vollends in eine gute und schöne Ordnung bringen. Höchste Macht sei freilich ein gefährlich Ding, und einem Kinde oder einem Wahnsinnigen dürfe man kein Schwert in die Hände geben, übertrage man aber dem Weisen die souveräne Gewalt, so gebrauche sie dieser zum allgemeinen Heil und beglücke sogar die Widerstrebenden wider ihren Willen. Augustus möge sich also nicht durch schöne Namen blenden lassen, sondern nur auf die thatsächlichen Verhältnisse sehen, möge dem frechen Treiben des großen Haufens ein

Ende machen und die Staatsverwaltung sich selbst und den Besten vorbehalten; raten sollen die Weisesten, hohe Ämter bekleiden die in Feldherrnstellen Bewährtesten, als Soldaten dienen die Kräftigsten und Ärmsten. So werde jeder leisten, wozu er tauglich sei, jedes Glied des Staats werde den andern dienen, und so werde man sich der echten Volksherrschaft und einer durchaus ungefährlichen Freiheit erfreuen. Denn die sogenannte Freiheit des großen Haufens bedeute die Knechtschaft der Besten, eine Freiheit dagegen, die jedem zuteile, was ihm gebühre, beglücke alle gleichmäßig. Nicht etwa rate er dem Augustus an, den Senat und das Volk zu verknechten und eine Willkürherrschaft einzuführen. Vielmehr solle er in gemeinsamer Beratung mit den Besten ermitteln, was als das Ersprießlichste zu verordnen sei; die Staatsämter sollen weder durchs Los verteilt, noch dem Wettbewerb beim Volke preisgegeben sein, sondern von den Herrschenden den Würdigsten verliehen werden; die Verdienstvollen sollen belohnt werden, ohne daß ihnen Anfechtung daraus erwüchse, und die Bestrafung der Verbrecher soll keine Tumulte erregen. Die Staatsverwaltung werde am geordnetsten vor sich gehn, wenn weder der große Haufe entscheide, noch die Staatsangelegenheiten öffentlich beraten würden, noch die Beamten von einem aufrührerischen Haufen ernannt oder die Beamtenwahl dem Zufall ausgeliefert werde, noch auß Geratewohl gefährliche Kriege unternommen und Aufstände zugelassen würden, was alles in den sogenannten Demokratien zu geschehen pflege; denn in solchen kehrten beständig die Parteiführer, in deren Solde das arme Volk stehe, das unterste zu oberst. Daß es in Rom ganz besonders arg zugegangen sei, daran sei die Größe des Staats und der Volkszahl schuld. So lange die Zahl der römischen Bürger nicht groß gewesen sei, und sie es nur mit Nachbarn

zu thun gehabt hätten, von denen sie sich nicht sehr unterschieden, sei es mit der republikanischen Verfassung ganz gut gegangen; man habe sogar fast ganz Italien zu unterwerfen vermocht. Nachdem man aber über dessen Grenzen hinausgegangen sei, habe man innerhalb und außerhalb der Mauern bürgerliche Unruhen erlitten, und zuletzt sei die Krankheit in die Kriegslager eingedrungen. So gleiche denn der Staat einem großen, mit vielerlei Volk bemannten Lastschiff, das keinen Steuermann habe und nun hin- und her- schwankend auf hochgehenden Wogen treibe. Möge es Augustus nicht scheitern lassen; sondern nachdem sich die Götter erbarmt und ihm die Macht verliehen hätten, sodas nun das Vaterland ein wenig aufatme, möge er es nicht verlassen, vielmehr dafür sorgen, das es für alle Zukunft geborgen bleibe. Übrigens würde er, wenn er die erlangte Macht wieder fahren lasse, sein eignes Leben gefährden, gleich dem Pompejus, und auch Marius und Sulla würden den Feinden, die ihnen ihre Macht erweckt hatte, zum Opfer gefallen sein, wenn diesen nicht ein natürlicher Tod zuvorgekommen wäre. Auch solle er den Schein nicht fürchten, das er von vornherein nach der Alleinherrschaft gestrebt habe. Einmal sei das nichts Unehrenhaftes, liege vielmehr in der menschlichen Natur, dann aber sei es doch offenbar, das, wenn irgend jemand für die heutige Lage verantwortlich gemacht werden könne, dies die Mörder Cäsars seien, deren Bestrafung in die folgenden kriegerischen Verwicklungen hineingeführt habe. Gerade wenn er die erlangte Machtstellung behaupte, habe er Gelegenheit, zu beweisen, das er der Wohlthäter des Staats sei, seine Gegner aber Missethäter gewesen seien. Auch solle ihn die Größe der Aufgabe nicht schrecken; wenn er nach dem Programm verfare, das Mäcenäs nun entwickeln wolle, so werde alles leicht von statten gehn.

Zunächst müsse der Senat von den Elementen gesäubert werden, die während des Bürgerkriegs Unheil gestiftet hätten, nur die Zuverlässigen und Tüchtigen dürften beibehalten werden. Der Armut wegen solle kein Tüchtiger ausgestoßen werden, vielmehr möge solchen Augustus das zum senatorischen Zensus fehlende ergänzen. Allen Edelsten, Besten und Reichsten solle der Senat offen stehn, und zwar nicht bloß denen Italiens, sondern auch denen der Provinzen, sodaß er die Vertretung der Vornehmsten des ganzen Reiches sei. Ebenso solle der Ritterstand die gesamte zweite Zensusklasse aller Provinzen umfassen. Und er möge nicht ängstlich sein wegen der großen Zahl der den beiden obersten Ständen Angehörigen; je mehr angesehenere Männer ihm zur Seite stünden, desto mehr Helfer bei der Verwaltung werde er haben. „Sie werden dann als Teilnehmer an der Staatsverwaltung unsre Stadt für ihre eigne Stadt, ihre Geburtsstädte aber für Ackerland und Dörfer halten.“ [Hier schlägt die alte Vorstellung der Polis noch einmal durch den neuen Staatsgedanken durch.] Mitglied des Ritterstandes soll der junge Mann nicht vor dem achtzehnten, Senator nicht vor dem fünfundzwanzigsten Jahre, zu militärischen und Verwaltungsämtern nicht vor dem dreißigsten befördert werden. Die herkömmlichen Ämter sollen beibehalten werden, damit es nicht so aussehe, als würde die Verfassung vollständig umgestürzt, aber Augustus solle die Ernennung dazu weder dem Volke noch dem Senat überlassen, sondern selbst vollziehen, auch ihnen nicht die frühere volle Machtfülle einräumen, sondern nur so viel davon lassen, als zur Erfüllung der damit verbundenen Pflichten nötig ist; namentlich möge er militärische Kommandos nicht unbewährten Männern und den bewährten nicht zu früh anvertrauen. Zwischen den militärischen Kommandos sollen sie immer eine Zeit

lang entweder als Privatleute leben oder Verwaltungs- und Richterstellen bekleiden, damit sie zahm werden. Als neue Ämter sollen geschaffen werden das eines Stadtpräfecten, der die Ordnung im Stadtbezirk aufrecht zu erhalten und als höhere richterliche Instanz für diesen zu walten habe, und das eines Subzensors, der das Zensoramt in Stellvertretung des eigentlichen Zensors ausübe, dessen Würde sich Augustus selbst vorbehalten müsse. Diese beiden Beamten seien auf Lebenszeit zu ernennen; gefährlich könnten sie nicht werden, da der eine gar keine, der andre nur eine schwache Truppenmacht zur Verfügung habe. Sie müßten angemessen besoldet werden, damit sie ihr Ansehen aufrecht zu erhalten vermöchten, und weil sie für Erwerbsgeschäfte keine Zeit übrig hätten.

Das ganze Reich aber solle, einschließlich Italiens außerhalb des Stadtbezirks, in Verwaltungsbezirke geteilt werden, die so zu bemessen seien, daß sie der Statthalter bequem übersehen könne. Als Statthalter sei ein Konsular anzustellen, und ihm seien zwei Männer aus dem Offizierstande beizugeben, von denen der eine die Befahrung zu befehligen, der andre vorzugsweise die Versorgung mit Lebensmitteln zu leiten habe. Alle diese Beamten sollten eine nach dem Umfang ihrer Verwaltungsbezirke und Geschäfte zu bemessende feste Besoldung beziehen; denn weder könne man ihnen zumuten, in einem fremden Lande vom Ertrage ihres Vermögens zu leben, noch sei die Art und Weise zu billigen, wie sie sich bis jetzt ein durch kein Gesetz begrenztes Einkommen verschafft hätten. Diese Beamten sollen auf mindestens drei, höchstens fünf Jahre ernannt werden. Denn bei jährlichem Beamtenwechsel werde der Mann immer schon abberufen, wenn er eben erst erfahren habe, was ihm zu thun obliege, sodaß die notwendigen Geschäfte niemals erledigt würden; bei länger als fünfjähriger Amtsdauer aber

könne ein Statthalter leicht auf den Gedanken verfallen, sich unabhängig zu machen. Alle diese Beamten seien den senatorischen Familien zu entnehmen. Von den Rittern aber sollten die zwei vornehmsten zu Befehlshabern der kaiserlichen Leibwache ernannt werden. Diese sollten zugleich das Oberkommando über alle in Italien stehenden Truppen und das Gericht über Leben und Tod bei diesen Truppen haben, nur nicht über die den senatorischen Familien entsprossenen höhern Offiziere. Von zwei andern Rittern solle der eine als Oberster der Feuerwehr (das dürfte mit dem *υποπύλαξ* gemeint sein), der andre als Marktaufseher und Proviantmeister angestellt werden. Auch diese und alle übrigen Beamten sollten besoldet werden, da ja die Ritter weniger Vermögen hätten als die senatorischen Geschlechter, also von dessen Ertrag nicht ihrer Amtswürde entsprechend zu leben vermöchten. Den Rittern sollten auch alle Finanzämter anvertraut werden, da es nicht ratsam sei, die militärische und die Geldmacht in ein und derselben Hand zu vereinigen. Für jedes Gewerbe in Rom und für jede Provinz würde ein Ritter als Finanzverwalter genügen. Ihm seien Unterbeamte theils ritterlichen Standes theils aus den kaiserlichen Freigelassenen beizugeben. Denn auch diese müßten in der Verwaltung verwandt werden, einmal, damit der persönliche Dienst beim Kaiser als etwas ehrenvolles erscheine, dann aber, damit der Kaiser in allen Provinzen Berichterstatter habe, die ihn wahrheitsgetreu über etwa vorgekommene Verfehlungen unterrichteten [was freilich schon ein wenig nach organisiertem Denunziantentum schmeckt]. Ritter, die sich in Offizierstellen bewährt hätten, könnten in den Senat befördert werden, nicht aber solche, die als Gemeine (*ἐν τῷ τεταγμένῳ*) gedient hätten; denn es hieße dem Senat einen Schimpf anthun, wenn man ihm als Mitglieder Leute auf-

drängen wollte, die Schanzkörbe und Lasten geschleppt hätten. Um aber sicher zu sein, daß sich der Nachwuchs der senatorischen und Ritterfamilien für die ihm anzuvertrauenden wichtigen Ämter die Befähigung erwerbe, sollen Lehrer angestellt und vom Staate besoldet werden, von denen die Söhne dieser Familien sowohl in den Leibesübungen wie in den Wissenschaften unterrichtet würden. Es folgen Ratschläge wegen der Ergänzung des stehenden Heeres (*στρατιώτας ἀπαιτούς* nennt es Dio), das fortwährend in den Waffen geübt werden müsse; nur so könnten Kriegsgefahren nach Möglichkeit abgewandt werden, nur so sei man für einen trotzdem etwa ausbrechenden Krieg gerüstet. Wenn man so die Kriegstüchtigsten sich ausschließlich dem Soldatenhandwerk widmen lasse, würden die übrigen, von solchem Dienst befreit und durch die Soldaten vor Störungen gesichert, desto freudiger und erfolgreicher dem Ackerbau, der Schiffahrt und allen andern friedlichen Beschäftigungen obliegen.

Was die für eine so großartige Verwaltung notwendigen Geldmittel anlange, so werde es an denen nicht fehlen. Zunächst habe man die Domänen; diese müßten verkauft, und der Erlös müsse auf mäßige Zinsen ausgeliehen werden. Das gewähre den doppelten Vorteil, daß diese bis jetzt schlecht bewirtschafteten Ländereien von den neuen Wirten, die ja Eigentümer sein würden, gut bewirtschaftet würden und reichlichern Ertrag abwürfen, dann aber, daß man eine ewige feste Rente zur Bestreitung der Staatsbedürfnisse habe. [Mit der hat es dann freilich beim gänzlichen Mangel unsrer heutigen Krediteinrichtungen recht schlecht gestanden.] Dazu komme dann der Ertrag von Bergwerken und Zöllen und die Besteuerung. Man dürfe nicht dulden, daß auch nur eine Person im Reiche unbesteuert bleibe. Zu Steuereinnehmern müßten Einwohner des Steuerbezirks verwandt werden. Ich weiß wohl, sagt Mä-

cenas, daß nicht wenige über die Steuer räsonnieren werden, aber das wird sich mit der Zeit geben. Wenn die Leute bei der Steuereinzahlung nicht drangsalirt werden, wenn man die Steuern regelmäßig, zu bestimmten Terminen und in kleinen Raten einzieht, so werden sich die Leute überlegen, daß das Geld doch eben auf die Staatsverwaltung, das heißt zu ihrem eignen Besten verwandt wird, und daß ein bedeutender Teil des Geldes sogar unmittelbar, in Gestalt von Beamtengehältern, zu den Steuerzahlern zurückströmt, und sie werden dir für diese Einrichtung dankbar sein, besonders wenn sie sehen, daß du selbst einen bescheidenen Haushalt führst, während du für das Gemeinwohl mit vollen Händen spendest. [Wie bescheiden bürgerlich und sparsam Augustus gelebt hat, ist aus Sueton bekannt. In seinem Testament entschuldigte er sich, daß auf seine Erben nicht mehr als 150 Millionen Sesterzien kämen, obwohl ihm in den letzten zwanzig Jahren durch Vermächtnisse von Freunden 1400 Millionen Sesterzien zugefallen seien. Diese ganze Summe, nebst zwei väterlichen Erbtheilen und frühern Erbschaften, habe er für das allgemeine Beste angewandt. Die Summe dessen, was er an Zuschüssen zu den Staatsbedürfnissen aus seinem Vermögen geleistet hat, wird bekanntlich auf 700 Millionen Mark berechnet. Eine umgekehrte Zivilliste. Welch ein königlich gesinnter Bürger und bürgerlicher König!] Die Stadt Rom solle er aufs prächtigste schmücken und für großartige Schaufstellungen darin sorgen, denn es ziemt sich, daß der Sitz einer so großartigen Herrschaft alle andern Orte überstrahle; das flöße auch den Bundesgenossen wie den Feinden Respekt ein. Die Volksversammlungen aber müßten gänzlich abgeschafft werden, daraus entstehe nur Unordnung. Das Volk dürfe weder richterliche Funktionen ausüben noch Beamte wählen noch überhaupt eine Versammlung ab-

halten, in der irgend etwas entschieden werde. Auch dürfe Privatleuten kein übermäßiger Aufwand erlaubt werden. Dafür habe der große Haufe die öffentlichen Spiele und Schaustellungen. — Über deren zweckmäßige Einrichtung läßt er sich ausführlich aus; unter anderm verlangt er Einschränkung der Pferderennen, damit es dem Militär nicht an guten Pferden fehle.

Gesandtschaften solle Augustus in den Senat einführen, wie denn überhaupt der Schein aufrecht erhalten werden solle, als führe dieser eigentlich die Regierung; wenigstens solle der Kaiser nichts wichtiges ohne die Einwilligung des Senats unternehmen. Auch soll dieser die Gerichtsbarkeit ausüben über seine eignen Mitglieder und über deren Angehörige, damit dem Fürsten das Odium der Verurteilung vornehmer Personen erspart bleibe; einem von Ihresgleichen gefällten Spruche pflegten sich auch Verurteilte bereitwilliger zu unterwerfen. Werde gegen ihn selbst ein Attentat verübt — nämlich ein thätliches; Beleidigungen durch Worte solle er unbeachtet lassen —, so dürfe er nicht selbst richten, denn Ankläger und Richter in einer Person zu sein zieme sich nicht, sondern er solle die Sache dem Senat übergeben, und werde der Angeklagte überführt, eine mäßige Strafe verhängen; werde in solchen Fällen überhart gestraft, so glaube das Volk gar nicht an die Schuld des Verurteilten. Das gelte natürlich nicht für den Fall, daß eine Armee gegen den Fürsten anrücke; offene Aufrührer seien nicht von Gerichten abzuurteilen, sondern als Feinde zu behandeln. Augustus selbst aber solle als höchste Instanz in den Fällen richten, wo von den Statthaltern und den übrigen hohen richterlichen Beamten an ihn appelliert werde, denn eine inappellable Instanz dürfe es außer ihm nicht geben. Dabei solle er sich des Rats der angesehensten Senatoren und Ritter bedienen, die eine Zeit lang in seiner Nähe weilen müßten, da=

mit er sie genau kennen lerne, und damit sie seine Verwaltungsgrundsätze kennen lernten, nach denen sie in den Provinzen zu verfahren hätten. Die Gutachten dieser Männer aber solle er nicht öffentlich kritisieren, damit sie ihren Freimut nicht einbüßten, sondern aufschreiben lassen, und nachdem er die Sache unter vier Augen mit ihnen besprochen hätte, sofort wieder auswichen (auf den Wachstafeln). Auch müsse er eine Anzahl Ritter bei sich haben, denen er die Entscheidung über die aus den Provinzen an den Hof gebrachten geringern Streitsachen übergebe. Allen diesen Ratgebern und Gehilfen müsse er Freimut und Unbefangtheit zu erhalten suchen. Sie dürften deshalb auch nicht getadelt werden, wenn er ihrer Ansicht nicht beipflichtete. Ebenso wenig müßten die üble Folgen zu befürchten haben, die in der Verwaltung etwas verfehlt oder im Kriege Niederlagen erlitten hätten; die Beamten und Feldherren müßten sicher sein, daß sie weder wegen Unglücks gestraft noch wegen glücklicher Erfolge beneidet würden. Vor allem solle er die Beamten durch sein Beispiel erziehen. „Was du willst, daß die von dir mit Vollmachten Ausgestatteten denken und thun sollen, das rede und thue du selbst! Sieh dir selbst nicht das geringste nach, da du ja weißt, daß alle erfahren werden, was du sprichst und thust, denn du lebst auf einer Schaubühne, deren Zuschauerraum die ganze Welt ist, und auch nicht der geringste Fehler, den du begehst, kann verborgen bleiben.“ Wenn man diese Bemerkung des Mäcenäs erwägt, verliert das Wort des sterbenden Augustus: „Platschet Beifall, ihr Freunde, ich habe meine Rolle nicht schlecht gespielt,“ den frivolen Anstrich. Gegen die Verfehlungen anderer, fährt Mäcenäs fort, möge er Nachsicht üben. Die menschliche Natur lasse sich nun einmal auch durch die strengsten Gesetze und härtesten Strafandrohungen nicht völlig bemeistern. Bleibe eines Menschen Ver-

gehn verborgen, oder werde es nur mild gerügt, so komme er schon von selbst wieder zur Vernunft und thue sein Möglichstes, sich zu bessern. Werde einer dagegen öffentlich beschimpft oder grausam bestraft, so verachte er von da ab alle Gesetze; es gelte ihm dann alles gleich, und er folge nur noch den Antrieben seiner Natur. Wirklich ruchlose Verbrechen müßten selbstverständlich nach Gebühr bestraft werden. Je milder er aber im Bestrafen sei, desto eifriger möge er sein in der Belohnung der Verdienten; nichts halte die Menschen so vom Schlechten ab und sporne so zum Guten, wie wenn man ihnen Menschenfreundlichkeit und Freigebigkeit erweise, nichts unterjuche sogar den Feind so wirksam, wie wenn er wisse, daß er kein Unrecht zu erleiden, sondern nur Wohlergehn zu erwarten habe.

Außergewöhnliche Ehrenbezeugungen und Titel solle sich Augustus nicht gefallen lassen. Denn aus freiem Willen und aufrichtigem Herzen gestehe dergleichen doch niemand dem Herrscher zu, maße er sie sich aber selbst an, so mache er sich damit nur lächerlich. Namentlich solle er keine goldnen und silbernen Büsten oder Bildsäulen seiner Person errichten lassen, vielmehr sich durch Wohlthun ein unzerstörbares Denkmal in den Herzen der Menschen errichten. Auch Tempel solle er sich nicht erbauen lassen, denn das sei Geldverschwendung und begründe keinen wirklichen Ruhm. Tugend zwar mache göttergleich, aber durch Stimmenmehrheit sei noch niemand ein Gott geworden. Wenn er Unsterblichkeit wünsche, so solle er sie also durch Tugend erstreben, in der Ehrung der Gottheit aber allen mit gutem Beispiel vorgehn. Fremde Kulte und Magier solle er nicht dulden, sich auch vor den Philosophen in acht nehmen. Er solle friedliebend, aber jederzeit zum Kriege gerüstet sein und sich nie zum Mißbrauch seiner Macht verleiten lassen, sich

nicht etwa einbilden, es bedeute eine Verringerung seiner Machtfülle, wenn er nicht alles thue, was er könne. Die Macht selbst nun, die ihm zu teil geworden sei, solle er nicht aus der Hand geben, den Königstitel aber nicht annehmen, sondern sich mit dem Namen Cäsar begnügen; allenfalls möge er sich noch, gleich seinem großen Adoptivvater, den Diktatorstitel beilegen lassen; so werde er in Wahrheit König sein, ohne sich durch den Namen verhaßt zu machen.

Überblicken wir das hier auszugsweise mitgeteilte Programm des Mäcenaz, so finden wir, er will die absolute Monarchie mit Bürokratie, stehendem Heer, einer auf allgemeine Besteuerung gegründeten Finanzverwaltung und Schulzwang für die beiden obersten Zensusklassen, denen die Beamten und Offiziere entnommen werden sollen; außerdem Beseitigung der Rechtsungleichheit zwischen den persönlich freien Bewohnern des Reichs. An Vorbildern hat es ihm nicht gefehlt, denn das Perserreich und Ägypten waren solche Monarchien gewesen. Aber ein großer, ein gewaltiger Unterschied besteht doch zwischen der den römischen Verhältnissen und Traditionen angepassten Verfassung des Mäcenaz und den altorientalischen Despotien. Mochte man in diesen auch Freie und Sklaven unterscheiden, dem Könige gegenüber, dem das Land und die Leute als Eigentum gehörten, waren alle Sklaven, und mochte es durch Überlieferung geheiligte gesetzliche Gebräuche geben, oberstes Gesetz und die formell anerkannte Quelle der Gesetze war der Wille des Königs. In Rom dagegen sollte nach Mäcenaz der Fürst nur der höchste Diener des Staats sein, ähnlich wie Friedrich der Große seine Stellung aufgefaßt hat, nur daß dieser sich auch als den alleinigen Gesetzgeber betrachten durfte, während in Rom die aus dem Volk stammenden Gesetze bestehn blieben, und der Fürst mit seiner Rechtsprechung, soweit er sie selbst ausübte, an diese Gesetze gebunden

war, die er nach der ursprünglichen Idee des Kaisertums ohne die Einwilligung des Senats nicht sollte ändern dürfen. Das Bestehn dieser Behörde, an deren freiwilliger Verkümmern der Fürst nicht schuld war, ist ein weiterer Unterschied zwischen dem römischen Kaisertum und der absoluten Monarchie des vorigen Jahrhunderts, während beide einander wieder darin ähnlich sind, daß sie die Volksmassen vom politischen Leben ausschließen und nur zwei bevorrechteten Ständen die Teilnahme erlauben. Aber im Wesen dieser beiden Stände gleicht das Kaisertum nicht der Monarchie des ancien régime, sondern dem heutigen Preußen, denn es sind Zensurklassen. Freilich hindert im heutigen Preußen die Verfassung nicht, daß thatsächlich die höchsten Staatsämter hauptsächlich mit Männern von altem Adel besetzt werden und erfolgreiche Geschäftsleute wohl manchmal Finanzminister, aber niemals Kriegsminister oder Oberpräsidenten werden, wie übrigens auch in Rom die alten Geschlechter ihre Stellung über den reichen Emporkömmlingen behaupteten.

Dio Cassius schließt seinen Bericht mit der Bemerkung, der Cäsar habe beide wegen ihres langen, weisheitsvollen und freimütigen Vortrags sehr gelobt, sich aber für die Ansicht des Mäcenas entschieden. Nur habe er nicht alles Vorgeeschlagne auf einmal ausgeführt, weil es bei dem Versuche, das ganze Staatswesen auf einen Schlag von Grund aus umzugestalten, ohne arge Fehlgriffe nicht hätte abgehen können, sondern er habe die Reformen nach und nach eingeführt, einiges auch den Nachfolgern übrig gelassen, die es, meinte er, bei passender Gelegenheit verwirklichen könnten. Agrippa aber, obwohl er doch der entgegengesetzten Meinung gewesen sei, habe bei der Durchführung des Reformplans so eifrig mitgeholfen, als wenn er der Urheber davon gewesen wäre.

Nodbertus erinnert daran, was für ein schreckliches Unglück es gewesen sein würde, wenn der angebliche Rat des Agrippa angenommen worden wäre, da dann der orbis terrarum der wüsten Ausbeutung durch den römischen Stadtpöbel und die wenigen römischen Großen für alle Zukunft preisgegeben gewesen wäre. Das ist wohl richtig, aber es war gar nicht möglich, daß das hätte geschehn können; die Situation, die den Octavianus an die Spitze gebracht hatte, war ja eben aus dem Bankrott der alten Verfassung hervorgegangen; der Versuch, diese aufrecht zu erhalten, hätte zur Auflösung des Reichs führen müssen. Weiter hebt Nodbertus hervor, daß das Programm des Mäcenas thatsächlich unter Augustus und seinen Nachfolgern verwirklicht worden ist.\*) Diese Verfassung war die einzig mögliche und den Verhältnissen angemessene, und dieses erkannt, einem Zustande wie dem Kampfe der Diadochen nach Alexanders Tode vorgebeugt zu haben, war das Verdienst des Augustus und seiner Freunde. Wenn auch die vorhandnen Grund-

---

\*) Am wenigsten wohl mit Beziehung auf das Schulwesen, aber doch auch in diesem Punkte einigermaßen. Friedländer schreibt: „Dem Lehrerstande fehlte in den ersten Jahrhunderten zum größten Teil die Sicherung der Existenz und die äußerliche Geltung, die ein öffentliches Amt gewährt. Der Unterricht wurde im Anfang der Kaiserzeit gar nicht, im zweiten Jahrhundert nur in sehr beschränktem Umfange als Angelegenheit des Staats betrachtet und auch als Kommunalangelegenheit wohl erst in dieser Zeit allgemein anerkannt. Vorher war das Unterrichtswesen ganz der Privatthätigkeit überlassen gewesen, die jedoch überall dadurch gefördert wurde, daß Lehrer von städtischen Lasten frei waren. Diese Bestimmung enthält auch die kürzlich entdeckte Gemeindeordnung eines Bergmannsdorfs im südlichen Portugal; auch dort war also eine Schule vorhanden oder wenigstens in Aussicht genommen. Und so werden die Elementarschulen auch an kleinen Orten selbst in den Provinzen nicht gefehlt haben, während nur die größern Städte Schulen für den wissenschaftlichen Unterricht besaßen.“ Antoninus Pius wies den Rhetoren und Philosophen, d. h. den Männern, die den höhern Unterricht erteilten, Besoldungen an, die die Kommunen zu bezahlen hatten.

lagen benutzend, die alten Einrichtungen schonend, an die römischen Traditionen anknüpfend, haben sie doch ein großes und dauerhaftes Neues geschaffen, und zwar war dieses das Ergebnis theoretischer Erwägungen, da die politische Schöpferkraft des römischen Volks gestorben, das römische Volk überhaupt gar nicht mehr vorhanden war, sondern statt dessen nur ein hellenisiertes und romanisiertes Völkergemeinschaft. Hier konnten die von Chamberlain so hart getadelten Politiker allein noch helfen: nicht zerstört haben sie, sondern aufgebaut.

Abgesehen jedoch von dem Grundübel, daß die Völker des Römerreichs sämtlich abgelebt waren, frankte dieses erneuerte Reich noch an zwei Fehlern der Verfassung. Der erste war ein allgemeiner Fehler des Altertums, den Mommsen oft hervorhebt: es kannte die Repräsentation nicht. Wenn eine Republik groß wurde, oder das Volk auf die Stufe des Proletariats hinabsank, so blieb nur die Wahl zwischen der wüsten Böbelherrschaft und der Tyrannei, weil kein Mensch auf den Gedanken verfiel, daß eine für geordnete Beratungen zu große oder sonst ungeeignete Volksmenge immer noch mittelbar, durch gewählte Vertreter, an der Staatsverwaltung teilnehmen könne. So sah man sich in Rom bei der Einrichtung der Monarchie genötigt, die Volksmasse politisch tot zu machen und ihre Teilnahme am öffentlichen Leben auf die Municipalverwaltung einzuschränken. Übrigens war damals eine neue Volksschicht im Entstehen begriffen. Namentlich in Italien und vor allem in Rom selbst bestand das gemeine Volk nur noch zu einem kleinen Teile aus Nachkommen der italischen, der latinischen Bauern, zum größern Teile aus Freigelassenen, die aus allen Provinzen des Reichs stammten. Diese zur persönlichen Freiheit emporgestiegenen Sklaven und die zu Unterthanen herab-

gedrückten Nachkommen freier Bauern verschmolzen zu einer Schicht, die bald die Hauptmasse des Volks ausmachte, ein Prozeß, der sich später, in den germanischen Reichen, in der Zeit vom elften bis vierzehnten Jahrhundert wiederholt hat. Wie sehr sich die römischen Kleinbürger schon in der Mitte des ersten christlichen Jahrhunderts mit den Sklaven solidarisch fühlten, sieht man aus einer Begebenheit, die Tacitus im vierzehnten Buche der Annalen erzählt. Im Jahre 62 wurde der Stadtpräfekt und Konsular Bedanius Secundus von einem seiner Sklaven ermordet. Nach dem alten Gesetz sollten die sämtlichen Sklaven des Ermordeten hingerichtet werden, aber das über diese Grausamkeit erbitterte und die vielen Unschuldigen bemitleidende Volk verhinderte durch einen Aufruhr die Abführung der Verurteilten zum Richtplatz, und im Senat wurde die Abschaffung des harten Gesetzes beantragt. Cajus Cassius sprach gegen den Antrag; schon in der alten Zeit, wo noch Herr und Sklave in demselben Hause geboren worden seien, habe man der Herren Leben nicht anders als durch dieses Gesetz sichern zu können geglaubt, und jetzt wolle man es abschaffen, wo die Vornehmen ganze Völkerschaften in ihrem Dienst hätten, Leute von wildfremden Sitten und Religionen oder ohne alle Religion? Dieses Gefindel könne doch nur durch Furcht im Zaume gehalten werden. Die Mehrheit des Senats pflichtete ihm bei, und man versuchte es ein zweites mal, die Verurteilten abzuführen, aber wiederum verhinderte es die Menge mit Steinwürfen und Feuerbränden. Nero tadelte das Benehmen des Volks in einem Edikt und erzwang die Hinrichtung, indem er den ganzen Weg zum Richtplatz mit Militär besetzte.

Zu dem ersten Verfassungsfehler, daß der gesamte dritte Stand, die Masse der freien Bevölkerung, vom

politischen Leben ausgeschlossen blieb, kam der zweite, daß es keine Erbdynastie gab. Freilich war dieser Fehler mehr durch die geschichtliche Entwicklung als durch die ungeschriebne cäsarische Verfassung verschuldet. Augustus hat ja darauf hingearbeitet, eine Dynastie zu begründen. Der Plan scheiterte an seinen elenden Familienverhältnissen, aber auch wenn er glücklich wäre, hätte es nicht viel genützt, denn was das Reich brauchte, war eine schon befestigte und eingelebte Erbdynastie, und die ließ sich doch nicht plötzlich herbeizaubern. In einer befestigten Erbdynastie helfen die Traditionen des Hauses, die Anhänglichkeit des Volkes und der Stamm treuer, tüchtiger und verständnisvoller Diener, den sich frühere gute Regenten herangebildet haben, über die Verlegenheiten und Schwierigkeiten hinweg, die ein schlechter oder unfähiger Sprößling des Hauses oder eine Reihenfolge von solchen erzeugt, und daran fehlte es nun, als dieses Unglück schon kurze Zeit nach des Augustus Tode eintrat. Verwundrung konnte der ausbrechende Cäsarenwahnsinn\*) kaum erregen. Wenn man bedenkt, wie verrohend die unaufhörlichen Kriege und das Verkaufen von ganzen Einwohnerschaften auf dem Sklavenmarke gewirkt haben müssen, und daß in den Bürgerkriegen, bei den Proskriptionen, auch das Bürgerblut in Strömen geflossen war, daß der Anblick von Schlächtereien im Zirkus dem Volke als höchstes Vergnügen galt, und daß sich die rohern unter den Vornehmen denselben schlechten Geschmack angewöhnt hatten,\*\*) daß der Reiche über eine Schar

---

\*) Die wenigsten werden heute noch wissen, daß es Gustav Freitag ist, der in der Verlorenen Handschrift die Krankheit auf diesen Namen getauft hat.

\*\*) Die Männer des ciceronianischen Kreises freilich nicht. Cicero gratuliert einem sonst unbekanntem M. Marius dazu, daß ihn Kränklichkeit verhindert habe, den vom Pompejus veranstalteten Theaterauf-

von Sklaven frei verfügte, die seiner Grausamkeit und Wollust schutzlos preisgegeben waren, denn nach Cato hat kein Zensor mehr etwas gegen den Strom der Zeit vermocht; daß die Griechen und die Asiaten an unvernünftige Despotenherrschaft gewöhnt waren und eine leidlich vernünftige als ein Geschenk der Götter begrüßten, daß der römische Stadtpöbel von Sklavensinn beseelt, der Bestand der edeln Geschlechter durch Kriege und Proskriptionen stark vermindert und der Rest durch ein üppiges Genußleben sittlich geschwächt war, wenn man das alles zusammenhält, so findet man nichts natürlicher, als daß ein Mann, dem unter solchen Umständen die absolute Gewalt über etwa sechzig Millionen solcher Menschen zufällt, das seelische Gleichgewicht verliert und überschnappt.

Man muß es dem Tiberius sogar hoch anrechnen, daß er das seelische Gleichgewicht noch so lange zu wahren imstande gewesen ist. Er war von väterlicher wie von mütterlicher Seite ein Claudier, hatte also heißes, wildes Blut und einen hochfahrenden Sinn geerbt. Nachdem er sich in Kriegen große Verdienste erworben hatte, hatte er kränkende Zurücksetzung erfahren, und es wäre nicht zu verwundern gewesen, wenn er sich schon gleich nach dem Antritt der Herrschaft — von Thronbesteigung kann man in dieser Zeit noch nicht reden — für den Zwang schadlos ge-

---

führungen und Spielen beizuwohnen. Bei den Schauspielen habe schon der Ausstattungsluxus, z. B. die 600 Maultiere in der Klytämnestra, dem gebildeten Zuschauer den Appetit verdorben, an Gladiatoren und Athleten liege dem Marius nichts, und die Tierheßen seien ja unstreitig großartig gewesen, aber was könne ein gebildeter Mann für einen Genuß davon haben, wenn entweder ein schwacher Mensch von einer starken Bestie zerfleischt, oder ein edles Tier von einem Jagdspieß durchbohrt werde. Am meisten habe der Pöbel die Elefantenjagd bewundert, ihm aber habe sie kein Vergnügen bereitet, vielmehr habe ihn Mitleid angewandelt und der Gedanke, esse quondam illi beluae cum genere humano societatem. (Ad Familiares VII, 1.)

halten hätte, den er sich zu des Augustus Lebzeiten hatte auflegen müssen. Aber er beherrschte sich weiter und bot alle seine Kräfte auf, im Sinne des Augustus fortzuregieren. Leider fehlte es ihm an jeder Hilfe. Statt von weisen Ratgebern und pflichteifrigen Beamten sah er sich von hündischen Schmeichlern und ekelhaften Denunzianten umgeben, den Senat konnte er nicht dazu bringen, seinen Anteil an der Staatsverwaltung und Verantwortung auf sich zu nehmen und ihm gegenüber unabhängige Überzeugungen zu vertreten, und nachdem er das inne geworden war, verwünschte er jedesmal beim Verlassen des Senats in griechischer Sprache diese „knechtfelige“ Gesellschaft. Man lese nur — um von vielen Zeugnissen wenigstens eins anzuführen — die schöne Rede Tibers im Senat (Annalen IV, 37 bis 38), mit der er das Gesuch der Spanier, ihm einen Tempel errichten zu dürfen, und überhaupt alle göttlichen Ehren zurückweist, und die Bemerkung des Tacitus, einige hätten zwar seine Bescheidenheit gelobt, viele aber diese Verachtung des Ruhms für ein Zeichen von Entartung erklärt, wer den Ruhm verachte, der verachte auch die Tugend. Was Wunder, daß er sich zuletzt sagte: Es lohnt nicht, sich für diese Menschen abzuplagen; daß er die Regierungsgeschäfte Günstlingen überließ und einen Teil des verächtlichen Gesindels, das ihm zur Verfügung stand, seinen niedern Trieben opferte. Das Urteil des Schmeichlers Vellejus Paterculus kommt ja nicht in Betracht. Aber wenn Tacitus und Sueton mit der Masse der Zeitgenossen aus dem Lasterleben auf Capri schließen, daß alles Gute, was Tiberius in den ersten Jahren seiner Regierung gesagt und gethan hat, nur Verstellung gewesen sei, so beweisen sie damit nur, daß sie schlechte Psychologen sind. In jedem Menschen leben Geist und Fleisch, und als es Tiberius satt hatte, das Fleisch um nichts

und wieder nichts, wie ihm schien, zu beherrschen, da ließ er ihm die Zügel schießen. Daß ein edler und starker Geist in ihm gelebt hat, dessen Gewissen der Schlamm seiner Lüfte nicht zu ersticken vermochte, beweist sein kurzer Brief an den Senat (Annalen VI, 6), worin er bekennt, daß er Höllenpein leide. Der Narr Caligula war leiblich entartet. Nero aber mußte schlecht werden, weil er in der greulichen Weibervirtschaft am Hofe des guten Trottel's Claudius aufwuchs, und Seneca scheint weniger darauf bedacht gewesen zu sein, die bösen Neigungen seines Zöglings zu überwinden, als ihn zu lehren, wie man seine Laster mit philosophischen Redensarten beschönigen und in Tugenden verwandeln kann. Ist er doch mit Burrus zusammen dem Kaiser zur Ausführung des Muttermords behilflich gewesen, nachdem der erste Anschlag mißglückt war. Freilich scheinen beide Ratgeber der Ansicht gewesen zu sein, daß Neros Leben vor der Megäre nicht anders geschützt werden könne. Übrigens beweist Neros Angst bei diesem Muttermorde und sein Bestreben, die eigne Schuld zu verheimlichen, daß Scham und Gewissen in seinem Herzen noch nicht vollständig erstorben waren, daß also sein Cäsarenwahnsinn noch nicht die vollendete Ruchlosigkeit bedeutet, die man bei Verbrechern häufig findet. Von Tiber schreibt Tacitus, bei Lebzeiten seiner Mutter habe es eine Zuflucht vor seinen Despotenlaunen gegeben, denn die Gewohnheit des Gehorsams gegen sie sei tief gewurzelt gewesen, und Sejanus habe nicht wagen dürfen, gegen ihren ausgesprochenen Willen zu handeln; Tiberius war bei ihrem Tode siebzig Jahre alt! Wenn aber Nero keine Doppelhehe einzugehn, die Poppäa nicht förmlich zu heiraten wagte, ehe er sich von Octavia hatte scheiden lassen, und wenn die Verstoßung dieser edeln Frau allgemeine Entrüstung erregte, so sieht man daraus, wie hoch die sittlichen

Anschauungen dieser verderbten Römer noch über denen der frommen Männer gestanden haben, die die Geschichte des Königs David geschrieben haben, denn abgesehen von dem an Urias begangnen niederträchtigen Meuchelmorde werden ihm seine polygamen Roheiten nicht zum Vorwurf gemacht. Und die geordnete Provinzverwaltung ist in dieser dunkeln Periode der römischen Kaisergeschichte nicht gestört worden. Tiberius schrieb (nach Sueton: Tiberius 32) Statthaltern, die Erhöhung der Abgaben beantragten, ein guter Hirte schere seine Schafe, aber er schinde sie nicht, und Statthalter, die ihre Amtsgewalt zur Unterdrückung oder Ausplünderung der Unterthanen mißbrauchten, wurden unter allen vier Claudiern verurtheilt. Die einmal eingerichtete Verwaltungsmaschine arbeitete fort nach den Grundsätzen des Octavianus, die doch einer beträchtlichen Zahl von Senatoren, Rittern und Freigelassenen des Kaiserhauses in Fleisch und Blut übergegangen sein müssen, und die Kaisergreuel wie die Sittenverderbnis blieben auf die Stadt und den Hof beschränkt. Als einmal in einer der skandalösen Theatervorstellungen, in denen sich Nero prostituierte, Provinziale anwesend waren, Italiker von altem Schrot und Korn, da fanden diese den Anblick unerträglich und weigerten sich, Beifall zu klatschen, was ihnen von den Soldaten Hiebe eintrug.

Die Schwäche des Senats und das Verderbnis des klaudischen Hauses machten die Soldaten zu Herren der Lage. Nach einigen unglücklichen Wahlen trafen sie mit der Erhebung der Flavier, deren plebejische Geschäftskunde sich den Staatsfinanzen nützlich erwies, eine fürs Reich ersprießliche Entscheidung, und von Nerva ab gewährte die Praxis der Adoptionen, von trefflichen Männern geübt, für das Fehlen der Erbmonarchie auf hundert Jahre mehr als Ersatz.

Dann rissen die Soldaten zwar wieder die Herrschaft an sich, Asiaten bestiegen den Thron, auf dem sich nun echter Despotengeist und echt-asiatisches Laster dauernd niederließen, aber unter all diesem Unrat arbeitete der noch nicht erstorbne Römergeist fort in der Weiterbildung der Verfassung. Nachdem das römische Bürgerrecht schrittweise immer weiter ausgedehnt worden war, machte endlich Caracalla alle Unterthanen zu Bürgern, unter dem Vorwande, schreibt Dio Cassius, sie zu ehren, in Wirklichkeit aber, um aller Steuern gleich hoch schrauben zu können. Freilich bedeutete diese Erhebung aller Nichtsklaven auf die höchste Stufe der Freiheit jetzt nur noch die Gleichmachung aller in der Knechtschaft, und es bedurfte kaum noch der ausdrücklichen Freiheitsbeschränkungen von den Zeiten Diocletians an, dem Reiche den orientalischen Charakter aufzuprägen, der sich nach der Überflutung des Westreichs mit Barbaren in Ostrom festgesetzt und unter dem Namen des Byzantinismus den befreienden klassischen Traditionen als Unterströmung bis auf den heutigen Tag entgegenwirkt hat. Das zweite christliche Jahrhundert, die Zeit Trajans und der Antonine, kann man als die bezeichnen, wo das griechisch-römische Wesen die Barbarenländer so tief durchdrungen hat, daß es nicht mehr auszurotten ist. Gibbon hat diese Zeit als die glücklichste gepriesen, die das Menschengeschlecht erlebt habe, und Mommsen wenigstens als die, wo ein großes Reich so gut regiert worden sei, wie kaum ein andres vor oder nach ihm. Neuere haben mit Recht bemerkt, Ruhe, Ordnung und materielle Wohlfahrt allein machten das höchste Glück der Völker nicht aus. Wenn sie dieses aber den Unterthanen der Antonine deshalb abstreiten, weil sie allesamt in Laster versunken gewesen seien, so ist Otto Seeck in seinem bekannten Buche nicht dieser Ansicht, und das ungeheure, von

Friedländer zusammengetragne Material scheint ihm Recht zu geben. Mag es sich nun mit der Sittlichkeitsfrage verhalten, wie es will, jedenfalls bedeutet das Glück dieser Zeit nur einen freundlichen Lebensabend, nicht die Wonne jugendlichen Kraftgefühls. Das römische Reich war von der Vorsehung dem Untergange geweiht. Es mußte aus zwei Gründen untergehn: um der Germanen und um des Christentums willen. Eines unüberwindlichen Römerreichs hätten eben die nordischen Barbaren nicht Herr werden können; die ungeheure Fülle von Kraft und edeln Anlagen, die in ihnen schlummerte, wäre unentfaltet geblieben, das Römerreich aber ein europäisches China geworden.

Auch das Christentum hätte nicht aufkommen können. Wer sich davon überzeugen will, wie notwendig dieses war, der lese nur das zweite von Ciceros Büchern über die Gesetze. Man kann nicht ohne Mitleid ansehen, wie sich ein Mann von seiner Bildungshöhe abmüht, das römische Religionswesen in Ordnung zu bringen, die Wahrsagerei und Zeichendeuterei zu rechtfertigen und zu untersuchen, welche Abstrakta man als Götter und Göttinnen verehren dürfe, wobei er zu dem Ergebnis kommt, daß man zwar Tugenden und Wesen wie die Hoffnung, den Zufall, die Erstgeburt zulassen dürfe, nicht aber so unanständige Personen, wie die Schande, das Unglück und das Fieber. Aber es giebt Symbiosen, die man nicht auflösen kann ohne den Untergang der aufeinander angewiesenen Wesen, und eine solche war die zwischen dem römischen Staat und der römischen Religion. Alle guten Volkskräfte wurzelten in der Religion, und das Volk war nun einmal nicht imstande, sich die Gottheit anders als in den hergebrachten Personifikationen zu denken. Und durch die Apotheose der Kaiser, worin sich die Annäherung der abendländischen Kultur an die orien-

italische aussprach, wurde die Verbindung nur um so inniger. Man erinnere sich der oben erwähnten Thatsache, daß die Mehrheit das Widerstreben des Tiberius gegen die Vergöttlichung für das Kennzeichen eines schlechten Charakters hielt, und man wird es verstehen, daß die spätern Kaiser die Weigerung, ihren Bildsäulen zu opfern, für ein Staatsverbrechen, die Ausrottung des Christentums aber für ihre heilige Pflicht hielten. Die Weigerung, dem Genius des Kaisers zu huldigen, erschien gleichbedeutend mit der Verweigerung des Treueids, und da überhaupt jeder Vertrag durch die Anrufung der Götter bekräftigt wurde, so schien eine Gesellschaft ohne Götter jeder Bürgerschaft der Vertragstreue zu entbehren. Zudem waren die Christen wegen der Ängstlichkeit, mit der sie sich von allen auch obrigkeitlichen Veranstaltungen, die sie für sündhaft hielten, zurückzogen, und wegen ihrer Gleichgültigkeit gegen alle weltlichen Dinge wirklich zu Trägern des Staatsgedankens wenig geeignet. Später hatte man zwar christliche Kaiser und ein Staatschristentum, aber dieser byzantinische Wechselbalg ist nur eine Karikatur sowohl des Römerstaats wie des Christentums gewesen. Das Volk, namentlich das echt italische in allen seinen Schichten von den senatorischen Geschlechtern bis zu den Abruzzebauern, blieb den alten Göttern treu, und es erschien jedem mann selbstverständlich, daß mit der Staatsreligion auch der Staat zu Grunde gehn müsse, so verschieden auch die Thatsache von Heiden und Christen gedeutet wurde.

Also, der Römerstaat mußte zerfallen, damit neue Bildungen emporkämen, und der Zerfall wurde dadurch gesichert, daß dem Riesenleibe keine Lebenskraft mehr inne wohnte. Die Völker, das italische eingeschlossen, hatten den Unabhängigkeits Sinn und damit das schöpferische Denken und Streben eingebüßt; sie

konnten noch gehorsame Unterthanen sein, aber keine politischen Neuschöpfungen mehr hervorbringen. Und den Weg in das Gebiet, dessen unruhige Veränderlichkeit heute die Völker in Aufregung und Spannung erhält, fortwährende wirtschaftliche Umwälzungen hervorbringt, die die Menschen zu immer neuer Thätigkeit und zu neuen Plänen zwingen und auch politische Umwälzungen im Gefolge haben, das Gebiet des technischen Fortschritts und der Erfindungen hatten sie sich versperrt. Die Entdeckungen der großen griechischen Naturforscher und Astronomen, die Erfindungen der Mathematiker und Physiker waren ins Wasser gefallen. Die Masse blieb dabei, alle Dinge unmittelbar von den Göttern leiten zu lassen und die Gewerbe in der von den asiatischen Urbätern überkommenen Weise weiter zu betreiben. Auch die Bevölkerungsverhältnisse nötigten zu keiner Gehirn- oder sonstigen Anstrengung. Das Reich war eher zu dünn bevölkert als überbevölkert. Die Sklaverei war der Volkszunahme nicht günstig; Seuchen gegenüber war man so wehrlos wie im Mittelalter, und die Vornehmen, wohl auch schon die Leute des Mittelstands, klug und bequem wie die heutigen Franzosen, vermieden es grundsätzlich, sich die Last einer großen Kinderchar aufzubürden und ihren Besitz zu zerstückeln. So führte man unter den bessern Kreisen ein bequemes Leben in Ruhe und Sicherheit, aber ohne Schwung, ohne Ideale, ohne Zukunftspläne, ohne Ziele, ohne andern Zweck, als den Tag für den Genuß auszunutzen; die wissenschaftliche und die künstlerische Thätigkeit beschränkte sich auf Wiederholungen und Nachahmungen. Eine Bevölkerung ohne Zukunftshoffnung und Zukunftspläne hat auch keine Zukunft; mit der Spannkraft hat sie die Widerstandskraft verloren. Der Kampf gegen die um die Grenzen herumschwärmenden Barbaren ging allmählich in ihre Benutzung über. Man

gebrauchte sie als Kolonisten, als Soldaten, mitunter bezog man von ihnen den Herrscher, und so ins Reich aufgenommen haben es diese Barbaren allmählich von innen heraus aufgelöst. Aber ehe dies geschah, hatte das Reich, vorzüglich in dem glücklichen zweiten Jahrhundert, seine providentielle Aufgabe erfüllt und Europa bis zum Piktentwall hinauf mit der antiken Kultur durchtränkt. Es hatte alle Länder mit einer solchen Fülle von Nutzbauten und Kunstwerken überschüttet, daß sich die Barbaren noch an dem der Zerstörung entgangnen Rest zu dem Zweige der technischen Kultur, in dem es die Alten zur Vollkommenheit gebracht hatten, emporarbeiten konnten. Es hatte den Barbaren die intensive Landwirtschaft gelehrt. Es hatte durch die Arbeit großer Juristen dem römischen Recht die endgiltige Form gegeben, in der es dann in die Sammlung des Justinian übergegangen und die Grundlage für das Rechtsleben der modernen Völker geworden ist, es hatte endlich im Stillen und Verborgnen die römische Hierarchie geschaffen, diese mit dem römischen Geiste erfüllt, und trotz der ursprünglichen Feindschaft zwischen Christentum und römischem Wesen jenes zum Kanal gemacht, durch den die alte Kultur, wenn auch stark umgewandelt, den Völkern solange zufließ, bis sie in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder entdeckt wurde und als Antrieb und Vorbild zu großartigen Neugestaltungen wirkte.

Gerade dieses wird ja nun freilich der abendländischen Kirche zum Verbrechen angerechnet. Man wirft ihr vor, sie habe den germanischen Geist und das germanische Recht durch die Einimpfung des römischen Wesens vergiftet, und man wirft dem heutigen Staate vor, er habe sich dem Banne dieses römischen Wesens noch nicht zu entziehen vermocht, lasse noch immer das deutsche Recht unter dem Einfluß des römischen verkümmern und richte die Jugend

durch den unfruchtbaren Unterricht in den alten Sprachen und in der alten Geschichte zu Grunde. Wie weit die Vorwürfe begründet sind, die man gegen das heutige Gymnasium erhebt, ob es wahr ist, daß dessen Schüler vor lauter alter Geschichte die Geschichte unsers eignen Volks und dessen Helden nicht kennen lernen, und ob der Unterricht in den alten Sprachen auf zweckmäßige Weise betrieben wird, darüber habe ich kein Urtheil. Das eine nur glaube ich zu wissen, daß eine gründliche politische Bildung ohne genaue Kenntniß der alten Geschichte nicht möglich ist, da gerade diese uns die Entstehung und den Verfall der Staaten, den Wert und Unwert der verschiednen Verfassungen und Staatsformen, die Bedingungen des Gedeihens und des Wachstums der Staaten, die gegenseitige Abhängigkeit von Gebietsumfang und Staatsform in so einfachen, klaren und übersichtlichen Beispielen zeigt. Und wie wäre es denn möglich, die alte Geschichte einfach zu streichen, da die modernen Staaten aus dem Wurzelstock des Römerreichs herausgewachsen, von unsrer Kultur aber das Christentum und die antike Bildung die Grundbestandteile sind? Wo wollte man denn die Geschichte anfangen lassen? Sind die Ottonen zu verstehn ohne die Karolinger, diese ohne die Merowinger, und stehn wir nicht mit denen mitten in der Völkerwanderung, das heißt im römischen Reiche drin? Und was hätte es für einen Sinn, dieses Reich im Zustande der Auflösung zu beschreiben, die Zeit seiner Kraft und sein Wachstum aber unerwähnt zu lassen? Die deutschen Helden dann mögen zwar dem deutschen Jüngling seelenverwandter sein als die römischen und die griechischen, und ihre Kenntniß muß als Ehrensache gelten, für den Politiker aber ist die Kenntniß des römischen Staats wichtiger als die der altgermanischen Gauverfassung und des frühmittelalterlichen Feudalstaats,

denn der moderne Staat ähneln mit seinem vorherrschend städtischen Wesen, seiner Bürokratie und seiner Militärverfassung viel mehr jenem als den Bauerngauen und den herzoglichen Gefolgschaften der Germanen des Tacitus oder dem aus übereinander geschichteten Grundherrschaften bestehenden Reiche der Ottonen. Übrigens sind die germanischen Helden nicht durchweg erbaulich, die antiken im Durchschnitt nicht zu verachten.

Als Quintessenz der antiken Lebensauffassung, soweit sie für den Staat in Betracht kommt, kann man wohl die dem Geiste Platos entstammenden Worte ansehen, die Cicero den Genius des ältern Africanus zu dem träumenden Adoptivknecht sprechen läßt: den Geist möge er üben, die dem Himmel entstammende und zur Rückkehr in den Himmel berufne Lebenskraft. In der edelsten Thätigkeit möge er ihn üben, diese edelste Thätigkeit aber bestehe in der Sorge für das Wohl des Vaterlands. Desto rascher und sichrer werde die Rückkehr der Seele in die ewige Heimat von statten gehn, je mehr sie sich von den Empfindungen des eignen Leibes ab und der Betrachtung der umgebenden Dinge zuwende. Denn Seelen, die sich den leiblichen Genüssen hingäben, sich zu Dienerinnen der Wollust erniedrigten und in solchem Dienste das göttliche und menschliche Recht verletzten, müßten sich nach der Trennung von ihren Leibern viele Jahrhunderte lang im Erdschlamm herumwälzen, ehe sie in die Heimat der Seligen gelangten. — Wer eine gute Darstellung der römischen Geschichte gelesen hat, der ist von ihrem Nutzen überzeugt. Aber wieviel gebildete Männer kommen in der heutigen politischen, Geschäfts- und Vergnügungshebe dazu, ein größeres Werk durchzulesen? Deshalb habe ich diesen kleinen Versuch gewagt, der beweisen soll, daß es doch einigermaßen schade wäre, wenn man die

Kenntnis der römischen Geschichte einfach wegwerfen wollte, um sich der Pflege der Dividenden, der Chilisalpeterdüngung, der Telegraphie ohne Draht, der elektrischen Straßenbahnen, des Heilserums, oder was dasselbe ist, der Höchster Farbwerkeaktien, der Plakatenfabrikation und unsrer übrigen Kulturerrungenschaften ungeteilt hingeben zu können.

Was aber die angebliche Verdrängung des germanischen Rechts durch das römische anlangt, so beruht sie meiner unmaßgeblichen Meinung nach auf Einbildung. Es ist richtig, daß die Juristen im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert einige Auffassungen des römischen Rechts zur Knechtung des deutschen Bauernstands gemißbraucht haben, aber was man in der Polemik über diesen Gegenstand deutsch nennt, das ist nur die Eigentümlichkeit einer frühern, der naturalwirtschaftlichen Kulturstufe, und was man tadelnd römisch zu nennen pflegt, das ist das unsrer heutigen städtischen, geld- und kreditwirtschaftlichen Kulturstufe angemessene. Am Berliner Bauschwindel z. B. soll das römische Recht schuld sein. Freilich wäre dieser Schwindel nicht möglich ohne Grundeigentum und Hypothekenordnung, zwei Institutionen übrigens, die, wie mir ein Jurist sagt, mehr deutsch als römisch sind, aber wer heißt denn die Gesetzgeber, solchen Mißbrauch des Eigentums und Hypothekenrechts mit verchränkten Armen zusehen? Wäre ein solcher Übelstand im alten Rom bemerkt worden, so würde ihm der Prätor oder der Senat oder der Cäsar mit einer Ergänzung des Gesetzes begegnet sein; wie könnte das römische Recht unsre verbündeten Regierungen und den Reichstag hindern, dasselbe zu thun? Ein sehr tüchtiger und gescheiter Mann, dessen gemeinnütziges Streben ich hochschätze, Ottomar Beta, predigt unaufhörlich,\*) das „römische“

\*) Z. B. in der sehr belehrenden Schrift: Kolonisation in Polen  
Sentsch, Drei Spaziergänge eines Laten

Bodenbesitzrecht liefere die arbeitenden Stände dem internationalen Großkapital aus, und empfiehlt uns Rußland und England als Muster, wo der Boden Gott und dem Könige oder Zaren gehöre, der Bebauener oder Bewohner aber nur Nutznießer sei. Nun, die russischen Bauern zu beneiden haben unsre deutschen wahrlich keine Ursache. Um aber entscheiden zu können, ob die englischen Pächter so glücklich und die Londoner Wohnungen so wohlfeil sind, wie sie Beta preist, müßte man längere Zeit dort gelebt und beobachtet haben. Fest steht, daß die Engländer selbst, nach Äußerungen ihrer Presse zu urteilen, weder von der Verwandlung ihrer Freibauern in Pächter, noch von der Lage ihrer Landwirte, noch von ihren städtischen Wohnungs- und Mietverhältnissen besonders entzückt sind. In der Saturday Review haben gerade jetzt Fabier und Nichtsozialisten monatelang über die Wohnungsnot und die Rechtmäßigkeit der städtischen Bodenrente mit einander disputiert. Ein Gegner der Sozialisten meinte sehr vernünftig, der eigentliche Grund der Wohnungsnot sei doch wohl der, daß auf einem Raume, der bequem nur 400000 Menschen beherbergen könne, schlechterdings 500000 (warum sagt er nicht vier Millionen?) wohnen wollten, und daran würde wohl kein Gesetz und keine neue Gesellschaftsordnung etwas ändern können. Sie könnte es nur dann, wenn eine Oberbehörde jedem seine Wohnung anwies, aber wer möchte sich solchem Zwange fügen? Die Konkurrenz wird die Boden- und Wohnungspreise in den Großstädten solange in die Höhe treiben, bis entweder eine Änderung des Volksgeschmacks, oder Erleichterung des Erwerbs auf dem Lande, oder große internationale Völkerwanderungen,

---

und die Fuchsmühlener Bauerntragödie. Berlin, Deutsche Schriftsteller-genossenschaft, 1896.

die den intranationalen eine andre Richtung geben, die Großstädte entlasten. Übrigens ist weder die von Beta so warm empfohlne Pacht und Erbpacht, noch seine Anschauung vom Grundeigentum dem römischen Rechte fremd. Der ganze Kampf zwischen Patriziern und Plebejern und später zwischen der Nobilität und den demagogischen Agrarreformern drehte sich ja eben um das Recht der pachtweisen Nutzung der ungeheuern Staatsländereien. Aus den Institutionen des Gajus (liber II § 6) erfahren wir, daß der ganze Provinz=boden für Eigentum des römischen Volkes, jeder Bebauener oder Bewohner solchen Bodens nur für einen Nutznießer angesehen wurde, und aus dem 145. Paragraphen des dritten Buches, daß die städtischen Grundstücke der Munizipien in Erbpacht gegeben zu werden pflegten. (Es wird in diesem Paragraphen gefragt, ob man die Hingabe eines Grundstücks unter der Bedingung, daß es bei regelmäßiger Zahlung eines jährlichen Zinses weder dem Übernehmer noch seinen Erben entzogen werden dürfe, Verkauf oder Verpachtung nennen solle; Gajus entscheidet sich für das zweite.)

So erscheinen mir denn die Schädigungen, die wir angeblich vom römischen Recht erleiden, sehr zweifelhaft, die Vorteile dagegen, die das Studium der römischen Geschichte gewährt, unzweifelhaft. Der größte Nutzen aber, den die Beschäftigung mit der alten Geschichte stiftet, dürfte darin bestehen, daß sie von der providentiellen Leitung der Weltgeschichte überzeugt. Wo die Entwicklung der christlichen Zeit hinaus will, das wissen wir noch nicht, daher gelingt es auch nicht, von ihren einzelnen Abschnitten und Wandlungen den teleologischen Sinn zu erraten. In der alten Geschichte giebt's nichts zu erraten. Sie liegt abgeschlossen hinter uns, und ihr Zweck ist offenbar. Nur dem Verbohrten oder dem Oberflächlichen

und Unwissenden kann er verborgen bleiben, und wer diese Geschichte und ihren Zusammenhang mit der neuern genau kennt, der kann nimmermehr dem Irrtum der materialistischen Geschichtskonstruktion verfallen. Das Römerreich hat die Grundlage für die heutige Staatenordnung geschaffen, und es ist zugleich eine Prophetie, die von dem uns noch unbekanntem Ziele der heutigen Staaten- und Völkerentwicklung wenigstens eine Ahnung giebt. In großartigster Weise haben die Römer das: *Si vis pacem, para bellum* verwirklicht. Sie haben so lange Krieg geführt, bis in dem von ihnen unterworfenen orbis terrarum der Frieden hergestellt war und der Janustempel geschlossen werden konnte. In derselben Zeit, da der römische Alleinherrscher die messianischen Weissagungen der jüdischen Propheten und die in Vergils vierter Ekloge niedergelegten der Cumäischen Sibylle zu erfüllen schien, ward Christus geboren, der zunächst zwar das Schwert brachte und eine neue Ära furchtbarer Kämpfe eröffnete, in die sich die europäische Menschheit nach kurzer Rast hineingestoßen sah, dessen Charakter als Friedensfürst und Vater der Zukunft aber (Jesaja 9, 6) dafür bürgt, daß das Endziel dieser Kämpfe ein die ganze Erde umfassendes Friedensreich sein wird, von dem das römische nur ein schwaches Vorbild war.



# Inhalt

	Seite
Die athenische Volksmoral im Drama . . . . .	1
Die Sklaverei bei den antiken Dichtern . . . . .	119
Der Römerstaat . . . . .	179
1. Religion . . . . .	182
2. Soziale Kämpfe . . . . .	230
3. Vom Stadtstaat zum Weltreich . . . . .	306

## Berichtigungen:

Seite 176 Zeile 14 von unten lies: *μάστιξιν ἀνταΐζεσθαι*  
statt: *μάστιξιν ἀνταΐζεσθαι*

Seite 197 Zeile 8 von unten: Haruspicin statt: Haruspicien.



Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig  
Verlag der Grenzboten

---

Von Carl Dentsch sind früher erschienen:

## Die Agrarkrisis

Besteht eine solche, und worin besteht sie?

Broschiert 2 Mark 50 Pfennige

\*

## Sozialauslese

Kritische Glossen

Broschiert 2 Mark 80 Pfennige. Gebunden 3 Mark 80 Pfennige

\*

## Wandlungen

Lebenserinnerungen

Broschiert 4 Mark. Gebunden 5 Mark

\*

## Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirtschaft

Eine populäre Volkswirtschaftslehre

In Leinwand gebunden 2 Mark 50 Pfennige

\*

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig  
Verlag der Grenzboten

---

## Geschichtsphilosophische Gedanken

Ein Leitfaden durch die Widersprüche des Lebens

In Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pfennige

\*

## Weder Kommunismus noch Kapitalismus

Ein Beitrag zur Lösung der europäischen Frage

In Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pfennige

\*

## Neue Ziele, neue Wege

Broschiert 1 Mark

\*

## Betrachtungen eines Laien über unsere Strafrechtspflege

Broschiert 1 Mark

---

Verlag von Carl Marquart in Leipzig

